



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES



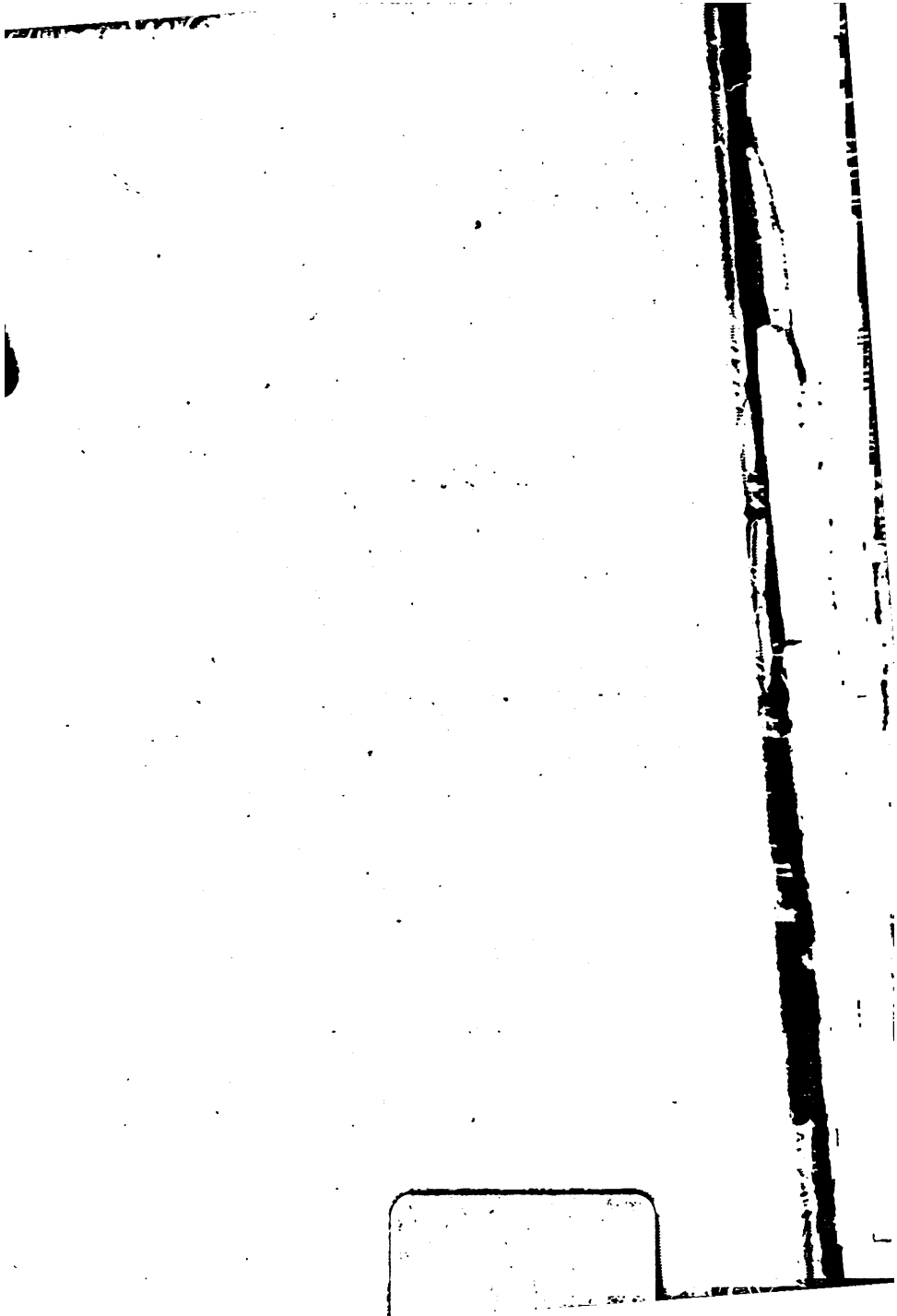
3 3433 07575561 5



Konrad Telmann  

 Was ist Wahrheit?





H. F. P. ...
Gift

121

48

57

1. Fiction ()



Best in R.D
8/8-16
Z

Was ist Wahrheit?

Roman

von

Konrad Telmann.

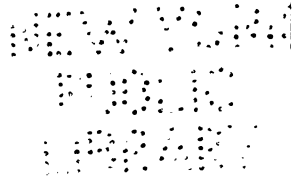
Erster Band.



Dresden und Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.

1900.

JH



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
745691
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATION
R 19 6



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
745691
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATION
R 19 6

I.

zweimal hatte Gotthold schon Vorüberkommende nach der Wohnung des Predigers Meinert gefragt, und beide Male hatte man ihm keine Auskunft geben können. Erst, wenn er hinzufügte: „Am Jakobikirchhof“, wies man ihn zurecht, den kannten Alle. Aber es war ihm seltsam und verdroß ihn, daß man es hinzufügen mußte. Uebrigens hätte er sich nun auch allein zurechtgefunden. Denn als er aus den engen Straßen, mit den hohen, schmalen, alterthümlichen Häusern, die ihnen etwas so Düstres verliehen, heraustrat und über den Hofmarkt schritt, sah er zur Linken den kloßigen Thurm der Jakobikirche vor sich aufragen und kannte also die einzuschlagende Richtung. Er ging nun langsamer, den Blick seiner tiefliegenden, dunklen Augen immer vor sich hinaus auf den alten, massigen Backsteinbau gerichtet, aus dessen bröckelnden Fugen hie und da grünes Strauchwert herabhing und dessen schiefergedeckte Thurmspitze die Dohlen umflatterten.

Der Platz um die eng von Häusern eingebaute Kirche war mit Linden bestanden, der Rasengrund dazwischen mit blühenden Büschen überdeckt. Das Pastorat lag der Rückseite der Kirche gegenüber, wie in einem stillen, versteckten Winkel, hinter lauter Laubwipfeln. Es sah sehr traulich aus, aber Gotthold sagte sich, daß gar keine Sonne da hineinkommen könne. Als er noch stand und sich das alte Haus betrachtete, trat eine Gestalt aus demselben über die ausgewaschenen Stein-
stufen hinab, in der er zu seinem Erstaunen einen katholischen
Priester erkannte. Es war ein älterer Mann von hagerer,

etwas gebeugter Gestalt, der etwas Scheues und Demüthiges in seinem Wesen hatte. Er grüßte Gotthold, der seinerseits erstaunt dankte und dann, eine Falte auf seiner Stirn, in's Haus trat.

Ein guter Geruch, wie von frisch gebadenem Kuchen, strömte ihm darin entgegen, als er die Holzterappe hinaufstieg, die ebenso, wie die Dielen des Flurs oben, mit weißem Sand bestreut war und noch Spuren von Nässe trug. Es war ganz still im Hause, so still, daß man es für unbewohnt hätte halten können. Gotthold scheute sich fast, die Klingel zu ziehen. Als er es dann doch gethan hatte, kamen von drinnen leise Schritte heran und geräuschlos wurde die Thür geöffnet.

„Herr Prediger Meinert zu sprechen?“

Das Mädchen, dessen Haar fast so weiß war, wie die Tüllhaube, die sie trug, und die Schürze, die sie vorgebunden hatte, — sie sah so sauber und appetitlich aus, wie der Eindruck des ganzen Hauses war — nickte freundlich. „Wen darf ich melden?“

Gotthold reichte ihr seine Karte. „Gotthold Freiherr von Wenden, Pastor an Sankt Jakobi“ stand darauf. Aber es fiel ihm angenehm auf, daß das Mädchen die Karte nicht las, während sie sie über den langen Korridor trug. Nach kaum einer halben Minute kehrte sie zurück: „Darf ich bitten, Herr Pastor?“

Prediger Meinert kam dem Besucher schon auf der Schwelle seines Arbeitszimmers entgegen. Er war eine großgewachsene, magere Gestalt mit vollem, in der Mitte gescheiteltem Grauhaar und zwei schmalen, grauen Bartstreifen an den Wangen. Er war in tadelloses Schwarz gekleidet. Halsbinde und Hemd blüthenweiß. Kinn und Lippen rasirt; kein Stäubchen war an ihm, keins auf den einfachen, altmodischen Möbeln im Gemach, auf den Rücken der zahllosen Bücher in den hohen Wandregalen oder auf den Papieren und Geräthen zu entdecken, mit denen der mächtig ausladende Schreibtisch am Fenster überfät war. Die Fenster hatten schneeweiße Gardinen, und es roch in dem lautlosen, freundlichen Raum nicht nach Tabak, sondern

nach den blühenden Geranien, die auf dem Fensterbrett standen, und nach einem feinen Duft von Räucherkerzchen, die irgendwo in der Nähe abgebrannt sein mußten.

Der Brebiger hatte seinem Gast beide Hände entgegen-gestreckt. „Herzlich willkommen, lieber Herr Amtsbruder! Der Herr, unser Gott, segne Ihren Eingang! Seit wann sind Sie in unsrer Stadt?“ Er zog Gotthold gegen das mit grauem Cretonne überzogene Sopha hin, das mit lauter weißen gehäkelten Decken behängt war und auf dem mehrere gestickte Schlummerrollen sowie perlenbestickte Rückenkissen lagen. Dabei schweiften seine großen, lichtblauen, merkwürdig weltfremden und immer erst wie aus weiter Ferne zurückgerufenen Augen über die schlante, feingliedrige Gestalt des jungen Mannes hin, dessen schmale, aristokratische Hände sich leise aus den feinen befreit hatten. Die dunkelhaarige Erscheinung des Pastors erregte den Eindruck einer kühlen Vornehmheit, hinter der aber ein verborgenes Feuer lauerte. Etwas Düstres, Verhaltenes war in seinen weichen, fein geschnittenen Zügen. Man sah seiner Stirn an, daß er viel und ernst gearbeitet hatte, in der Tiefe seiner Augen lag ein manchmal aufzuckendes Glänzen. Während er jetzt, leicht zurückgelehnt, Auskunft gab und von sich erzählte, — alles mit einer wohllautenden, modulirenden Stimme und fast anmuthigen Gesten, — beobachtete er unausgesetzt den alten Herrn, der seinerseits ihm mit halb geschlossenen Augen, die Hände über dem Knie gefaltet, zuhörte, manchmal etwas abwesend lächelte und dann wieder ein gutmüthig-freundliches Wort dazwischenwarf.

„Sie sind erst seit einem Jahre ordinirt, lieber Herr Amtsbruder?“ fragte Meinert nach einer Weile interessirt.

„Ja. Dies ist meine zweite Anstellung.“

„Sie fühlten sich nicht wohl auf dem Dorfe?“ Es klang etwas wie müde Sehnsucht in dieser Frage.

„Oh, doch, gewiß,“ gab der Andre etwas erstaunt zurück.

„Aber eben deshalb — Das ist ja doch nicht unsre Aufgabe. Ich brauchte einen größeren Wirkungskreis, ich fühlte mich berufen und verpflichtet, schwerere Aufgaben zu lösen. Ich hoffe, hier an meinem Platze zu sein.“

Meinert strich sich das leicht gewellte Haar zu beiden Seiten seines Scheitels glatt. „Natürlich, ja,“ sagte er etwas zerstreut und blickte in's Leere, „natürlich. Eine junge Kraft. Das begreift sich. Und es ist ja mit Gottes Hülfe wohl als gewiß anzunehmen, daß Sie sich hier in unsrer lieben Stadt — ich meine: daß Sie hier finden, was Sie suchen, lieber Amtsbruder. Eine gute, friedfertige Bevölkerung hier, im Allgemeinen. Ja, man kann zufrieden sein. Recht reger Kirchenbesuch. Wenig Scherereien mit den Behörden. Ein verträgliches Sichineinanderfinden — man darf dem lieben Gott dankbar sein.“

Gotthold hatte die Brauen etwas zusammengezogen. „Das klingt freilich ganz anders, als man mir berichtet hat,“ sagte er mit einer gewissen Herbheit.

Meinert ließ einen leisen Seufzer hören und rieb, ohne den Andren anzusehn, den langen, knöchigen Zeigefinger gegen seine Nase. „Ah — ja, ja,“ machte er gedehnt, „die Fabriken, nicht wahr? Man hat Sie wegen der Fabriken gewarnt? Nun, wissen Sie, lieber Herr Amtsbruder, wir leben ja freilich nicht in einer vollkommenen Welt, — nein, gewiß nicht. Aber man übertreibt, — ich bin überzeugt: man übertreibt. Nein, nein, nein, das ist alles nicht so schlimm. Sehen Sie: es sind eben schwer arbeitende Menschen. Wenn die einmal Sonntags auch nicht in die Kirche kommen, lieber sich zu Hause ausruhn für die nächste Arbeitswoche, — nun, mein Gott — wie gesagt: ich habe nie über eine leere Kirche zu klagen gehabt, noch nie.“

„Aber die Seelsorge,“ warf Gotthold ein, dessen Stirn sich immer mehr umwölkt hatte, „die Seelsorge, bester Herr Prediger! Wie steht es mit der? Ich muß Ihnen nur vorweg sagen, daß ich das Hauptgewicht auf die Seelsorge zu legen gedenke.“

„Ja, ja, freilich,“ machte der Andre und warf einen gequälten Blick nach seinem Schreibtisch hinüber, „freilich: die Seelsorge, die Seelsorge!“ Er seufzte wieder leicht.

Eine kleine Pause trat ein. Gotthold schien ein paarmal

zu unterdrücken, was ihm auf die Lippen treten wollte. Dann ging ein gutmüthiges Lächeln plötzlich über seine ernsten Züge hin. „Sie sind aller Wahrscheinlichkeit nach ein großer Gelehrter, Herr Amtsbruder,“ sagte er, mit halbem Spott.

Meinert war glühroth geworden; er sah aus, wie ein verschämter Jüngling, — merkwürdig jung und unbeholfen. Und doch leuchtete etwas Warmes in seinen Augen auf, über denen sich aller Staub angesammelt zu haben schien, den man aus diesem stillen, sauberen Hause sonst aus allen Ecken und Winkeln fortgeführt hatte. „Weshalb vermuthen Sie das?“

„Ich bin ein guter Beobachter. Und Sie blicken manchmal so sehnsüchtig zu ihren Büchern hinüber. Nun? Hab' ich nicht Recht?“ Eine wohlwollende Ueberlegenheit klang aus seinen Worten.

Meinert hatte die Hand an die Stirn gelegt. „Ich — ja, in der That — ich habe seit Langem ein wissenschaftliches Werk vor, sozusagen — die Arbeit meines Lebens, darf ich wohl sagen. Wenn sie gelingt —“ Seine Stimme schwoll an und eine milde Verklärung lag auf seinen wellten Zügen. — „Wenn der Herr, unser Gott, mich würdigt, sie zu vollenden — für sie und in ihr leb' ich, bin ich und athm' ich.“ Er saß jetzt völlig wie entrückt da.

„Darf man erfahren, wovon dies Werk handelt?“ fragte Gotthold kühl.

„Die Wahrheit der Bibel, soll es heißen,“ erwiderte Meinert mit einem Schwärmerblick in seinen gleichsam verhängten Augen.

Der Andere rückte unruhig hin und her. „Brauchst die noch bewiesen zu werden, Herr Amtsbruder?“

„Für uns freilich nicht. Aber für alle diejenigen, die da nicht glauben, — und ihrer sind wie Sand am Meer. Mit einem Wort: ich möchte den Glauben und das Wissen miteinander versöhnen, lieber Amtsbruder, die Religion und die Wissenschaft — heute unerbittliche Gegnerinnen — zum Heil der ganzen, leidenden Menschheit vereinigen.“

„Es giebt keine Wissenschaft, außer von Gott,“ sagte Gotthold düster.

„Eben darum,“ fiel der Andre mit lebhafter Wärme ein. „Weil nur durch göttliche Erleuchtung die großen Männer der Wissenschaft zu ihren gewaltigen Entdeckungen gelangen konnten, weil nur von Gott die Ergebnisse ihrer Forschung gewollt sein können, kann die Wissenschaft auch nicht im Widerspruch zu Gottes Wort stehn, das in der Bibel für uns niedergelegt ist. Nur menschliche Blindheit und Befangenheit hat das annehmen können. Es kommt also darauf an, die scheinbaren Widersprüche aufzuheben, die Vereinbarkeit der Lehren beider Lager aufzuzeigen und die auseinandergesprengte Heerde wird wieder in die gleiche Hürde zurückkehren, die zerstreute Menschheit wird wieder eine einzige große Gemeinde sein und mit gefalteten Händen beten: „Abbas, lieber Vater im Himmel.“

Gotthold hatte diesem Ausbruch zugehört, ohne auch nur eine Miene zu verziehen. „Und Sie hoffen mit diesem Werk zu Stande zu kommen?“ fragte er jetzt kalt.

Meinert's Züge überhüllte ein Wolkenhagel. „Wie Gott will. Ich arbeite und arbeite. Ich brauche viel Rüstzeug zu meinem Kampfe, lieber Herr Bruder. Und der Berg, den ich abtragen muß, dieser Berg von Vorurtheilen, Widersprüchen und Mißverständnissen scheint manchmal vor meinen Augen zu wachsen und zu wachsen, je mehr ich grabe und schaufle. Aber wenn es gelingt — lieber Amtsbruder, wenn es gelingt, — so wird es ein Werk sein, das, vollendet zu haben, ein Menschenleben werth war.“

Gotthold hatte eine leichte Ungebuld ergriffen. „Wenn es nur kein Werk der Kompromisse wird!“ sagte er, mit dem Fuß wippend. „Die Krankheit unsrer Zeit, die das Halbe und Laue so liebt! Wenn Sie nur keine Konzessionen machen!“

„Konzessionen?“ Meinert sah ihn fremd an. „Ich? Hängt es denn von mir ab, was ich will oder nicht will? Ich suche die Wahrheit, lieber Herr Bruder, — nichts, als die Wahrheit.“

Gotthold war ungeduldig aufgestanden, er ging, die Arme ineinander verschränkt, ein paar mal, mit gesenktem Kopf, über den geblühten Teppich unter dem Sophatisch, hin und wieder.

„Ich bin das Licht und die Wahrheit, spricht Christus,“ murmelte er. Dann blieb er vor Meinert stehn. „Wir sprechen ein andermal mehr darüber, verehrter Herr Amtsbruder. Ihr Werk interessiert mich sehr, und ich werde Sie später um eingehendere Auskunft darüber bitten. Heute liegt mir begreiflicherweise andres näher am Herzen. Ich kam, um mir bei Ihnen Anleitung für meine seelsorgerische Thätigkeit hier zu holen, die ich speziell im Arbeiterviertel zu entwickeln gedenke. Ich höre darüber aber wohl anderwärts Weiteres. Ich müßt' es auch für ein Unrecht halten, Sie länger zu stören. Leben Sie also herzlich wohl und auf baldiges Wiedersehn!“ Er streckte ihm die Hand hin. Er hatte die Empfindung, daß er in dieses stille, saubere Haus mit seinen guten, sanften Gerüchen und zu diesem weltunkundigen Träumer, der über einem zwecklosen, phantastischen Buche seine höchsten und eigentlichen Pflichten veräußerte, nichts zu thun habe, daß sein Platz anderswo sei. Hier würde er keine Hilfe finden in dem, was ihm oblag.

Auch Meinert hatte sich erhoben. Seine Augen mühten sich förmlich, einen leichten Flor, der spinnwebartig darüber hing, zu durchbrechen und klar in die Wirklichkeit zu bringen. „Oh, ja,“ sagte er. „Wenn ich Ihnen ein andermal Näheres — wie gern! Wie gern! Und Sie wollen also wirklich schon fort, lieber Herr Amtsbruder? Das thut mir recht leid. Wegen der Seelsorge, ja, — wissen Sie, da fällt mir ein — wenn Sie sich da an unsren vortrefflichen Kommerzienrath von Willing wendeten, der könn't Ihnen die besten Aufschlüsse über alle Verhältnisse der Arbeiterbevölkerung geben. Inhaber der großen Eisenwerke, — Sie wissen wohl. Der hält seine Arbeiterkolonnen prächtig in Ordnung, hat förmliche Gesetze für sie erlassen, da geht alles am Schnürchen. Ein sehr gottesfürchtiger Mann, der Herr von Willing. Und ein Schwager von Excellenz Freydorf, dem Minister des Innern. Sie werden einen großen Halt an ihm haben.“

„Oh, ich weiß,“ fiel Gotthold lächelnd ein. „Willing ist mein Onkel. Ich glaubte, das wäre Ihnen bekannt.“

Meinert hatte überrascht die Hand seines Besuchers, die er bis dahin in den beiden seinen gehalten, losgelassen und fuhr sich über die Stirn hin. „So? So? Was Sie sagen! Ja, ja wohl, ich habe davon gehört. Natürlich. Wie man so 'was vergessen kann! Ja, meine Vergeßlichkeit, meine Vergeßlichkeit, das ist eine schwere Plage. Wenn man den Kopf so voll hat von dem Einen — da ist jetzt diese Stelle im Galaterbriefe —“

Als Gotthold schon wieder eine ungeduldige Bewegung machte, wurde der Sprecher durch ein leises Klopfen an der Thür unterbrochen, auf das eine Stimme nebenan mit sanftbescheidenem Klang sagte: „Lieber Michael, der Kaffee ist fertig. Wenn Du herüberkommen möchtest —“

Meinert schlug sich leicht gegen die Stirn. „Ja, ja, ja,“ rief er. „Gewiß. Gott, welche Vergeßlichkeit! Da hätt' ich Sie nun beinah' gehn lassen, lieber Herr Amtsbruder, ohne Ihnen etwas anzubieten, ohne Sie auch nur den Meinigen zuzuführen. Es ist unerhört.“ Er blickte auf die Uhr. „Wahrschastig: unsre Kaffeestunde! Ja, wenn meine gute Hannah mich nicht jeden Tag pünktlich zu den Mahlzeiten abriefe — nun müssen Sie aber mit herüberkommen, lieber Herr Amtsbruder, ganz ohne Widerrede müssen Sie das. Ich könnte mir's ja nie verzeihen, wenn ich — bitte! Bitte!“ Er schob seinen Arm unter den Gotthold's und zog ihn mit sanfter Gewalt dem Nebenzimmer zu.

Frau Hannah Meinert fand Gotthold so wie er sie sich, nach ihrer Stimme, vorgestellt hatte. Sie hatte, durch das lange Zusammenleben, eine solche Aehnlichkeit mit ihrem Manne gewonnen, daß man sie für seine Schwester hätte halten können. Sie war groß und hager, wie er, eine mild und freundlich blickende grauhaarige Matrone in eng anliegendem, schwarzen Kleid, mit weißer Halskrause und weißen Aermelausschlägen. Sie sah etwas diafonissenhaft aus, ein weißes Häubchen auf dem Kopf, sauber und still, man hörte nichts von ihren Schritten, wenn sie ging. Ihre Züge hatten etwas Klagendes, wie ihre Stimme, die das letzte Wort des Satzes immer zu singen pflegte.

Im Zimmer sah es auch hier altväterisch-behaglich aus, und vor allem so frisch geschauert und abgestaubt, als wäre eben erst die große Reinigung beendet. Auf der einen Sopphalehne lag ein schwarzer Kater zusammengerollt und blinzelte den Fremden aus grünlich-gelben Augen müde an. Der Kaffee war in einer altmodischen, weißen Porzellanmaschine bereitet worden, aus der Frau Hannah Meinert, nachdem ihr Gotthold vorgestellt worden war und sie ihn mit einfacher Herzlichkeit begrüßt hatte, nun die Tassen füllte. Man plauderte von den naheliegenden Dingen.

Gotthold erzählte, daß er mit einer älteren Schwester zusammenziehen werde, die ihm den Haushalt führen solle. Er war voller Pläne und ganz geschwellt von thatkräftigem Eifer für die großen Aufgaben, die seiner in dem neuen Wirkungskreise warteten. Eine heiße Ungebuld sprühte aus allem, was er sprach. Aber Aufschlüsse über das, was ihm am Herzen lag, konnte er auch von Frau Hannah Meinert nicht erlangen. Für diese stillen, friedlichen Menschen schien es keine brennenden Zeitfragen zu geben, die da draußen mit schwelender Fackel durch's Land strichen und mit ehernen Fäusten an alle Pforten donnerten. Wußten sie wirklich nichts davon oder versteckten sie sich nur davor?

„Wir kommen so wenig heraus,“ sagte Frau Hannah, mit ihrer sanften, klagenden Stimme. „Michael's Buch — Sie wissen wohl — es nimmt ihn ganz in Anspruch. Und die vielen, vielen ungläubigen Bücher, die er um deswillen lesen muß, all' diese schändlichen Lästerschristen der Umstürzler, greifen ihm so an's Herz. Von dem allen hat man ja sonst in unseren Kreisen keine Ahnung. Und Michael ist weich, es thut ihm so weh, daß es solche Bücher giebt und solche Menschen, die das geschrieben haben und die es lesen. Sie glauben nicht, Herr Pastor, wie tief es ihm geht. Da braucht er viel Pflege, um dem großen Wert gewachsen zu bleiben.“

„Nun, nun, nun,“ machte Meinert und strich der Sprecherin begütigend und dankbar über die Hand hin. „Und übrigens hast Du ja auch noch Dein Spital, Hannah,“ fügte er dann mit einem Anflug von Scherz hinzu.

„Ein Spital?“ fragte Gotthold aufmerksam.

Frau Hannah Meinert hatte den schnurrenden Kater von der Sopphalehne auf ihren Schooß genommen, und ihre knochigen Hände strichen ihm über das weiche, glänzende Fell hin. „Ach, Michael neckt mich nur. Ich habe soviel Erbarmen mit kranken Thieren, wissen Sie, und da bringen mir die Leute, die das schon heraus haben, öfters so arme Kreaturen, mit denen sie nichts mehr anzufangen wissen, besonders Katzen, und die nehm' ich in Pflege. Unten im Holzstall hab' ich mir einen eignen Verschlag für sie bauen lassen, da liegen sie auf Stroh und alten Decken, werden warm gehalten und bekommen ihr Gnadenbrod oder ich bringe sie auch wieder in die Höhe. Der liebe Gott hat mir eine gute Hand dafür gegeben. Blumen und Katzen, — die gedeihen bei mir. Und die machen auch keinen Lärm, aber man hat seine Freude daran.“

Gotthold, dessen Lippen ein halb bittres, halb spöttisches Lächeln umtraust hatte, wurde in seiner Erwiderung durch das leichte Geräusch einer sich öffnenden Thür unterbrochen, durch die ein hochgewachsenes junges Mädchen jetzt in's Zimmer trat. Ihr Gesicht wies unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Meinert'schen Ehepaar auf, aber ihre Züge waren voller, runder und weniger in die Länge gezogen. Man konnte sie schön nennen. Nur lag keine Frische in ihrem Gesicht und in den Augen ein kalter Glanz, um die Lippen etwas Herbes, was Gotthold nicht gefiel.

„Unsere Tochter,“ sagte Meinert, während Gotthold aufsprang, „unser einziges Kind Magdalene.“

Das junge Mädchen verneigte sich kühl. „Ich bitte um Entschuldigung,“ sagte sie, als man sich wieder gesetzt hatte, „ich habe mich verspätet.“

„Ja, leider,“ bestätigte Frau Hannah klagend, „es kommt in letzter Zeit öfter vor, Magdalene.“

„Nun, nun,“ begütigte Meinert.

Magdalene gab keine Erwiderung. Sie theilte mit in das Gespräch, auch weiterhin nicht am Gespräch, das nun wieder in Fluß kam, sondern saß theilnahmslos und kalt, in gerader Haltung,

auf ihrem Stuhl, die Augen halb geschlossen, manchmal die rothe Unterlippe scharf an ihren weißen, spitzen Zähnen vorüberschiebend. Gotthold machte es den Eindruck, als ob sie auf der Lauer säße und ihn scharf beobachte. Vielleicht reizte ihn gerade das, noch einmal auf seine Wünsche und Bestrebungen zurückzukommen und mit noch größerem Nachdruck, als vorher.

„Meine Aufgabe hier wird die innere Mission sein,“ sagte er. „In dieser Absicht bin ich von meinem Onkel Willing hierhergerufen worden, und ich sehe eine ebenso anstrengende, als schwierige Thätigkeit voraus. Aber ich lechze zugleich auch danach, sie zur Ehre dessen, dem wir dienen, zu erfüllen. Ich werde das Evangelium zu predigen haben, wie wenn ich in den dunklen Kontinent käme, aber ich werde eine Waffe daraus machen und damit siegen. Das Volk dürstet nach dem Worte des Heils und ist seiner unlauteren Propheten müde. Man muß es vor allen Dingen wieder lehren, daß der Mensch nicht um sein zeitliches, sondern um sein ewiges Wohl allein besorgt zu sein braucht, und daß sie nicht sich abhängigen sollen um ihr tägliches Brot, sondern um ihre unsterbliche Seele. Das haben sie vergessen, denn man hat es ihnen ausgerebet. Sie denken an ihren Leib und wissen nichts mehr von Gott. Ich will ihnen Gott wieder nahebringen, mit Bitten und mit Drohen, mit Engelsstimmen und mit dem Grollen des Donners. Sie sollen ihn spüren in seinem Wort, vor ihm zittern und zu ihm beten. Dann werden sie ihm auch wieder vertrauen, ihn lieben und Gottes Kinder werden. Dann werden sie absteihn von Aufruhr und Ungehorsam, von Neid und Empörung, und inne werden, daß es nach andrem zu streben gilt, als nach solchen Gütern, die da Motten und Rost fressen, und daß die Letzten hier die Ersten dort sein werden. Hier liegt die Aufgabe, die uns Dienern am Wort heute den großen Zeitfragen gegenüber gestellt ist, wir sind dazu berufen, sie zu lösen. Und wir werden sie lösen, wenn wir ehrlich wollen. Gott ist mit uns.“

Es war ein fanatischer Glanz in seiner Augentiefe aufgesprüht, und seine bleiche Stirn hatte sich geröthet. Ein fast

bekommenes Schweigen waltete im Gemach, in dem gleichsam ein Ruf aus einer andren Welt erklingen zu sein schien, den man noch niemals hier gehört. Frau Hannah Meinert streichelte ihren Kater, der eingeschlafen zu sein schien, und der Prediger sagte, mit seinem abwesenden, suchenden Blick, nach einer geraumen Weile: „Ja, wenn sie ungläubig sind, — ja, freilich, das wäre eine schöne Aufgabe. Mit Schrift und Wort, — ja, so muß es sein, — auf daß Frieden werde.“

Gotthold blickte zu Magdalene hinüber, es war ihm plötzlich, als hätte er nur für sie gesprochen. Irrte er sich oder war wirklich ein warmes Licht zwischen ihren Lidern aufgebrochen? Sie sah ihn mit leicht geöffneten Lippen prüfend an, aber der herbe Zug darunter schwand nicht. Nur wie ein leises Vibriren ging's durch die Muskeln ihres Gesichts, als hätte er ganz leicht irgendwo eine Saite in ihr angeschlagen, nur noch nicht voll genug oder noch nicht die rechte, die voll mitschwingen konnte. Was für ein Leben mochte dies Mädchen in dem stillen Hause führen, das so frieblich und behaglich war und in das die Sonne doch nicht kommen konnte? Wußte auch sie von dem harten, wilden Leben da draußen nichts? Sie kam ihm wie ein Räthsel vor, aber dies Räthsel reizte ihn.

Meinert hatte, wahrscheinlich in dem Bestreben, dem Gespräch wieder eine andre Wendung zu geben, gefragt, ob Gotthold den lieben Amtsbruder Gadebusch, an Sankt Peter und Paul, schon aufgesucht habe. Gotthold verneinte und fügte mit leichtem Stirnrunzeln hinzu: „Er soll ein Rationalist sein. Ich hoffe, man thut ihm Unrecht.“

„Oh, oh,“ machte Meinert bedauernd, „wie kann man das sagen? Nein, nein, ein so guter, frommer und lieber Mann. Nein, nein, das glaube ich nicht. Alle Welt liebt ihn. Ein vortrefflicher Charakter. Sie werden sich sehr wohl bei ihm fühlen.“

„Pastor Gadebusch ist meines Mannes liebster Freund,“ fiel Frau Hannah ein.

„Ja, ja, denken Sie, — schon von der Universität her. Und hier in derselben Stadt wieder zusammengefunden! Und

nun schon so lange befreundet. Und nie war ein Streit zwischen uns, — niemals.“

„Das ist mir allerdings eine werthvolle Bürgschaft,“ sagte Gotthold.

„Das heißt,“ wandte Frau Hannah klagend ein, „ein bißchen herb und laut ist er schon, der gute Gadebusch, Herr Pastor. Alles, was wahr ist. Eigentlich mehr zum Landpfarrer geboren, mit seinen Mürren, als daß er in die Stadt gehörte. Aber immer guter Laune — fröhlich in Gott. Ein recht begnadeter Mensch. Und er macht Michael immer das Herz leichter, wenn er hier ist.“

„Ja,“ bestätigte Meinert und lächelte still vor sich hin. „Seine Gemeinde geht für ihn durch's Feuer. Wie man den liebt, meinen alten Fürstgott! Und wie der predigt!“

„Nun, lieber Michael,“ sagte Frau Hannah, mit bescheidener Festigkeit, „Dich liebt man auch. Und Pastor Gadebusch hat eine anspruchslosere Gemeinde. Es sind fast nur kleine Leute in seinem Sprengel, während bei uns — aber ich glaube, Sie nehmen gar nichts von meinen Schürzkuchen, Herr Pastor. Es sind selbst gebakene. Michael hat sie so gern, daß ich sie ihm häufig bringe. Magdalene, biete doch Herrn Pastor an! Die bräunlichen sind die besten. Wir lieben sie stark mit Zucker bestreut, das ist aber nicht Jedermanns Geschmack.“

Gotthold lehnte ab und erhob sich. „Ich bin schon viel länger geblieben, als ich hätte sollen, verehrte Frau. Auch der Herr Amtsbruder sehnt sich sicherlich bereits wieder nach seinen Büchern. Nur eine Frage noch. Ich sah vorher bei meinem Kommen einen katholischen Geistlichen aus diesem evangelischen Pfarrhause treten. Sie werden begreifen, daß mich das befremdete. Ist es vielleicht ein gemeinsames, wohlthätiges Wirken oder —?“

Meinert war leicht erröthet. „Oh,“ sagte er, „es war der Herr Pfarrer Benedikt Hegeler, jawohl. Ja, er kommt öfter, dieser würdige Mann. Mein Buch, wissen Sie — das hat uns zusammengeführt. Er hat eine Bibliothek, — eine wahrhaft kostbare Bibliothek, verschiedentliche Unika darin. Und

auch sonst geht er mir manchmal an die Hand, dieser gelehrte Mann. Denn an der Vollenbung meines Buches ist schließlich selbst dem Katholizismus gelegen, können Sie denken. Wenn es gegen den modernen Unglauben der Gebildeten geht, stehen wir ja Alle Schulter an Schulter, wie tief die Kluft sonst auch sein mag, die uns trennt. Uebrigens, lieber Herr Amtsbruder" — der Sprecher blickte auf seine langen, weißen Fingernägel nieder — „wir leben überhaupt, wie ich Ihnen schon sagte, hier recht friebfertig alle miteinander, — mit Gottes Hülfe, — auch in konfessioneller Beziehung. Die kleine katholische Gemeinde hier giebt uns niemals Aergerniß. Und selbst die Juden" — er räusperte sich mit einer gewissen Verlegenheit.

Gotthold's Lippen hatte ein Lächeln umspielt, das sein Gesicht aber nicht verschönte. „Ja, ja, ich merke schon," sagte er, mit dem mißlingenden Versuch, zu scherzen, „man ist sehr tolerant in diesem Hause. Wohl uns, wenn wir es sein können, Herr Amtsbruder. Aber ich fürchte, wir leben in einer Zeit, wo es nicht auf christliche Dulbung ankommt, sondern darauf, zu zeugen und zu kämpfen für den Glauben. „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich!" spricht Christus. Doch wir reden wohl noch ein andermal darüber. Heute danke ich Ihnen für die wohlwollende Aufnahme in Ihrem Hause, Herr Amtsbruder, und erbitte mir die Erlaubniß, wiederkommen zu dürfen. Verehrte Frau, auch Ihnen meinen Dank! Gott mit Ihnen, Fräulein Meinert."

Er wehrte die Begleitung Meinert's ab und ging schnell aus der Stube und über den blanken Korridor die Treppe hinab. Es war ihm, als ob er den Seufzer der Erleichterung hören könnte, mit dem sich Michael Meinert jetzt wieder an seinem Schreibtisch niederlassen würde. Gotthold's Mienen hatten sich verfinstert, als er aus dem Pfarrhause unter die Linden des Kirchplatzes wieder hinaustrat. Jetzt begriff er, warum man ihm vorher nicht hatte Bescheid sagen können, wo Prediger Meinert wohne. Diesen Mann kannten die Menschen so wenig, wie er sie. Er predigte Sonntags von der Kanzel

herab zu ihnen, er hielt seine Leichen-, Trau- und Taufreden, aber sonst wußte er nichts von denen, die seiner Obhut anvertraut waren. Sein Buch war seine Welt. Er hatte seine Zeit nicht verstanden, und Gotthold würde keinen Helfer in ihm finden. „Ein dürrer Ast,“ dachte er, „und das ist kein echter Gottesfrieden, der in diesem Hause waltet.“ Die lauernen Augen in dem schönen, kalten Gesicht Magdalene Meinert's gingen ihm nach, als er seinen Weg fortsetzte.

II.

Draußen in der Vorstadt lagen die Fabriken. Seit der Festungsgürtel der kleinen Stadt gefallen war, konnte man freilich kaum mehr von einer Vorstadt sprechen, denn die neuen Häuser, die auf dem Terrain des ehemaligen Festungsrayons aufgewachsen waren, verbanden die Altstadt mit ihr und man wußte nichts davon, wo die eine aufhörte und die andre begann. Nur das Aussehn der Häuser änderte sich plötzlich, und dann sah man die hohen, mannigfach geformten Schornsteine gegen den Himmel ragen, der von ihren mächtig aufqualmenden Rauchwolken weithin verfinstert wurde. Die Straße sah eine Strecke weit weiß aus, als ob sie leicht gepudert worden wäre, — hier stießen die Walzmühlen an sie, — dann wurde sie grau, wo die Cementsfabrik begann, und dahinter flackte der schwarze Kohlenstaub der Eisenwerke. Einen freien Athemzug konnte man, vom ersten Schritt an, nicht mehr thun, die Luft war dick, rauchig und von schweren Gerüchen erfüllt. Von der Landschaft gewahrte man nichts, weder von der Flußniederung zur Rechten, die sich mit ihren von Wasseradern durchblitzten Wiesen, weit gegen den großen Binnensee hinauszog, noch von der hügeligen Feld- und Waldgegend links, die beide gleichermaßen durch die gewaltigen Baulichkeiten von der Straße abgesperrt wurden und selbst an hellen Tagen in einem trüben Dunst verschwammen. Und vom ersten Schritte an hätte, auch wer des Gesichts und des Geruchsinns beraubt gewesen, durch das Gehör erkannt, wohin er kam. Schon aus der Ferne vernahm man das Stampfen der Maschinen, das ätzende

Kreischen der Dampfträhne, das dröhnende Bochen der Hämmer. Ein dumpfes, verworrenes Getöse scholl dem Ankömmling, wie das Röhren der Meeresbrandung, entgegen, schwoh an und wuchs zu einem ohrbetäubenden Gelärm und Gerassel auf, das zusammen mit dem Geschrill der Dampfseifen, dem Rollen der schmalspurigen Arbeits-Eisenbahnen, den fauchenden Stößen der Rauchfänge und dem Gestöhn der lastbeschwerten Winden, auf eine Stunde hinaus, alles durchbrang und durchwogte. Die lange, gerade Straße war immer von knarrenden Lastfuhrwerken, mit starkknochigen, sich keuchend in die Sielen stemmenden Säulen, in langen Reihen, belebt. Die Mauern der hart daran stoßenden Gebäude erzitterten fortwährend unter dem schotternden, schwerwuchtigen Geräusch der das Steinpflaster überholpernden, breiten, eisenbeschlagenen Räder. Das laufende Knallen der langen Peitschen, Flüche, Geschrei, Schellentlingeln, erfüllten die Luft, ohne gegen die Uebermacht der surrenden Riesen-Triebräder und das harte Klopfen von Eisen auf Eisen, andringen zu können. Der Staub, aus den hoch aufgethürmten, seilüberspannten Wagenlasten, wirbelte umher, wie in dicken Wolken.

Nur Mittags verstummte, für eine Stunde, das Gedröhn all' dieser, gewaltig in einander arbeitenden, Kräfte, als ob der, bis zur äußersten Anspannung, gefolterte Organismus, jäh versagte und die gequälten Lungen erst wieder Luft einziehen mußten. Fast beängstigend still wurde es dann, nach dem wilden Lärmen, mit dem eine Legion von eingefangenen Geistern, unter dem aufgezwungenen Joche tagsüber knirschend, heulend und wimmernd, ihren Frohn leisteten, die Straße lag verödet, der Wind jagte das stäubende Geflak einher, als ob er die Bahn für etwas Neues freimachen wollte. Aber ehe man sich noch auf das Unerhörte besonnen hatte, ein dumpfes Sausen als Nachklang all' der vernommenen, höllischen Geräusche im Ohr, schrillten schon wieder die Dampfseifen, die Transmissionsriemen drehten sich schurrend, die Kohlschaukeln warfen den glosenden Feuermäulern der schier berstenden, unerfülllichen Defen, neue Nahrung zu, die gleißenden Kolben der Maschinen griffen stampfend aus, wie heutigetierige Raubthierklauen, und

die wieder entfesselte Bestie brüllte, stöhnte und zischte, als ob alle Dämonen der Unterwelt in ihr sich zu einem rasenden Kampf gegen das Bestehende vereinigt hätten. Erst, wenn vom Uhrthurm des großen Willingschen Eisenwerks, die weithin sichtbaren, bei Dunkelwerden vom hell durchleuchteten Zifferblatt sich abhebenden Zeiger die siebente Abendstunde wiesen und ein elektrisches Läutewerk dies mitten in das dröhnende Geheul der Fabriken hinein verkündete, kam das hundertsältig gegliederte, Rauch und Feuer schnaubende Ungethüm, wieder zur Ruhe. Stille wurde es allmählich hinter den rauchgeschwärzten, vielfach zertrümmerten Fenstern der hohen Backsteinmauern, die Feuer erloschen, die Schornsteine kamen mit ihren fauchenden Qualmwirbeln zur Ruhe. Und durch den ruhigen Nebel, der die abendliche Vorstadtstraße wie ein dünnes Bahrtuch überwehte, hörte man nur noch das gleichmäßige müd-schwere Stapfen nägelbeschlagener Stiefel und sah die dunklen, schweigenden Arbeiterkolonnen, Männer und Frauen, alle mit hängendem Kopfe und vorauschiebenden Schultern, ihre Blechgefäße oder irdenen Henkelkrüge, Körbe oder Bündel in den Händen, die Mützen in der Stirn, die Jacken um die Schultern gehängt, dahertrotten. Selten ein Wort, ein Lachen, ein Zuruf zwischen ihnen. Schweigend zerstreuten sie sich in ihre Behausungen, und über dem Fabrikviertel lag ein Frieden, als wisse man hier nichts von ringendem Kampf und menschenmordendem Wollen.

Nicht immer freilich. Es kamen auch Zeiten, wo es für die Eisenwerke kein Rasten, für die tausend ineinandergreifenden, schnurrenden und rasselnden Räder, keine Erholung geben durfte. Wenn umfangreiche Bestellungen, bis zu einem bestimmten Lieferungstermin, zu dem die Firma sich verpflichtet hatte, um in dem unerbittlichen Konkurrenzkampf abzusetzen, fertig sein mußten, durften die stampfenden Maschinen und die dröhnenden Hämmer keine Stunde, bei Tag oder Nacht, zur Ruhe kommen. Dann durchfunkelte das weiß-blaue Licht der elektrischen Glühlampen das riesige Etablissement, das Arbeiterheer wechselte ab in der Bedienung der gefrässigen Maschinen,

und es gab keinen Stillstand in der, allem Nachtfrieden und allem menschlichen Naturbedürfnis spottenden, erbarmungslos weiter rasenden Arbeit, bis das Werk vollendet war, mit dem die Firma über ihre Nebenbuhler triumphiren durfte.

Als Gotthold von Wenden zum ersten Mal in das Fabrikviertel hinausgekommen war, hatte er, dessen Leben bis dahin im Frieden seiner Studierstube und in ländlicher Stille hingegangen, sich wie von einem Grauen angepaßt gefühlt. Er sah sich hier neuen, unbekanntem Kräften gegenüber, deren von Menschenhänden gezähmte und geleitete Macht ihn zugleich mit staunender Bewunderung und mit schwächerer Angst erfüllte. Er fühlte sich klein, diesem Ungeheuerlichen gegenüber, er verzagte schier an der Riesenaufgabe, die er sich gestellt, angefißt dieser Offenbarung eines Lebens, in das er vorher noch keinen Blick gethan und das ihn in seiner grausamen Größe jetzt nahezu zermalmte. Er hatte sich durch seinen Onkel, den Kommerzienrath, gleich am ersten Tag durch die ausgedehnten Fabrikanlagen führen, hatte alles selber sehen wollen, alles sich erklären lassen. Trozdem gewann er noch keinen vollen Ueberblick über dies komplizirte Räderwerk eines großen Maschinenbetriebes. Das alles verwirrte und betäubte ihn. Seine mechanischen Vorkenntnisse waren viel zu gering, als daß er, trotz der Erläuterungen des Kommerzienraths, die mit einer Art von wohlwollender Nachlässigkeit gegeben wurden, sich in diese Welt großartiger und zugleich furchtbarer Thätigkeit hätte finden können. Die Fülle neuer Eindrücke, die einander jagten, hatte ihn stumm gemacht, und die Masse dieses lebendigen Mechanismus, der tausendgliedrig sich in Hitze, Rauch und höllischem Getöse regte und rührte, ließ lauter neue, mannigfach sich kreuzende und einander überhaftende Empfindungen in ihm wach werden, die ihn zu übermannen drohten, noch ehe er Klarheit hatte in sie bringen können. Am liebsten wäre er damals auf seine Kniee niedergefallen, um zu beten. Große, heilige Entschlüsse hatten in seiner Seele gewogt. „Auch in diesem, seinem Werke kann ich Gott anbeten,“ hatte er gedacht, „auch hier wohnt er.“ Gerade weil ihn das alles erschreckte,

und verzagt machte, fühlte er, daß er hier am rechten Plakate sein werde. Um so mehr, je schwieriger seine Aufgabe sich gestalten, je mehr Pein sie ihm verursachen würde. Er spürte, daß Gott ihn gerufen hatte. Es war etwas von den Selbstkasteiungsgelüsten der Fanatiker in ihm, und er freute sich in dieser Siedehitze der lärmdurchtosten Maschinenhalle auf die Qualen, durch die er sich zur Erfüllung seiner Mission würde emporringen müssen. Hier würde sich's zeigen, ob er stark genug war im Glauben und Dulden, um ein wahrer Diener dessen zu heißen, der ihnen Allen zugerufen, daß sie ihr Kreuz auf sich nehmen und ihm folgen sollten.

Er hatte den Kommerzienrath gebeten, von nun an sich selbständig innerhalb der Fabrikanlagen bewegen zu dürfen, deren Betreten sonst jedem Unbefugten strenge untersagt war. Die Führung von Seiten seines Onkels hatte etwas Aehnlichkeit mit derjenigen gehabt, die man gekrönten Häuptern zu Theil werden läßt, und Gotthold hatte das instinktiv empfunden. Es war etwas Festtägliches in all den Anlagen gewesen, die sie durchwandert hatten, und die tiefe Ehrerbietung, die man dem Fabrikherrn überall erwies, wo er sich zeigte, ließ das Ganze eher als den Akt einer Huldbigung, denn als eine Inspektion erscheinen. Der Kommerzienrath hatte Gotthold's Bitte nicht sehr gnädig aufgenommen. Er gewährte sie zwar, ließ einen der Oberingenieure rufen, dem er seinen Neffen für alle späteren Besuche in den Fabriken anempfahl, meinte aber gleichzeitig, daß er keinen Zweck dabei sähe, und daß Gotthold seine Zeit nicht unnötig mit Studien vergeuben möge, die mit seiner Berufsthätigkeit gar nichts zu thun hätten. Diese Zeit sei kostbar, und Niemand in einem großen Fabrikbetriebe habe solche übrig, einen Laien zu belehren; man sähe einen beobachtenden Nichtsthuer hier, wo Jeder seine Hände fleißig regen müsse, sogar immer mit mißgünstigen Augen an, werde ihn für einen Spion halten und Aehnliches mehr. Trotzdem kam Gotthold wieder. „Ich kann nicht unter den Menschen einer Welt wirken, die ich nicht kenne,“ sagte er, „ich muß erst in dieser Welt heimisch werden.“ Aber er fühlte, daß der Kom-

merzienrath Recht gehabt hatte. Dieser fest und sicher auf sich ruhende Mann, bei dem jedes Wort wie ein Eisennagel war, den er einrammte, und der wie ein König in seinem Reich schaltete, hatte freilich immer Recht, das war Gotthold nichts Neues mehr. Man sah ihn nicht gern in den Fabrikräumen, Niemand hatte Zeit für seine müßigen Fragen, Allen war er eigentlich im Wege. Daß die Ingenieure und Werkmeister ihn trotzdem mit ausgesuchter Höflichkeit behandelten, verdanke er, wie er sehr wohl begriff, nur seiner Eigenschaft als Neffe des Fabrikherrn, nicht seinem Kleide oder seinen Absichten. Und die Arbeiter sahen ihn mit mißtrauischen Augen kommen und gehn. Auf seine Fragen hatten sie immer nur kurze, nichts sagende Antworten, und manchmal begegnete er finstren Blicken. Hier war ihm seine nahe Verwandtschaft mit dem Arbeitgeber noch eher im Wege, als sein Kleid. Er begriff, daß sie kein Vertrauen zu ihm hatten, daß er, vor allem, schwerlich etwas erfahren würde, was die Vorgesetzten und sein Onkel nicht gleichfalls wissen sollten und durften. Aber er lernte sich wenigstens an die Luft gewöhnen, in der diese Menschen arbeiteten, er versuchte sich unter dem bröhnenden Gerassel und Gehämmer dieser Maschinen, welches seine Sinne betäubte und seine Nerven zerriß, in ihre Denk- und Empfindungswelt hineinzuversetzen. Bewunderung, Mitleid und das heiße Verlangen, zu helfen, wuchsen in ihm.

Das Arbeiterviertel war in Sankt Jakobi eingepfarrt, bis die neue Lutherkirche fertig sein würde, die man auf einem der Hügel über der Vorstadt draußen zu bauen begonnen hatte. Gotthold war die Aussicht eröffnet worden, dann als erster Prediger an dieselbe berufen zu werden. Seine amtliche Thätigkeit an Sankt Jakobi sollte nur eine vorläufige sein und ihm Gelegenheit bieten, sich in seinen künftigen Wirkungskreis einzuleben. Dahin wenigstens gingen die Absichten seines Onkels, der als Stadtverordnetenvorsteher seinen weitreichenden Einfluß im Magistrat, der das Patronat über beide Kirchen ausübte, zu seinen Gunsten geltend gemacht hatte. Einstweilen war von diesem auch ein Betstuhl draußen für den sonntäglichen

Gottesdienst im Arbeiterviertel eingerichtet worden, und hier sollte Gotthold predigen, bis der Kirchenbau vollendet war und das Gotteshaus droben feierlich eingeweiht werden konnte. Zur Zeit freilich schien dieser Moment sich noch ziemlich weit hinauszurücken, denn die, unter städtischer Subvention, von freiwilligen Gaben errichtete Lutherkirche hatte mehr Geld verschlungen, als der Kostenanschlag voraus gesehen, und der Bau drohte, kurz vor der Vollenbung, in's Stocken zu gerathen. Die übrigen Donatoren waren der Meinung, daß man viel zu kostspielig gebaut habe, bloß weil der Kommerzienrath von Willing nicht in einer simplen Proletariatskirche, auf die allein es doch angekommen war, seine Andacht verrichten wollte, und der Kommerzienrath erklärte, in seinen Geldspenden für den Bau, bis zur Grenze des Möglichen gegangen zu sein und bezichtigte die andern Gelbleute in der Stadt des Knaufens, das mit ihrer Kenommir-Grömmigkeit wenig im Einklang stehe und das sie bloß zeigten, weil die Kirche auf seinem Territorium stehe. Uebrigens glaubte er, Aussicht zu haben, durch seinen Schwager, den Minister, höheren Orts Gelder für den Baufonds flüssig machen zu können. Es handelte sich also nur um eine augenblickliche Krise.

Gotthold fand bei dem ersten Gottesdienst, den er abhielt, den Betfaal überfüllt. Alle Arbeiter der Willing'schen Eisenwerke schienen daran theilzunehmen, denn als sein Auge über die versammelte Gemeinde hinglitt, kamen die meisten Gesichter ihm bekannt vor. Er hätte eine lebhaftere Freude darüber empfunden, wenn ihm nicht plötzlich die Erinnerung daran gekommen wäre, daß der sonntägliche Kirchenbesuch in den Fabriken seines Onkels jedem Arbeiter ja zur Pflicht gemacht sei. Es war dies eine von den Vorschriften, die zu halten jeder bei seiner Aufnahme, durch Handschlag und bei Vermeidung sofortiger Entlassung, geloben mußte. Ein ganzes Heft von solchen bestand und jedem wurde dies eingehändigt. Gotthold hatte es gelesen und war über die Klarheit und Schärfe der Anordnungen erstaunt gewesen. Wie ein Gesetzbuch nahm es sich aus und keines von den milden. Der Kommerzienrath aber

hatte ihn darüber aufgeklärt, daß man einzig so, diese gährenden Massen im Zaum halten, der Sozialdemokratie steuern und geregelte Zustände schaffen könne. Und Gotthold mußte ihm zugeben, daß die Thatsachen seine Worte bestätigten. Diese weitaus größte aller Fabrikanlagen im Ort, vielleicht eine der größten überhaupt im Lande, erstrahlte sich eines musterhaften Rufes. Die arbeitende Bevölkerung that hier in solcher Ruhe ihre Pflicht, daß man von den anderswo herrschenden, unfriedlichen und gefährvollen Zuständen sich hier kaum eine Vorstellung machen konnte. Einer der vielen Paragraphen der Willing'schen Arbeiterverordnung schloß freilich auch jeden Sozialdemokraten von der Arbeit auf seinen Fabriken aus und bedrohte schon den mit Entlassung, der auch nur sozialdemokratischer Gesinnung verdächtig wurde oder eine sozialdemokratische Zeitung las. „Radikal vorgehn!“ hatte der Kommerzienrath Gotthold gesagt, „benn wir kämpfen einen Kampf auf Tod und Leben.“ Und wieder hatte der Erfolg ihm offenbar Recht gegeben. Auf den Willing'schen Fabriken wurden bei den Wahlen immer nur konservative Stimmzettel abgegeben, während ringsherum die Fabrikarbeiter für einen bekannten, sozialistischen Agitator stimmten.

Gotthold hatte für die starre Zucht und das kluge Regiment seines Onkels bisher immer nur die wärmste Bewunderung gefühlt, heute zum ersten Male, als er, von seiner Kanzel herab, über all' diese harten, verarbeiteten Proletariengesichter in den schmalen Holzbänken unter sich hinblickte, wollte ihm ein Zweifel beschleichen. Wären alle diese auch gekommen, wenn jener Zwang nicht bestanden, jene Drohung, die sie arbeits- und ebbachlos machte, nicht im Hintergrund gelauert hätte? Und wenn nicht, was frommte diese Andacht, unter der geschwungenen Peitsche? Der Gedanke hieran ließ ihn nicht los und verwirrte ihn, als er zu predigen anhub. Er hatte seiner Predigt das Wort des Apostels Paulus zu Grunde gelegt: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Knecht noch Freier, hier ist nicht Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu.“ Von der Menschenwürde der Arbeiter hatte

er sprechen wollen und davon, daß es vor Gott keinen Unterschied giebt, sondern nur der Werth einer durch Jesum erlösten Menschenseele gilt. Er hatte den Grundstein damit legen wollen, auf dem er weiter unter diesen Menschen bauen und wirken konnte, sie sollten Vertrauen zu ihm gewinnen und sich durch ihn zum Heil führen lassen, das für den Aermsten auf Erden bereitet war, wie für den Höchsten unter allen. Und plötzlich fand er die Worte nicht mehr, plötzlich schoß es ihm durch den Kopf: wenn sie Menschen mit freier Selbstbestimmung sind, gleich uns Andren, weshalb treibt man sie dann zum Gottesdienst, statt es ihrer eigenen Entscheidung, ihrer Stimmung, ihrem Trieb zu überlassen, ob sie sich mit der Gemeinde zum Gebet vereinigen wollen oder nicht?

Seine Worte verloren darüber die Wärme, die er ihnen hatte einhauchen wollen, er fühlte selbst, daß er nicht vom Innersten heraus, mit zwingender Kraft, die Herzen packte. Es klang ihm selber kühl und matt an's Ohr, was er sprach. Nie war er mit sich unzufriedener gewesen, als da er heute von der Kanzel herabstieg. Es war ihm, als ob er eine köstliche Gelegenheit, die nie wiederkehrte, versäumt, als ob er etwas Werthvolles verspielt hätte, was er so leicht hätte fest in seine Hände bekommen können. Mit gesenktem Kopf schritt er, nach dem Segen, in die Kammer hinüber, die zur Sakristei diente. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Als er den Talar abgelegt hatte, trat der Kommerzienrath durch die schmale Thür zu ihm herein. Der hohe, breitschultrige Mann mußte sich dabei bücken. Sein von wohlgepflegtem, leicht mit grauen Fäden durchsponnenem, lichtblondem Vollbart umrahmtes Gesicht, das auffallend gerade Linien und scharfe Umrisse aufwies, blickte mit ruhiger Ueberlegenheit in Gotthold's verstärkte Mienen. Seine hellen Augen, die dem strengen Ausdruck seiner selbstsicheren und wuchtigen Erscheinung etwas mildernd Kluges und Vornehmes verliehen, hatten einen gutmüthig-herablassenden Schimmer angenommen, als er, Gotthold die nur von einem schmalen Trauring geschmückte, wohlgebildete Hand, mit der er ein klein wenig zu kokettiren pflegte, auf die Schulter legend,

sagte: „Na, na, na, ging ja ganz gut. Bischen Befangenheit ist ja selbstverständlich das erste Mal. Bloß noch bischen mehr aus sich herausgehn, bischen schärfer anpacken, — dann wirkt's. Zerknirscht wollen die Leute sein, wenn sie aus der Kirche kommen, sonst ist's ihnen nicht das Rechte. Na, wird schon alles kommen. Wir sehn Dich doch heute bei uns?“

In Gotthold lehnte sich etwas gegen den gönnerhaft tröstenden und belehrenden Ton auf, in dem sein Onkel zu ihm sprach. „Als ob es sich um das erste Auftreten eines Schauspielers handelte!“ dachte er. Von jeher war ihm das Kritisiren von Predigten unleidlich gewesen. Wenn sie das Wort Gottes der harrenden Gemeinde nahe brachten, hatte kein Laie weiter daran zu mäkeln, wie an einem Vortrag oder einer Aufführung; nur das Gewissen des Predigenden selber war hier der berufene Richter. Und was wußten die Laien davon, wie herb und quälerisch oft das Urtheil war, das es ihm sprach? Er trocknete sich die Stirn. „Ja, ich komme heut Nachmittag,“ erwiderte er kurz, während der Abschiedschoral der Gemeinde noch zu ihnen hinüberklang.

Der Kommerzienrath wandte sich, nickend, dem Ausgang zu. „Bring' doch Irma mit!“ sagte er dort, mit einer halben Hauptwendung zurück.

Gotthold schüttelte trübe den Kopf. „Wenn ich sie dazu bestimmen kann — aber ich glaube kaum. Sie hält jede Stunde für eine in Sünden verlorene, wo sie nicht betet.“

Der Kommerzienrath zuckte die Achseln, nickte ein „Adieu“ und ging. Nebenan war der Gesang verhallt, und die letzten Klänge der kleinen Wandorgel erstarben langsam.

III.

Nach dem Mittagessen hielt es Gotthold zu Hause nicht lange aus. Eine nagende Unrast war in ihm. Wieviel lag noch auf ihm, ehe er auch nur den ersten Schritt auf dem Wege thun konnte, der ihn hier an's Ziel führen sollte! Er hatte sich ohnehin vorgenommen, gleich an diesem ersten Sonntag, mit seinen Besuchen in den Arbeiterwohnungen zu beginnen, in denen er heimisch werden wollte, weil hier das Feld seiner seelsorgerischen Thätigkeit lag, zu welcher man ihn berufen hatte. Und er brauchte heute, wo er, mit sich unzufrieden, vom Gottesdienst heimgekommen war, einen aufrichtenden Trost für sich selber, den er nur finden konnte, wenn er Andreu Segen spendete und Gutes erwies.

Irma von Wenden hatte sich längst wieder in ihr Zimmer zurückgezogen, als ihr Bruder die Wohnung verließ. Während Gotthold an ihrer Thür vorüberging, hörte er sie drinnen mit jener eigenthümlich schluchzenden und aufgeregten Stimme beten, die ihr eigen war. Er beschleunigte seine Schritte, um sie nicht zu belauschen, hörte aber doch noch die Worte: „Und weil ich Dich mit so heißer Inbrunst liebe, Jesus Christus, Du mein Geliebter, — liebe, liebe, liebe“ —

Seine Stirn runzelte sich. „Wir sollten ihn nicht so nennen,“ dachte er, „ein Weib am wenigsten.“ Ihm war überhaupt dies laute Beten wider die Natur, und er begriff nicht, wie man sein Eigenstes und Heiligstes so hinausschreien konnte, wenn man im stillen Kämmerlein vor seinem Gott lag. Das war, als bange man davor, er höre sonst nicht. Aber

Irma war eine Unglückliche, die außer im Gebet keine Freuden in der Welt mehr kannte, und er mochte sie nicht tadeln.

Als er auf die Straße hinaustrat, wehte ihm die warme Frühlingsluft entgegen, die er im Betsaal heute Vormittag als drückende Schwüle empfunden hatte. Jetzt fand er sie nur lind und erquicklich. Sie hatten eine Wohnung in einem jener hohen, gleichförmig gebauten, neuen Miethshäuser gewählt, die man jenseits der ehemaligen Festungswälle in mächtigen Straßenquadraten errichtet hatte, damit Gotthold dem Arbeiterviertel nahe war. Die Gegend war freilich reizlos. Man fühlte sich wie erstickt in dem Steinmeer, und der Blick glitt ohne Trost an den himmlhohen, kahlen Mauern entlang, die sich in nichts mit ihren gleichmäßigen Fensterreihen voneinander unterschieden. Von oben, vier Treppen hoch, aber sah Gotthold aus seinem Fenster zu den Hügeln hinüber, von deren einem ihm der fast vollendete Steinbau „seiner“ Kirche aus dem Kranz der hohen Gerüste entgegenrückte, während ringsherum die grünen Saatsfelder im Winde der Höhe wogten und die lichten Laubmassen des Buchenwalds sich unter dem Himmel wölbten, der, einer mattblauen Riesenglocke ähnelnd, darüberlag. Die Villa des Kommerzienraths gewahrte man von hier nicht, weil die mächtigen Parkwipfel das stattliche Gebäude dem Auge entzogen.

Die lange Vorstadtstraße war von Menschengescharen belebt, die entweder zur Stadt hereinströmten, oder von dorthier kamen, um sich den, weiter hinaus in den Waldhügeln und am Strom gelegenen Biergärten und Vergnügungsetablissemens zuzuwenden. Alle waren in Sonntagskleidern, die Familien wallfahrteten in dichten Gruppen, in denen oft das Jüngste noch im Korbwägelchen mitgefahren wurde, in's Freie. Auf allen Gesichtern lag Befriedigung. Vorzugsweise waren es, dem Anschein nach, Handwerker, kleine Beamte und Kaufleute, die sich so auf den Weg gemacht hatten, hin und wieder sah man freilich auch Arbeiterfamilien dazwischen und ganz vereinzelt einen Miethswagen mit einer lustig in's Land hinausrollenden Gesellschaft aus den „höheren Ständen“. „Der Nachmittagsgottesdienst wird wenig Gläubige versammeln,“ dachte Gott-

hold. Vermuthlich würde er selbst auch in den Arbeiterwohnungen Wenige antreffen, aber die er traf, würden krank oder unfroh sein, und gerade sie waren es ja, zu denen er gesandt war. Er besaß eine Liste der Kranken und Invaliden auf den Eisenwerken, hatte sich auch sonst, nach den Berichten der Werkmeister, die den einzelnen Arbeiterabtheilungen in den Fabriken vorstanden und mit den näheren Verhältnissen ihrer Untergebenen vertraut waren, seine Notizen gefertigt. Trotzdem wollte er sich ganz vom Zufall leiten lassen, der ja nichts andres war, als ein Finger an der Hand des Allmächtigen. Er würde ihn führen.

Das Arbeiterviertel breitete sich zur Rechten gegen den Fluß hin aus. Bei der aufblühenden Industrie der Stadt, durch welche immer neue Schaaren von Arbeitern aus den verschiedensten Branchen herangezogen wurden, hatten spekulative Bauunternehmer in der Niederung, wo der Boden billig und das Material leicht zu beschaffen war, eine Kolonie von Arbeiterhäusern gegründet, die auch bald genug, vom Bodenraum bis zum Keller herab, bewohnt waren. Die Gegend galt freilich, wegen des sumpfigen Untergrundes und der feuchten Wiesen- nebel, die vom andren Flußufer Abends herüberzogen, nicht für sonderlich gesund, Fieberepidemien traten nicht selten auf, und entzündliche Krankheiten nahmen hier meist einen raschen, tödlichen Verlauf; auch drangen die Fabrikgeräusche, verstärkt durch das unablässige Hämmern und Klopfen auf den kleinen Schiffswerften am Strom und das polternde und rollende Verladen des Fabrikmaterials in die mächtigen Lastkähne, mit wuchtigem Dröhnen, von der Frühe bis zur Nacht, hierher. Aber da die Miethspreise hier niedrig und der Weg zur Fabrik kurz war, stand selten eine Wohnung leer.

Der Kommerzienrath von Willing hatte zwar seine Ingenieure und Werkmeister auf eigenem Territorium angesiedelt, auch für den Stamm seiner alten, bewährten Arbeiter allmählich dort Behausungen zu gründen begonnen, wie er denn überhaupt alle seine Einrichtungen nach dem Patriarchalsystem traf und in allen Wohlfahrtsanstalten den Uebrigen voraus war,

aber die Zahl seiner Arbeiter mußte bei der Besonderheit seiner industriellen Unternehmungen sich in fortwährendem Wechsel befinden, da die zeitweiligen, großen und rasche Erlebigung fordernden Bestellungen, eine bedeutende Vermehrung des Personals zur Nothwendigkeit machten, während in stilleren Zeiten wiederum eine Reduktion derselben eintreten mußte, um den Etat nicht zu stark zu belasten. Um daher die Massenentlassungen, die häufig andrenfalls sich als unerläßlich ergeben hätten, zu vermeiden, war eine große Anzahl von Arbeitern auf den Willing'schen Werken nur gegen Tagelohn angenommen worden. Diese, die von Woche zu Woche immer der Benachrichtigung entgegensehen konnten, daß man ihrer nicht mehr bedürfe, hausten mit den fest angestellten Genossen, die vorläufig in der Willing'schen Arbeiterkolonie nicht mehr hatten untergebracht werden können, sowie mit den zahlreichen Arbeitern aus den übrigen Fabriken, zumeist im Flußviertel, und hierher richtete denn auch Gotthold von Wenden zunächst seine Schritte. Die Willing'schen Arbeiterbehausungen kannte er. Der Kommerzienrath selber hatte ihn mit berechtigtem Stolz darin umhergeführt. Aber Gotthold war, beim Anblick dieser freundlichen Sauberkeit, in den schlichten Wohnungen, immer wieder der Gedanke gekommen, daß hier doch nur die Bevorzugteren ihres Standes hausten, und man ihn vielleicht auch nur mit einer anmutenden Außenseite über Schmutz und Elend forttäuschen wollte, die dahinter lauerten. Hier im Arbeiterviertel am Flusse war er noch nicht gewesen, hier würde ihm Klarheit werden.

Die schlecht gehaltenen Straßen, die gegen den Fluß zu führten, waren von Kinderschwärmen bevölkert. Duzende von ungewaschenen Blondköpfen, die auf den Hauschwelken lauerten, in den von den letzten Regengüssen zurückgebliebenen Lachen umherpatachten oder auf Bretterstapeln und Steinhäufen ihr Wesen trieben, gloszten Gotthold mit scheuer Neugierde an, als er vorüberkam, stießen sich mit den Ellenbogen, tuschelten und sicherten. Aber keines von all' den Kindern, die zumeist barfüßig waren und in schmutzig-zerrissenen Kleibern steckten, kam zu

ihm heran, um ihm die Hand zu geben und ihn zu begrüßen, — auf dem Lande hatten sie das Alle gethan, — sie nahmen nicht einmal den Finger aus dem Mund, wenn er selber ihnen einen „Guten Tag“ herüberrief, sondern drehten sich verlegen ab und lachten hinter den vorgehaltenen Händen. Trotz des hellen Himmels kam es ihm vor, als lagere eine dumpfe Atmosphäre über diesen engen Straßen mit ihren Arbeiterkasernen, an deren Wänden überall die Wäschestücke an den Fenstern schaukelten, und aus deren Thüren und Kelleröffnungen muffige Gerüche und qualmige Dünste hervorbrangen. Ein feuchter Luftzug, vom Fluß her, trug Theer- und Asphalt-Düfte heran. Alles sah unruhmig und verwahrlost aus: zerbrochene Fensterscheiben, die mit Papiersegen überklebt waren, in den Häusern, Kehrichthaufen neben den Thüren. Aus ein paar Destillen, die sich in den Straßen aufgethan hatten, schollen heifere Stimmen und bröhnende Faustschläge, die auf Tischplatten niederfausten. Ein sader Fuselgeruch quirlte dort durch die Ritzen der schlecht schließenden Glasthüren. Aus den Häusern hörte man fast keinen Laut, sie schienen verödet.

Gotthold war eine Zeitlang langsam zwischen ihnen hingewandert, wie um den Gesamteindruck dieser Gegend in sich aufzunehmen. Fröhlich stimmen konnte sie nicht, und man wunderte sich fast über das lärmende Tollen der Kinder, die drüben am Straßenrand einen defekten Handwagen in ihren Besitz gebracht hatten und nun schreiend und sich gegenseitig verdrängend darüber herfielen, um sich an die Räder zu hängen oder auf die Deichsel hinaufzuschwingen. Plötzlich trat aus dem Hause, an welchem Gotthold gerade vorüberkam, ein humpelnder Alter mit einer Brille, in Hemdärmeln und einer Kappe auf dem dünnen, langsträhnigen Grauhaar. „Ihr Rangen,“ schrie er herüber und drohte ihnen mit der, von schwarzen Ritzen durchzogenen Faust, „wollt Ihr wohl Ruhe halten! Wißt Ihr nicht, Ihr Satansbrut, daß da 'ne Schwerfranke d'rin liegt im Hause? Wollt Ihr wohl machen, daß Ihr anderswohin kommt, oder ich besorg' Euch Beine!“

Die Kinder drüben stoben, ziemlich unbekümmert um die

Drohung, mit ihrem Wagen johlend davon. Gotthold aber trat grüßend näher und fragte rasch: „Hier liegt eine Schwerverranke, sagten Sie?“

Der Alte, der seine schmierige Kappe aus dem bartlosen, verrunzelten Pergamentgesicht gerückt hatte, betrachtete den Sprecher durch seine Brille, mit einem langen, prüfenden Blick. „Ja—aa,“ erwiderte er dann sehr gedehnt und schob die Hände in die Hosentaschen, „die Müßeln, die is es.“ Es lag eine ablehnende, argwöhnische Haltung in dem, wie er es sagte.

„Was fehlt der Frau?“ fragte Gotthold trotzdem weiter.

„Geld und Gesundheit,“ war die paßige Antwort. Und ein grummelndes Lachen des zahnlosen, eingefallenen Mundes klang hinterdrein.

Gotthold runzelte die Stirn. „Das sind übel angebrachte Scherze, mein Lieber. Sie wissen wohl nicht, wer ich bin?“

„Nein, ich habe nicht die Ehre.“ Der Alte änderte seine Haltung um keine Linie. Es klang ein höhnisch-kühler Troß aus seinen Worten. Die verkrümmte Gestalt, mit der eingesunkenen Brust und den verwitterten Zügen, schien sich sogar etwas höher aufzurichten. Die schwielige Hand schob an der Brille auf dem knorpeligen Nasenrücken, als ob er den besser ansehen wollte, der ihm so gegenübertrat.

„Ich bin Pastor Wenden.“

Der Alte machte einen grotesken Krachfuß. „Sehr erfreut.“ Er grinste verbindlich. „Mein Name ist Böbrow.“

„Ich bin der Seelsorger dieser Gemeinde.“

„Meiner nu schon nich.“

„Sie sind Katholik?“

„Ne, ich sorge allein für meine Seele, — mit Ihrer gütigen Erlaubniß.“ Er ließ sich in seinem trockenen, kalten Spott nicht stören, immer spielte ein verbissenes, triumphirendes Lächeln um seine Lippen.

Gotthold fühlte sich eisig angeweht. Das also war sein erster Eintritt in diesem Bezirk, wo er wirken sollte! Aber es war ja gut so, und er selber hatte es sich so gewünscht. Nicht zu denen war er gesandt worden, die fest waren im Glauben,

sondern zu den verirrtten Seelen und verstockten Herzen. Und im Himmel war mehr Freude über den einen bekehrten Sünder, als über hundert Gerechte. „Lieber Freund,“ sagte er mild, „die Stunde wird kommen und sie ist wohl nicht mehr allzu fern, wo Ihnen vor Ihrer Selbstgerechtigkeit bange werden wird. Auch Sie werden dann Christum bekennen.“

Die Augen des Alten, hinter seinen Brillengläsern, funkelten auf. „Wollen's abwarten. Aber dann brauch' ich immer noch Sie nich dazu. Ueberhaupt: ich glaube, Sie machen sich hier unnöthige Wege, Herr Pastor. Hier werden wir ohne Sie fertig. Gehen Sie man drüben in das Willing'sche Muster-Zuchtthaus, da wohnen die Frommen im Lande. Da wird mit Peitsche und Bibel gearbeitet, daß es ein Staat is. Wir hier haben's nicht nöthig, zu heucheln.“

„Sie sind auch Arbeiter?“ fragte Gotthold, sich zur Ruhe zwingend.

„Gewesen. Bis mir die Maschine das Bein da zerbrochen hat. Jetzt barbiere ich — mit Ihrer gütigen Erlaubniß.“ Er deutete grinsend auf ein metallenes Kupferbecken, das neben der Hausthür als Wahrzeichen seines Handwerks an einer Eisenstange schaukelte. „Lauter schmierige Arbeitergesichter. Is auch 'n Verjüngen.“

„Wo liegt die Kranke? Ich will zu ihr gehn. Führen Sie mich!“

„Die Mützeln? Na, lassen Sie man! Wozu das? Die braucht Sie nich. Da kommen Sie jänzlich unjelegen. Mit jeistlichen Trost is da durchaus nichts auszurichten. Sie riskiren man höchstens, daß der Lude Sie 'rauschmeißt. Uebrigens is auch das Fräulein wahrscheinlich d'rin, ich hab sie vorher in's Haus gehen sehn.“

„Was für ein Fräulein?“

„Na, die Dokter'sche. Die bringt immer reellern Trost, wissen Sie, nich so: „Selig sind die Armen, denn das Himmelreich is ihrer.“ So 'was zieht hier bei uns nich.“ Er lachte verbissen auf.

„Das Fräulein ist die Tochter des Kassenarztes?“ fragte Gotthold, der sich zusammennahm.

„Ach, Du lieber Gott, ne. Der hat noch keine, der is 'n blutiger Anfänger. Und überhaupt: der! Was wollen Sie denn von dem verlangen? Für fünfunddreißig Pfenn'je soll so'n studirter Mensch seine Wissenschaft in 'ner stinkigen Proletarierbude austramen, — mehr fällt ja nich für ihn ab. Ja, hat sich 'was. Die sind immer froh, wenn sie wieder 'raus sind. Die Masse muß es bringen. Die Stunde ein halbes Duzend Besuche, sonst fleckt das nich. Und denn man immer d'rauf los verordnet, — 'was? Is ja ejal. Möglichst billig muß es bloß sein. Und wenn ein paar Duzend Proletarier mehr d'rüber verreden, denn is es ja um so besser. Sind so schon viel zu viel da und wächst ja immer wieder 'was nach.“

Gotthold ertrug diesen Ton nicht länger. „Sagen Sie mir nur, wo ich die Kranke finde. Das Weitere lassen Sie meine Sache sein.“

„Janz, wie Sie befehlen. Bitte!“ Er hatte wieder einen spöttischen Krachfuß gemacht und wies nun auf die Hausthür.

„Wie hoch?“, fragte Gotthold, beim Eintreten.

„Jarnich. Beletage nach unten zu. 'n Diener zum Anmelden werden Sie wohl nich vorfinden. Nehmen Sie sich auch 'n bißchen Kölnisches mit — da unten riecht's nich j'rade nach Hyazinthen.“

Gotthold wandte sich von der obersten Stufe der rechtsseitig gelegenen Kellertreppe noch einmal zurück. „Diese Frau Mügel ist die Frau eines Arbeiters?“ fragte er halbblau.

„Sozusagen. Mit'n standesamtlichen Zeugniß möcht's freilich wohl hapern. Sie heißt auch anders, als er, und die Kinder sind nach ihr jetauft. Uebrigens ist der Lude schon längst nich mehr Arbeiter. Der Schnabus hat ihm das Auzbeiten verleidet.“

„Wovon leben die Leute denn?“ fragte Gotthold, dem immer gedrückter zu Muthe wurde, je mehr er hörte.

„Die leben sozusagen jarnich. Lebt unsereiner denn überhaupt? Uebrigens is ja die Schwester da, die Miège, die hilft ihnen so mit durch. Und denn der Alte. Der is jwan

sozusagen blödsinnig, aber er stichsüßert ja doch dabei. Und dann, wie gesagt: das Fräulein, die Dokter'sche. Die hilft überall. Bis jetzt sind sie ja also noch nicht verhungert. Na, und wenn's soweit kommt — Schwamm d'rüber! Sind nicht die Ersten und werden die Letzten auch nicht sein."

"Es giebt also wohl viel Elend hier?" Gotthold's Stimme zitterte, während seine Hand das Treppengeländer faßte.

Der Barbier stieß eine ingrimmige Lache auf. „Vom Keller bis in die Bodenkluken 'rauf, mein werther Herr, alles vollgepfropft von Elend, — Haus bei Haus. Denken Sie man nicht, daß ich spaße. Deshalb sag' ich Ihnen ja: fangen Sie man jarnicht hier mit Ihrem himmlischen Trost an, der macht Keinen satt und Keinen gesund. Lassen Sie ruhig alles jehn, wie es jecht! Lange jecht es sowieso nicht mehr.“ Er machte eine unbestimmte, fuchtelnde Handbewegung in der Luft und wandte sich dann grußlos seiner, linksseitig zur ebenen Erde belegenen, Barbierstube zu.

Gotthold stieg die ausgetretenen Stufen hinunter und klopfte unten an der Thür. Eine helle Stimme rief „Herein“. Als er öffnete, sah er ein junges Mädchen, in weißem Leibchen, mit Korsett und nackten Armen, vor einem Spiegel, neben dem Fenster stehn und sich ihr lang herabhängendes, rothblondes Haar bürfen. Es knisterte förmlich dabei.

„Manu?“ rief sie erstaunt und drehte ihm ein hübsches, auffallend weißes Gesicht mit müde zwinkernden Augen zu. „Was wollen denn Sie hier?“

In dem halbdunklen Zimmer, an dessen Fenster man nur immer die Beine der draußen Vorübergehenden sah, roch es nach einem scharfen Parfüm, das Gotthold unangenehm auf die Nerven fiel. Uebrigens wurde ein feuchter, muffiger Geruch, der von den Wänden, aus den offenstehenden Kommodenschubfächern, mit wüß durcheinandergeworfenem Tand und von dem ungemächten, zerwühlten Bett zugleich, auszuströmen schien, nicht völlig dadurch betäubt. Eine zerbrochene Waschküffel mit schmutzigem Seifwasser stand auf dem Fußboden. Auf

dem Tisch vor'm Bett lagen verwelkte Blumen, auf ein paar wackligen Stühlen allerlei unsaubere Kleidungs- und Wäsche-Stücke. „Ich will zu Ihrer kranken Schwester,“ sagte Gott-hold. „Sie sind doch wohl die Schwester?“

Das Mädchen, das kaum siebzehn Jahre zählen mochte, legte sich kokett ein Handtuch über dem jungen, knospenden Busen zusammen, der aus dem Korsettrand hervorbrangte. „Aufzuwarten!“ sagte sie, mit einem schnippischen Knir und lächelte dabei in einer Art, die Gotthold peinlich berührte. „Aber ich glaube kaum, daß es mit der Niese schon so weit is, daß sie'n Pastor braucht. Unfre Sorte is zäh', die stirbt langsam. Oder hat sie nach Ihnen geschickt? Das sieht ihr doch jarnich ähnlich.“ Sie bürstete wieder die mächtige, roth-blonde Haarmähne, in dem offenkundigen Bestreben, ihm zu gefallen. Ueber die nackte Schulter fort blinzelte sie ihn manch-mal an.

„Ihre Schwester liegt nebenan?“ fragte er, da allerlei Geräusche, darunter auch ein schmerzliches Stöhnen, aus dem Nebenraum zu ihm hinüberdrangen. „Gehen Sie doch und bereiten Sie sie vor. Ich möchte sie durch mein Erscheinen nicht erschrecken.“

„Ach!“ sagte sie in wegwerfendem Ton und bürstete weiter. „Gefällt's Ihnen denn so schlecht hier bei mir? Ich bin plästerlicher, als die, wissen Sie.“ Und sie lachte, mit blitzenden Zähnen.

Inzwischen hatte sich die Thür des Nebenzimmers leise geöffnet, und ein blasses Kindergesicht, mit großen, scheuen Augen, lugte durch den Spalt herein. „Du, Susse,“ rief das Mädchen ihm zu, „sag' mal drin, 'n Pastor wär' hier und wollt' ihnen 'ne Nachmittagspredigt halten, sie möchten man die Taschentücher parat machen.“ Und sie warf sich förmlich hintenüber vor Lachen.

Gotthold wollte eben eine strenge, verweisende Erwiderung geben, als hinter dem wieder verschwindenden Kindergesicht jetzt die Thür vollends geöffnet wurde und eine junge Dame in einfacher, dunkler Straßentoilette hereintrat. Ihr merkwürdig

leiser, schwebender Gang war das Erste, was Gotthold an ihr auffiel. Sonst gewahrte er in dem Halbdunkel des Raums nicht viel Einzelheiten an der mittelgroßen, schlanken Erscheinung, nur daß sie äußerst sprechende Augen hatte, und dann zeigte ihr Gesicht, von dem er nicht hätte sagen können, ob es hübsch oder häßlich war, einen Ausdruck so ruhigen Ernstes, wie er ihn auf einem jungen Antlitz noch nie gesehen zu haben meinte. Unwillkürlich verbeugte er sich tiefer vor ihr, als sonst seine Gewohnheit war. „Pastor Wenden,“ sagte er.

Sie verneigte sich freundlich. „Sie wollen zu der Kranken?“ fragte sie, ohne Neugier oder Befremden zu verrathen, mit einer auffallend tiefen aber weichen Stimme. „Ich glaube: Sie können hineingehn. Sie ist jetzt ruhiger, aber freilich sehr schwach. Vielleicht dehnen Sie Ihren Besuch nicht zu weit aus.“ Sie sagte das mit einer stillen Bestimmtheit, die ihm sehr gefiel. Dann wollte sie mit einer abermaligen Kopfneigung an ihm vorüber, dem Ausgang zu.

„Sie gehen, Fräulein —?“ fragte er, beinahe bestürzt.

„Lehr“, ergänzte sie, da er das „Fräulein“ in aufforderndem Ton gesprochen hatte. Dann setzte sie hinzu: „Ja, ich habe noch andre Wege heute.“ Sie nickte, ohne von der Rothblonden, vor dem Spiegel, Notiz zu nehmen, und ging.

Das Mädchen pffif durch die Zähne hinter ihr her; es kam Gotthold vor, als ob selbst dies Geschöpf sich an die Fortgegangene nicht heranwagen mochte. Kein freches Wort kam ihr über die Lippen. Er wandte sich und betrat den Nebenraum.

Da seine Augen sich an das herrschende Dämmerlicht in der Kellerwohnung nun schon gewöhnt hatten, unterschied er dort gleich das Bett mit der Kranken, im Alkoven, und warf nur einen flüchtigen Blick über die Unordnung und Armseligkeit ihrer Umgebung. Auf dem Fenstertritt hockte ein Alter auf einem Schemel und bemühte sich, einen Bechdraht durch das Oberleder eines zerrissenen, groben Stiefels zu zwängen, den er sich über die linke Hand gestülpt hatte. Er hatte eine rundgläserne Hornbrille dabei auf die Stirn geschoben, seine ver-

Schwellenen, thränennden Augen blickten stumpf und trübe dem Eintretenden entgegen. Die Unterlippe in dem von weißen Stoppeln überdeckten Kinnelgesicht hing schlaff herab. Der ganze Fenstertritt war mit Schustergeräthschaften und Lederseken sowie mit alten Stiefeln besät. Unterhalb desselben kauerten zwei Kinder, von denen das jüngere, hagere, nackte Beine hatte und mit kleinen, rothbraunen Geschwüren am ganzen Leibe bedeckt zu sein schien, während das ältere, das vorher durch die Thür gelugt hatte, blaß und verschüchtert, mit seinen großen, feucht schimmernden Augen ausfah, wie ein eben geprügelter, junger Hund. Sie spielten beide mit einer Ahle und ein paar alten Stiefelsohlen, offenbar jeden Augenblick gewärtig, daß der Alte ihnen schimpfend das Spielzeug entreißen würde, denn sie schielten manchmal scheu zu ihm auf. Die Thür nach einem andren Raum, der eher einem Verschlage ähnelte und in erster Linie zur Küche zu dienen schien, stand offen. Man sah dort allerlei Gerümpel herumliegen, hörte aber auch gleichzeitig die rasselnden Schnarchtöne eines Schlafenden herüberklingen.

Gotthold's Gruß beim Eintritt war nicht erwidert worden. Die Kranke, die leise vor sich hin ächzte, mochte ihn überhört haben, die Kinder duckten sich scheu zusammen und warfen ihm verängstigte Blicke zu. Der Alte murmelte blöde vor sich hin: „Is das die Möglichkeit! Ein Pastor bei uns! Bei uns ein Pastor!“ Dann suchte er nach seinem Pfriem und arbeitete, den Pechdraht zwischen den Zähnen, weiter. Aus dem Zimmer, das Gotthold eben verlassen hatte, scholl das zwitschernde Geträller des rothblonden Mädchens herüber.

Er trat an das Bett der Kranken, die, abgezehrt mit brennenden, rothen Flecken auf den Backen, in ihren Kissen lag. Das Gesicht, das dem der Rothblonden nebenan ähnelte, mußte einst hübsch gewesen sein. Gotthold griff nach der hageren, vom Fieber verbrannten Hand, die matt auf dem blaugewürfelten Kattunbezug der Wollendecke lag. „Wie fühlen Sie sich?“ fragte er. Ihm selber war plötzlich bekommen und angstvoll zu Muth. „Wenn doch das Fräulein dageblieben wäre!“

dachte er; „weshalb mag sie gegangen sein, als ich kam?“ Es war ihm, als ob ihre Nähe ihm mehr Fassung und Kraft verliehen haben würde. Was für eine herrliche Ruhe hatte doch in ihren Zügen gelegen!

Die Kranke sah den Sprecher mit aufgeweiteten, fiebrisch glänzenden Augen an. „Gut,“ sagte sie ganz leise, „viel besser. Das Fräulein war da.“

Es kam Gotthold vor, als ob ein verklärtes Lächeln dabei über die edigen Züge hinlief. „Das Fräulein war da!“ Damit schien für sie gesagt zu sein, daß und warum es ihr besser gehn müsse. Etwas wie Eifersucht wandelte ihn an. „Sie hat Ihnen Erfrischungen gebracht?“ fragte er, mit einem Blick auf den Holzstuhl neben dem Bett, auf welchem ein Korb stand, dem ein Flaschenhals entragte.

„Ja. Und die neue Medizin, die ihr Vater schickt. Nun wird wohl alles gut werden.“ Sie faltete die Hände über der Decke zusammen und lächelte, die Augen schließend, still und müde.

„Ich möchte Ihnen auch eine Erfrischung spenden,“ sagte Gotthold warm. „Deshalb bin ich gekommen. Arzneien und leibliche Erfrischungen können Ihnen ja nichts helfen, wenn nicht Ihre Seele auch erquickt wird. Wir wollen Gott zusammen bitten, daß er Sie wieder gesund werden lasse oder, wenn das sein heiliger Wille nicht ist, Ihnen ein sanftes und leichtes Sterben, im festen Glauben an unsren Erlöser, bescheere. Wollen Sie sich zu diesem Gebet mit mir vereinigen?“

Die Kranke hatte die Augen wieder aufgerissen und blickte den Sprecher mit scheuem Erschrecken an. „Ja, ja,“ murmelte sie dann matt, „ja, ja.“ Und der Alte auf seinem Schemel am Fenster fiel, den Kopf hin und her wiegend, ein: „Bei uns 'n Paster! Na, so 'was! 'n Paster bei uns!“

„Da Sie das Haus des Herrn heute nicht besuchen konnten, will ich Ihnen zunächst das heutige Sonntagsevangelium vorlesen. Wo ist die Bibel?“

„Welche Bibel?“ fragte die Kranke erstaunt.

„Ihre Bibel, meine ich. Sie sollten sie immer am Bett

neben sich liegen haben, um in jeder schmerzgepeinigten Stunde Trost und Erbauung daraus zu schöpfen. Wo kann ich sie finden?"

„Wir? Wir haben keine Bibel.“ Die Kranke sah Gott-holt ganz verständnißlos an.

„Keine Bibel im Hause?!“ Er fuhr in die Höhe. „Frau, Frau, was soll ich davon denken? Und dann wundern Sie sich, daß Gott Ihr Haus mit Noth und Kummer heimsucht und erwarten Hilfe von Arzneien und Doctortränken? Beten Sie denn nicht, Frau?“

Sie murmelte etwas Undeutliches. „Man hat keine Zeit dazu,“ klang es ungefähr.

„Bis Euch Alle die Noth beten lehrt, nicht wahr? Denn jetzt haben Sie ja wohl mehr Zeit, als Ihnen lieb ist. Betet man denn überhaupt nicht in diesem Armenviertel? Wohnen hier nur Heiden und Gottlose? Dann freilich darf sich Niemand erstaunen, daß hier das Elend ein ständiger Gast ist. Ein Leben ohne Gott führt immer zur Verlotterung und zum Untergang. Gott läßt sein nicht spotten. Aber er hat auch ein Einsehn mit Eurer Noth und seine Barmherzigkeit ist unendlich. Wenn Ihr ihm vertraut, wird er Euch Alle noch erwecken und erlösen. Und ich bin gekommen, um, als schwaches Werkzeug, in seiner allgewaltigen Hand zu dienen. — Haben Sie zum Wenigsten ein Gesangbuch im Hause?“

Die Kranke schüttelte leise den Kopf. Die Brüste oben würde wohl eins haben, meinte sie nach einigem Besinnen, die ginge manchmal in die Kirche. Sonst — nein, die Wenigsten gingen. Man wäre froh, wenn man sich Sonntags 'mal ausruhn könnte; im Hause war' so wie so auch Sonntags genug zu thun. Und dann hatte man ja nichts anzuziehn für die Kirche. Im schlampigen Arbeitsanzug konnte doch keiner hingehn. Sonst — warum nicht? Satt wurde man zwar nicht davon, aber man hörte so 'was 'mal wieder ganz gern.

Sie brachte das alles abgebrochen hervor mit schwer leuchender Brust, die Augen halb geschlossen. Sie sah Gott-holt nicht mehr dabei an, als wenn sie sich vor seinen Blicken fürchtete,

Er selbst wurde von widerstreitenden Empfindungen durchwühlt. Vor allem fühlte er Mitleid, viel Mitleid. Aber auch der heilige Zorn, der in ihm aufgeflammt war, erlosch nicht. In welches Dunkel schaute er hier! Welch' eine Arbeitslast wälzte sich da auf seine Schultern! Hier durchbringen, — hier siegen; — es würde ein Werk sein, an dem der Allmächtige sein Wohlgefallen hatte. Aber würde es ihm gelingen?

„Sie werden davon satt werden,“ sagte er und seine Stimme schwoll allmählich an, „denn es hungert und dürstet Sie nach dem Heil, das von oben kommt, ohne daß Sie es selber wissen.“ Und nun begann er, sich auf dem Schemel an ihrem Bett niederlassend, ihre abgezehrten, fieberheißen Hände zuweilen in die seinen pressend, die kühl und ruhig waren, weil alles Blut ihm zu Kopf und Herzen drängte, zu ihr zu sprechen. Er rebete von ihrer Kindheit, wo sie die heiligen Geschichten der Bibel zuerst in der Schule gehört habe, und die Mutter Abends ihr die kleinen Hände ineinander gefaltet habe, um sie beten zu lehren. Ob es damals nicht friedlich in ihr, ob sie damals nicht glücklich gewesen sei? Und so friedlich im Innern und so glücklich könne sie noch jetzt sein und jeden Tag wieder werden, wenn sie ein Kind Gottes werden wolle. Was Kummer und Elend, was Schmerzen und Qualen! Wenn man das Auge in herbsten Todesnöthen auf das dornengekrönte, blutende Haupt dessen richtete, welcher der Welt Sünden auf sich genommen und den martervollsten aller Tode gestorben, wurde das leidbeschwerteste Herz fröhlich und getrost, und diese Liebe, die sich selbst geopfert, überströmte mit einer nie auszuschöpfenden Fluth von Segen den Aermsten aller hienieden, und wenn er gleich mit Plagen heimgesucht sein sollte, wie Hiob.

Immer wärmer, immer eindringlicher, immer begeisterter sprach Gottlieb. Der Eindruck der Stunde riß ihn fort, seine Augen glühten. Die fieberirren Blicke der Kranken hingen an seinen Lippen, manchmal überrann ein kühler Schauer ihren Leib, manchmal durchschütterte ein Hustenkrampf ihre hagere Brust. Ihre Wangen brannten, und zuletzt rieselten ihr die Thränen langsam darüber hin. Der Alte auf dem Fenstertritt

hatte zu arbeiten aufgehört und stierte mit blöden Augen und wiegendem Kopf herüber, um nur manchmal mit dem Hammer einen Schlag zu thun, um einen Holzkeil in eine Sohle zu treiben. Und dann murmelte er jedesmal hinten nach: „'n Paster bei uns! 'n Paster predigt bei uns! Aber so 'was!“ Und die beiden Kinder kauerten, völlig verschüchtert und verstummt, eng beieinander und wagten sich nicht zu rühren. Sie verstanden nicht, was hier vorging, sie ängstigten sich nur. Dieser schwarze Mann, der so aufgereggt, manchmal die Hand hoch hebend, als ob er drohte, auf ihre kranke Mutter einredete, die darüber weinte, flößte ihnen Furcht ein. Sie hielten sich fest bei den Händen, und der Kleine mit den nackten Beinen wimmerte leise auf, wenn der Mann da drüben einmal seine Stimme gar so laut erhob. Einmal war auch die Thür aufgegangen, und das rothblonde Mädchen, jetzt in vollem Sonntagstaat und mit einem Niesenhut voll hochstehender, schwarzer Federn, hatte den Kopf hereingesteckt, um sich neugierig umzusehen und mit einem „Manu wird's Tag!“ sich alsbald, auflachend, wieder zurückzuziehen.

Gotthold merkte von dem allen nichts. Er sprach weiter und weiter. Er schilderte die Erde als eine Vorbereitungsstufe für das, was danach kommen würde, und erklärte, daß die Wonnen des Jenseits nur Denen zu Theil werden würden, die hier gelitten, wenn sie in Christo Jesu gestorben. Glauben, — bereuen, — Buße thun! Darauf kam es an. Auch der größte Sünder konnte noch selig werden, wenn er sich seiner Sünde schämte und seine Verstocktheit von sich that, um mit heißer Inbrunst den Stamm des Kreuzes zu umklammern und zu seinen Füßen in den Staub zu sinken, sich die Stirn zu schlagen und zu rufen: „Herr! Herr! erbarme Dich meiner!“

Die Kranke weinte immer reichlicher, ihre heißen Hände umklammerten die des Sprechers immer fester, eine irre Angst, eine heiße Begierde, redete aus ihren qualvoll verzerrten Zügen. Da ließ sich plötzlich nebenan eine heißere, polternde, gurgelnde Stimme hören: „Donnerschod! Wer schreit denn da so? Nicht 'mal seine Ruß' hat man. Heiliges Kreuz, ich will Ruß' haben!“

Die Kranke war mit einem erschrockenen Wimmerlaut halb in die Höhe gefahren, dann hustete sie minutenlang bis zum Ersticken. Ihr Gesicht lief plötzlich blau an, und sie machte mit den Händen fuchtelnde Bewegungen in der Luft, als ob sie nach Athem ränge. Todtmatt, mit einem Ausbruch des Grauens, sank sie zurück. „Wer ist dort?“ fragte Gott-hold, nach nebenan deutend, wo das wüste Schimpfen fort-dauerte.

„Das is er,“ erwiderte sie, mit geschlossenen Augen apa-thisch daliegend.

„Ihr Mann?“

„Ich hab' immer mit ihm gelebt,“ murmelte sie.

„Frau,“ sagte er hart, „Sie sind eine große Sünderin, Sie haben viel Gnade nöthig.“ Sie nickte, ohne die Augen zu öffnen. „Das da sind Ihre Kinder?“ fragte er weiter. Und als sie wieder nickte, fügte er hinzu: „Kinder der Sünde. Auch sie bedürfen der Barmherzigkeit mehr, als alle Andern, denn Sie haben einen Fluch ihnen in's Leben mitgegeben. Weshalb hat der Mann Sie nicht geheirathet?“

„Wir hatten's ja nicht dazu, Herr Pastor. Und nachher haben wir garnicht mehr d'ran gedacht. Es ging ja auch so. Sie nahmen uns Alle als Mann und Frau, und die Weisten machten's selbst nicht anders. Und als Lude denn bei der Fabrik entlassen wurde —“

„Weshalb wurde er entlassen?“

„Wegen dem Schnaps. Den hatte er sich ja da unten im Heizraum angewöhnt, weil er sagte, es ginge nicht anders, und kein Mensch hielte es sonst in der Siedegluth aus, man müßt' Gegengift nehmen. Eines Tages is denn was vorgekommen, und da haben sie 'n gleich weggejagt.“ Sie erzählte weiter. Es schien ihr eine große Erleichterung zu gewähren, einmal über ihr Glend reden zu können, so mühsam ihr das Sprechen auch fiel, und sie griff wieder nach seiner Hand, die er ihr auch überließ, während ihre Augen geschlossen blieben. Stockend, zusammenhanglos, oft von Hustenstößen und Athem-noth unterbrochen, sprach sie. Es war eine lange Leidens-

geschichte, einfach, aber ergreifend. Und aus allem, was da laut wurde, klang es wie eine Anklage gegen die „Fabrik“. Die Fabrik hatte ihnen verboten, zu heirathen, weil sie die Mittel nicht aufweisen konnten, welche, nach den Willing'schen Statuten, dafür gefordert wurden; die Fabrik hatte Ludwig Mühel, der einer der tüchtigsten und fleißigsten Arbeiter gewesen, zu Grunde gerichtet, weil sie ihm den Schnaps aufzwang; in der Fabrik war der Alte da am Fenster stumpf und blöde geworden, ohne daß sie ihm für sein verbrauchtes Leben dann soviel gegeben hatten, daß er es davon hätte sich weiter fristen können. Und dann ihre eigne Krankheit! Den Keim zur Schwindsucht hatten sie freilich alle in sich, die Theben's; zwei Schwestern und einen Bruder hatte sie schon vor sich sterben sehn. Aber wenn sie sich hätte schonen können, wär's ja wohl nicht zum Ausbruch gekommen, so rasch wenigstens gewiß nicht. Freilich: bei all' der Bläckerei um's tägliche Brod! Und dann die drei Wochenbetten; — das eine Kind war gestorben, kaum drei Monate alt, und das war ja wohl ein Glück gewesen. Das Schlimmste aber war die Luft. Die machte Fieber. In allen Häusern hier unten spürte man das, bald packte es den, halb jenen. Das war zu der schwachen Brust noch hinzugekommen bei ihr, und da freilich war's denn rasch bergab gegangen. Wenn der Doktor und das Fräulein nicht gewesen wären, wäre es wohl schon längst zu Ende. Und verhungert wären sie dann wohl auch schon, denn wer hätt' ihnen helfen sollen? Hier im Flußviertel hatte kaum einer mehr, als er brauchte, und Viele weniger. Und die Niece, ihre Schwester — das war nun noch ein besondrer Gram, der ihr am Herzen fraß. Denn sie liebte ihren Lude noch immer, so brutal und versoffen der nun ja auch war, und das war ja klar, daß der nachher die Niece heirathen wollte, kaum daß sie selber die Augen geschlossen hatte. Heimlich hielten's die Beiden wahrscheinlich schon längst mit einander, und sie gönnte der Niece ihren Mann nicht, denn wenn der sie auch schon einmal halb zu Tode geprügelt hatte, ihr Mann war's eben doch und der Vater von den Bälgern da, und daß

der Schnapsteufel ihn so wüßt gemacht hatte, dafür konnt' er nichts. Die Mieke aber war schlecht, darauf wollte sie wetten. Ihr freilich wollten sie's nicht zugestehn, aber das konnte man sich nachgerade doch an den Fingern abzählen, daß sie's mit mehr, als Einem hielt, wenn sie nicht gar für alle Welt da war. Ob sie überhaupt noch in der Waffefabrik arbeitete, wo sie früher beschäftigt gewesen war, wußte kein Mensch. Zu Federhüten und modernen Capes reichte es jedenfalls nicht, was sie dort erwarb, und dem Lube steckte sie obendrein noch immer heimlich 'was zu, damit er nur ja wieder trinken konnte. Und so Eine sollte die Mutter von den armen Bälgern dort werden, die alle Beide nicht recht gebiehn, und wahrscheinlich auch schon 'was von ihrer Krankheit in sich hatten, besonders die kleine Guste, die ja über und über voller Geschwüre saß und die ganzen Nächte winselte. Die Angst, daß die Mieke ihre Nachfolgerin werden sollte, und daß die beiden Kleinen es dann schlecht bei ihr haben würden, machte ihr das Sterben noch viel schwerer, als sonst der Fall gewesen wäre. Gern starb sie überhaupt nicht, nein, wahrhaftig nicht. Dazu war sie noch viel zu jung, und was hatte sie denn bis jetzt auch schon vom Leben gehabt? Jetzt hätt's erst anfangen sollen, das Leben, und jetzt hätte sie auch erst gewußt, was man d'ran haben konnte. Ob er, Gotthold, glaubte, daß sie noch 'mal besser werden könnte? Der Doktor sagte „ja“ und das Fräulein auch, und im Stiche lassen würden sie die gewiß niemals. Dem Lube und der Mieke würd's freilich wohl nicht passen, wenn sie weiter lebte.

Sie hatte zuletzt in immer angstvollerer Hast geredet und Gotthold's Hände immer fester umklammert; das Fieber schien in ihrem Blut zu siedeln. Ihr Gesicht brannte, und eine irre Lebensgier glühte aus ihren sich überstürzenden Worten. Und dabei sah sie aus, wie eine Sterbende; ihr Athem flog.

Gotthold fühlte sich von einem Schauer durchrüttelt, aber er bezwang sich. „Fragen Sie nicht darnach, ob Gott Leben oder Sterben über Sie verhängt hat,“ sagte er, die Hand erhebend, „sondern befehlen Sie ihm Ihre Seele und machen Sie Ihren

Frieden mit ihm! Hängen Sie Ihr Herz nicht an Irdisches, sondern denken Sie allein daran, wie Sie vor Gottes Richterstuhl bestehen wollen, wenn er Sie abrufte. Lösen Sie sich vom Staube und überlassen Sie die Sorge um Ihre Waisen und um alles das, was nach Ihnen sein wird, dem, der Wolken und Winde lenkt. Beten Sie, Frau! Sie müssen noch viel beten, denn es ist noch viel Staub auf Ihrer Seele.“ Und wieder begann er zu beten, heiß und leidenschaftlich, — noch leidenschaftlicher, als vorher. Es war, als ob er selbst sich das Grauen aus seinem Inneren fortbeten wollte.

Der Alte drüben unter dem Fenster, hatte längst zu klopfen aufgehört und stierte mit offenem Munde herüber, die beiden Kinder weinten, weil sie sich fürchteten, ohne eigentlich zu wissen, wovor? und die Kranke ächzte leise, vor Athemnoth, Seelenangst und Fieberhitze. Da polterte plötzlich aus der Küche etwas herein, ein paar schwere Stiefel flogen in's Zimmer. Und hinterher kam's: „Donnerschock! Du hab' ich die Geschichte aber did! Wird das verfluchte Jeplärre da 'n Ende haben oder nich?“

Ein baumlanger Mensch mit struppigem blonden Vollbart, ungekämmten Haaren, in denen sich Bettfedern versfangen hatten, und einem gebunzenen Gesicht, mit glasig zwinkernden Augen, torfelte herein. Das gelbe Hemd klappte ihm über der zottigen Brust, die Hemdärmel waren über die Ellenbogen hinaufgestreift.

„Hol' mich der Deubel und seine Trogmutter!“ schrie er, angefichts Gotthold's mit in die Hüften gestemmten Armen breitbeinig stehen bleibend, „wat is denn hier los? Wird hier 'n Judenschule abgehalten, wenn 'n ehrlicher Christenmensch 'mal 'n bißten duffeln will?“

Gotthold erhob sich langsam, er hatte Mühe, seine Hand aus denen der Kranken frei zu machen. Mit zornfunkelnden Augen trat er dem Riesen entgegen, der ihn um Haupteslänge überragte und aus seinen verschlafenen Augen jetzt mit gutmüthig-spöttischem Grinsen anblinzelte. „Still!“ sagte er, „ich verbiete Ihnen solche wüsten Reden. Ich bin der neue Seel-

forger dieser Gemeinde und bin gekommen, um Gottes Wort in diese Häuser zu tragen, wo das Elend und die Armuth wohnen, weil der Unglaube und die Gottentfremdung dort heimisch geworden sind. Ich betete mit dieser Kranken, der ich den Trost Gottes gebracht habe.“

„Amen!“ fiel der Andere mit grotesk erheuchelter Demuth ein und verdrehte die Augen gen Himmel. „Donnerschlag! Is so 'was dajewesen? Kriegt's die Riecke auch noch mit'n Beten!“ Er lachte roh auf. „Na, wissen Se, man soll ja keenen Menschen nich im Wege sein, wenn er sich amnestiren will, Herr Baster oder Kannebat oder wat Se sonst sind, aber wenn ich zu Hause bin und will schlafen, denn verbitte ich mir erjebenst dies Fejröhle. Kommen Se gefälligst, wenn ich auswärts bin. Eiferfüchtig bin ich weiter nich. Un nu machen Se, daß Se weiter kommen. Da oben hat der Zimmermann 's Loch gelassen!“ Er wies unter widrigem Gelächter auf den Ausgang. „So 'wat! Ne, so wat!“ murmelte er noch kopfschüttelnd hinterdrein.

Gotthold war das Blut in's Gesicht geschossen. „Kästern Sie nicht, Mensch!“ sagte er drohend. „Auch mit Ihnen wird Gott noch in's Gericht gehn. Denken Sie denn nie daran, daß es eine Vergeltung giebt? Sie haben so viele Sünden auf Ihr Gewissen geladen, daß Sie alle Ursache haben, vor der ewigen Gerechtigkeit zu zittern.“

„So?“ machte der Andre gedehnt und spreizte die Beine noch weiter aus. „Meinen Se? Hat die Riecke jeklatst? Na, wissen Se, meine Angelegenheiten kümmern Sie ja nu ganz und jarnichts. Verstanden? Und ob ich zittre oder nich, kann Ihnen ganz ejal sein. Ich besasse mich mit Ihre Personalien ja auch nich. Was nehmen Sie sich hier überhaupt raus, mein juter Mann? Ich hab' mit Pfaffen schon 'mal jarnichts zu thun. Ich bin Freijeist und Sozialer. Wir lassen uns nich an die Wimpern klimpern. Bange machen jilt nich. Und kurz und jut, wenn ich nich unanjenehm werden soll, sehen Se sich gefälligst unsern Balast 'mal von außen an, da macht er sich viel schöner. Nu aber 'n bißken plöblich, muß ich

bitten, sonst statuir' ich 'n Hausfriedensbruch und bring' Sie mitfammt Ihre scheinheilige Frage uft' Amtsgericht — na?"

Die Kranke hatte schon ein paarmal in wachsender Angst gerufen: „Lude! — Lude!“ und gleichzeitig warf sie Gotthold, der mit fest zusammengekniffenen Lippen und bleich gewordenem Gesicht da stand, flehende Blicke zu, die ihn weich machten. Er neigte sich über sie und ergriff ihre Hände. „Sie wollen, daß ich gehe?"

„Bitte, bitte, ja. Wenn er sich jetzt noch mehr aufregt, wird's fürchterlich. Dann zerbricht er Stühle und rast. Es is so 'was wie Delirium, was dann ausbricht.“

Gotthold zögerte. Er warf dem Manne, der mit geblickten Zähnen und erhobener Faust da stand, einen finsternen Blick zu. „Aber ich soll wiederkommen?“ fragte er die Kranke dann leise.

„Ja, ich bitt' Sie recht sehr darum, Herr Paster. Es hat mir ja so gut gethan. Morgen, wenn Sie können. Ja? Vormittags is er ja meist weg.“

„Und inzwischen beten Sie, daß Gott Ihnen barmherzig sei. Beten Sie viel, Frau! Der Herr unser Gott sei mit Ihnen!“ Er wandte sich von dem Bett ab und trat furchtlos dem Manne gegenüber, der ihn mit vorgebeugtem Kopf und blutunterlaufenen Augen, wie ein stoßbereiter Stier, betrachtete. „Mit Ihnen habe ich das letzte Wort noch nicht gesprochen,“ sagte er. „Jetzt gehe ich, weil diese dort es so will. Aber ich werde wiederkommen und mit Ihnen Abrechnung halten. Verlassen Sie sich darauf!“ Er ging, strich den Kindern am Boden noch mitleidig über die Köpfe hin und schloß die Thür hinter sich.

„Wird mir 'ne große Ehre sein!“ hörte er hinter sich her rufen. „So 'n feinen Umjang hat man nich alle Tage.“ Und der Raum schütterte von dröhnendem Gelächter; selbst der blöde Alte auf dem Fenstertritt schien dabei mit einzufallen.

In widerstreitenden Empfindungen stieg Gotthold die Kellertreppe hinan. Trauer und Ekel waren wach in ihm. Dazu fragte er sich, ob er nicht doch hätte bleiben sollen.

Vielleicht würde der rohe Geselle jetzt die kranke Frau entgelten lassen, daß sie mit ihm gebetet hatte. Trotzdem seine Worte bei dieser abgeirrten Seele, die bald vor ihrem Gott stehen würde, auf fruchtbaren Boden gefallen waren und er sich sagen durfte, daß er hier vielleicht rasch sein Ziel erreichen werde, war kein Gefühl freudiger Genugthuung in ihm. Er war gebrücht und müde. Eine unter Hunderten! Und diese Eine war eine Sterbende. Aber alle die Andern, die vielleicht auch ihre Thür vor ihm würden zuschlagen wollen, wie sollte er sie zu Gott hinüberzwingen? „Freigeist und Sozialer!“ hatte der Trunkenbold von sich geprahlt. Warum waren sie's? Warum stießen sie das Heil von sich, das sich ihrer Armut und ihrem Elend bot, das einzige, das die Menschheit kannte? Warum griffen sie nicht danach mit gierenden Fingern und mit lechzendem Athem? Hier war ein Quell für ihren Durst, für ihre brennenden Wunden, und sie beugten die Lippen nicht darüber, sie kühlten ihren Brand nicht darin. Vielmehr mühten sie sich, das lautere Wasser dieses Quells zu trüben und ließen sich äzendes Gift in ihre schwärenden Wunden träufeln. Warum? Wer erklärte ihm das Unfaßbare?

IV.

Langsam wanderte Gotthold durch die Straßen des Flußviertels. Er konnte heute keine neuen Eindrücke mehr in sich saugen; das, was er gesehen und gehört hatte, wogte noch zu mächtig in ihm nach. Es war nur ein erster Einblick gewesen in eine Welt, mit der er fortan den Kampf aufnehmen wollte, aber das Einzelschicksal, das sich da vor ihm entfleiert hatte, erschien ihm als sinnbildlich für die hundert andren, von denen er in der Folgezeit erfahren würde. Krankheit und Noth, Verbitterung und sittliche Verwahrlosung, Haß und Neid, den Besitzenden gegenüber, ein stumpfes Hinvegetiren ohne Gott, ohne den Glauben an ein besseres Jenseits, — das war's, worin sie sich alle ähneln würden. Und in dies Dunkel sollte er die Fackel strahlen lassen, die ihre Flamme allein an der ewigen Wahrheit entzündete!

Er hatte das Arbeiterviertel, mit seiner nachmittägigen Sonntagruhe, hinter sich gelassen, und durchquerte jetzt die lange Vorstadtstraße, um jenseits derselben sich einer der hügelanführenden Gassen zuzuwenden. Unter den zahllosen Arbeitern der Willing'schen Eisenwerke, die er auf diesem Wege antraf, kannte er viele, und es mußte ihm auffallen, daß die meisten von ihnen ein gepußtes Frauenzimmer am Arm hatten, während sie im Sonntagsstaat, schwäzchend und singend, in hellen Häufen, den Biergärten entgegenwanderten, trotzdem er wußte, daß sie nicht verheirathet waren. Er mußte daran denken, daß die Schwinbsüchtige vorher zu ihm gesagt hatte, sie und Lude hätten sich nicht heirathen können, weil die Statuten der Willing'schen

Fabriken es ihnen untersagt hätten, und deshalb hätten sie in wilder Ehe zusammen gelebt. Machten es alle diese auch nicht anders? Stand es mit der musterhaften Ordnung auf den Werken des Kommerzienraths vielleicht doch nicht ganz so, wie er selber glaubte und Andre glauben machen wollte?

Als Gotthold die Gasse hinangestiegen war, sah er droben den Park und die Villa seines Onkels vor sich liegen. Das helle Gebäude gleißte in der Nachmittagssonne augenblendend herüber. Er mußte an die beschränkten Verhältnisse im eignen Elternhause denken. Schon der Großvater hatte das alte Wenden'sche Stammgut nicht mehr halten können. Ob der Rückgang der Landwirthschaft überhaupt, ob die Sünden der Väter, die im Militärdienst ihre Jugend und ihr Geld vergeudet hatten, oder die verschwenderische Lebensweise dieses einen Wenden, der es seinem Namen schuldig zu sein glaubte, weiter als Grandseigneur zu leben, während die Ernten auf dem Halm schon den Gläubigern verpfändet waren, den Ruin herbeigeführt hatten, war schwer zu sagen; vielleicht hatte das alles zusammengewirkt. Aus dem alten, verfallenden Wenden'schen Schlosse unweit der Ostsee, wo die Gläubiger sich einzunisten begannen, hatte damals der Fabrikant Herbert Willing das Freifräulein Konstanze heimgeführt. Ob ihm das unter andren Umständen je gelungen sein würde, ließ sich bezweifeln. Denn so reich, angesehen und aufstrebend er sich auch damals schon, als ein selbstsicherer Mann, fühlte und geberdete, die Wenden hatten von jeher strenge auf die Keinheit ihres Bluts gehalten, und zäh klammerten sie sich, gerade in ihrem allmählichen Niedergang, an die alten Satzungen und Vorurtheile ihres Geschlechts. Von Alters waren sie dadurch bekannt gewesen, daß sie das einmal für recht Erkannte mit eiserner Konsequenz verfolgten und sich dann durch nichts von ihrem Wege mehr abbringen ließen, ob sie auch in tausendfältige Noth und Gefahr dadurch geriethen. Halsstarrig und eisenköpfig hatte man sie genannt, im Guten wie im Schlimmen. Ob der jähe Zusammenbruch des Wenden'schen Glücks und Glanzes, bei dem den alten Herrn fast gleichzeitig ein Schlag-

anfall getroffen hatte, welcher eine halbseitige Lähmung zurückließ, die Wenden'sche Unerbittlichkeit zu Schanden gemacht hatte, oder ob wirklich, wie man gemunkelt hatte, der reiche Schwiegersohn, der alsbald — noch vor der Vermählung mit Konstanze von Wenden — in den Adelsstand erhoben wurde, mit seinem Gelde einige Finanzoperationen des Freiherrn aus der letzten Zeit zuge deckt hatte, die nicht ganz unbedenklich erschienen und den Namen „Wenden“ in Mißkredit gebracht hätten, war niemals festgestellt worden. Der alte Freiherr hatte den Ruin seines Hauses und die Vermählung seiner Tochter nicht lange überlebt. Es war ihm auch erspart geblieben, mit ansehen zu müssen, wie sein einziger Sohn, Gotthold's Vater, die Folgen des Geschicknisses trug. Außer Stande, sich mit Frau und Kindern von einer Leutnantsgage zu erhalten, hatte er, der als vermeintlich reicher Erbe die blutarme Tochter eines kinderreichen, hochadligen Generals heimgeführt, den Dienst quittirt und war auf dem Versorgungsposten eines Polizeieinspektors in einer kleinen Stadt untergetaucht, fern von den Triumphen, die der flotte, junge Offizier in der Gesellschaft noch jederzeit errungen haben sollte und fern von den Ausichten auf eine glänzende Carrière, die man ihm prophezeit hatte. In einer Atmosphäre von Verbitterung, künstlich übertünchter Armseligkeit und strenger Frömmigkeit, die gleichsam für alles Andre Ersatz bieten mußte, und hinter der man sich verschänzte, wenn die Lockungen des Lebens herantraten, war Gotthold aufgewachsen. In seinem Elternhause war häufiger gebetet als gegessen worden. Besonders die Mutter hatte alle Enttäuschungen ihres Lebens, die sie herb und tieffinnig gemacht hatten, im Gebet ausgeströmt, während der Vater allmählich apathisch und resignirt geworden war. Man hatte den stillen Mann zuletzt kaum mehr bei seinem Gehen und Kommen im Hause gehört. Und eines Tages hatten sie ihn todt im Bette gefunden. Der Arzt hatte einen Herzschlag festgestellt, und es hatte sich zugleich ergeben, daß der Todte seit Jahren schon ein schweres Herzleiden mit sich herumgetragen hatte, ohne je ein Wort der Klage darüber zu verlieren oder seine Amts-

pflichten zu vernachlässigen. Treu bis zur letzten Stunde hatte er auf seinem Posten ausgehalten, niemals eine Unterstützung, von wo sie ihm auch geboten werden mochte, angenommen. Vor allem war er unerschütterlich gewesen in der Zurückweisung jeder Hülfe, die der reiche Schwager unablässig in jener etwas breitspurig-chevaleresken Art angeboten hatte, die ihm eigen war. So war er wie ein echter Wenden gestorben, und Gotthold hegte eine tiefe Verehrung für den Todten, zu dem er im Leben niemals in ein rechtes Verhältniß getreten war.

Dann war die Not im Hause ständiger Gast geworden. Nun hatte der Schwager, den das Gericht zugleich zum Vormund der zurückgebliebenen Kinder bestellt hatte, dennoch eingreifen müssen, zumal die Mutter weltunerfahren blieb und über ihren pietistischen Kleinstadt-Cirkeln die Sorge um das Haus oft genug verabsäumte. Der geadelte Kommerzienrath, dessen Reichthum und Ansehen in dauernbem Wachsen begriffen waren, wollte Gotthold sogar die militärische Laufbahn ermöglichen. „Ein Wenden gehört in die Uniform“, blieb sein Refrain. Aber Gotthold zeigte sich standhaft. Sein Vater hatte ihn mehr als einmal dringlich davor gewarnt, den bunten Rock anzuziehen, mit dem man sich eine Welt von Vorurtheilen und oft unerfüllbaren Standespflichten auf die Schultern lud, er hatte ihn vor diesem glänzenden Glend bewahren wollen und dem geistlichen Berufe bestimmt. Und Gotthold selber hatte sich unter dem Einfluß der Luft, die in seinem Elternhause alle Räume erfüllte, in diesen Zukunftsgebanken mit solcher Hingebung eingewöhnt, daß er vor jeder Neugestaltung seines Lebens zurückgeschreckt wäre. Ein heißer Drang, zu wirken und zu nützen, war in ihm. Er hatte in seinem Blute manchen Tropfen, der an jene alten Vorbäter mahnte, die nahe dem Meer sich ihre feste Burg gebaut und der Fluth einen Streifen Landes nach dem andern abzuringen versucht hatten, um ihr Gut und Eigen zu mehren. Vielleicht auch etwas von dem Herren-Blut derer, die auf Wendenhof so lange als kleine Könige gefessen und gewaltet hatten. Nach irdischem Ansehen stand ihm der Sinn freilich nicht, aber Macht über

die Geister erringen wollte er und ein Führer derer sein, die es da nach dem ewigen Heil, inmitten des großen Weltelends, hungerte und dürstete. Den Armen und Elenden sollte sein Leben gehören. Und mit der echt Wenden'schen Starrköpfigkeit und Konsequenz ging er auf sein Ziel los, das die Mutter billigte und das er als den letzten Wunsch seines Vaters für ihn ansehen durfte. Auch der Kommerzienrath hatte schließlich nachgeben müssen. Dieser Eisenkopf war im Stande, sich bis zum Pfarramt durchzuhungern, wenn er seine Hand von ihm abzog. Heute war es ohnehin nichts gar so Ungewöhnliches mehr, daß die Söhne altabtliger Familien die Kanzeln bestiegen, wie es im katholischen Lager schon lange Sitte gewesen war, daß sie den Priestertalar oder die Mönchsstute anzogen, und ein Wenden im geistlichen Amt konnte zu einer Zeit, wo der Unglaube überall machtvoll im Lande sein Haupt erhob und an allem altgeheiligten Herkommen rüttelte, leicht zu einer kräftigen Stütze der bedrohten, patriarchalischen Weltordnung werden. Auch an sich selber dachte er dabei. Denn damals hatte die soziale Frage zuerst weitere Kreise zu beschäftigen begonnen, und in den immer mehr anwachsenden Arbeiterlegionen begann es zu gähren. Der vierte Stand hatte sein Banner entrollt, und dies Banner hatte die Farbe des Blutes.

Gotthold ergriff den von seinem Onkel hingeworfenen Gedanken, einmal in den Industriebezirken, wo die „neue Lehre“ vom gemeinsamen Eigenthum und dem Anrecht Aller an die Güter der Erde, gepredigt wurde, als Seelsorger zu wirken, um dem habgierigen Neid der Besitzlosen und dem umstürzlerischen Drängen in der Tiefe, das Zeichen des Kreuzes gleichzeitig als Beschwörungsformel und als Weiser zum einzigen Heil entgegenzutragen, mit freudiger Bereitwilligkeit. Vorerst freilich galt es, sich in ernste Studien zu vertiefen und einen fleißigeren Studenten der Theologie hatte es wohl schwerlich je gegeben, als den letzten Freiherrn von Wenden. Seine Lehrer suchten ihn für die Universitätslaufbahn zu bestimmen, aber er blieb fest. Sein Leben sollte der leidenden Mensch-

heit gehören; er wollte, wie ein Missionar, ausziehen, nicht um in fernen Welttheilen, sondern, um unter seinen gottentfremdeten Brüdern, das Evangelium zu predigen und die Leuchte der Heilswahrheit in das Dunkel zu tragen, wo Unglück und Hoffnungslosigkeit, Verbitterung und Empörung beieinander tauerten. Mit allen Waffen seiner Wissenschaft ausgerüstet, hatte er die Hochschule verlassen, um zunächst in einer ländlichen Gemeinde ein Predigeramt zu übernehmen, das ihm zu weiteren Studien noch Muße ließ. Dann war er dem Rufe seines Onkels nach Zülchow bei Stettin gefolgt. Da seine Mutter inzwischen gestorben war, hatte er seine Schwester zu sich in's Haus genommen.

An alles das dachte Gotthold, während er den Rest des Weges zur Villa des Kommerzienraths zurücklegte. Als er den Lindengang, von der Gitterpforte bis zum Portal des Wohnhauses, durchschritt, stand ihm das alte Schloß in Wendenhof plötzlich wieder vor Augen. Seltsam, daß ihm erst jetzt auffiel, wie vielfach sein Onkel bei Bau und Anlage seines Besitzthums sich das Wenden'sche Stammhaus zum Vorbild hatte dienen lassen. Gotthold selber war freilich nur als Kind einmal zum Besuche dort bei seinem Großvater gewesen, bei dem alten, schönen Mann, im weißen Vollbart und mit den leidenschaftlich sprühenden, jungen Augen, aber er erinnerte sich sehr genau der schattigen Allee von uralten Linden, die von dem halbverfallenen, wappengeschmückten Steinportal der Einfahrt zum Schlosse selber hinübergeführt hatte. Und gerade so wie hier die weiße Villa des Fabrikherrn, hatte es in dem Laubrahmen der verschnittenen Bäume dagestanden. Nur war dort alles alt und verfallen gewesen und ein Hauch von Schwermuth hatte darüber gelegen, während hier alles von Neuheit blühte und funkelte. Für die alten Feudalschlösser war die Zeit vorüber, die für die modernen Luxusvillen der Industriekönige war gekommen. Der livirte Diener, der Gotthold in Empfang nahm, meldete ihm, die Herrschaften seien im Park, man habe eben den Kaffee auf der Terrasse genommen; ob er den Herrn Pastor führen solle. Gotthold

lehnte die Begleitung ab, durchschritt den, mit bunten Fliesen gebedkten, breiten Korridor, der mitten durch's Haus am marmornen Treppenaufgang vorüber, in den Garten führte, und trat unter das roth und weiß gestreifte Zeltbad hinaus, das die mit Oleandern und Citronenbäumchen in hölzernen Kübeln umstellte Terrasse überspannte. Die Wand der Villa war hier mit Glycinien umspinnen, die eben zum Blühen kamen. Um die süßduftenden, lila Blüthentrauben schwärmten zahllose Hummeln. Der Blick ging frei von hier über die Baumkronen hinaus, welche alle Senkungen des hügeligen Terrains mit einem wogenden, grünen Meer erfüllten. Man hörte die Springbrunnen rauschen und athmete den Blumenduft der Rabatten, die sich um sie her aus den geschorenen Rasenplätzen bunt schillernd heraufhoben. In einer mächtigen, chinesischen Volière zwitscherten und flatterten allerlei farbige, erotische Vögel. Während die Aussicht nach der Stadtseite durch die drüben sich aufwollenden Hügelrücken völlig verdeckt war, und man auch von den Fabriken hier nichts wahrnahm, sah man zur Linken einen Theil des Flußbettes im Wiesengrün auffchimmern, durch den große weiße Segler langsam dahinglitten, und gerade vor sich den Neubau der Lutherkirche, der wie in einem Ausschnitt von Obstbäumen dalag. Gottbold mußte heute zum ersten Mal denken, wie raffiniert das alles doch erfunden und ausgeführt war. Man kam sich hier wie auf einer freien, weiten Höhe vor, einsam und weltentrückt, inmitten alles Zaubers einer frühlingstrischen Natur, umgeben von allem verfeinerten Komfort der Zeit, und da unten, ganz nahe, rang, stöhnte und wimmerte das Leben, das grausame Leben, dem er eben erst in's zuckende Herz geblickt zu haben meinte.

Mit einem „Endlich!“ begrüßte ihn der Kommerzienrath, der sich, die Cigarre zwischen den Fingern, hinter seiner Moccataffe erhob. „Du hast uns lange warten lassen.“

Gottbold murmelte eine Entschuldigung, während er die Kommerzienrätthin begrüßte, die bleich und schweigsam, wie immer, in ihrem Korbsessel am Tische lehnte. Sie war noch

immer eine schöne, stattliche Frau, ein echt Wenden'sches Gesicht mit der stark herausgearbeiteten Stirn und dem weichen Zug um die Lippen, aber in ihren dunklen Augen, die so gut zu dem welligen, ergrauten Haar stimmten, lag ein Ausdruck von scharfer Furcht, die gar nicht Wenden'sche Art war, oder wie von Grauen vor etwas Kommendem, Unbestimmtem. Im Gegensatz zu der festen, herrischen Klarheit ihres Mannes war etwas Milbes und Zages in ihrem Wesen.

Neben ihr saß ihre Tochter Valeska, in allem das Ebenbild des Vaters, vielleicht etwas zu derb und kraftgeschwellt für ihr Geschlecht und ihre achtzehn Jahre. Sie war sehr hübsch zu nennen, hatte aber etwas Hypernaives in den großen, leicht vorquellenden Blauaugen und dem von rothiger Gesundheit glühenden, vollen Gesicht. In ihrem Benehmen war etwas ungesucht Burschikoses, und ihre Lippen schienen immer zu lachen. Sie hatte ein weißwollenes Tennis-Kostüm an, das ihren prächtiggeformten Hals freiließ. Halb über den Tisch gebeugt, unterhielt sie sich in munterster Tonart mit zwei jungen Herren, die ihr gegenüber saßen, ohne von Gotthold viel Notiz zu nehmen. Der Kommerzienrath stellte den Einen, der die Leutnants-Uniform des in der Stadt garnisonirenden Infanterie-Regiments trug, einen kleinen, beweglichen Herrn mit einem Duzendgesicht, schwarzem Schnurrbart und einem Kneifer auf der Nase, als Herrn von Brendendorf vor, während Gotthold in dem Andren, der steif und gemessen, in fast übertrieben elegantem Aufzug, einen Schmiß auf der Wade und das Monocle im Auge, dasaß, den Regierungs-Referendar Hubert Willing, einen Neffen des Kommerzienraths kennen lernte. Mit tabelloser Vornehmheit erhob sich dieser, um Gotthold mit dem rechtwinklig gebogenen Arm drei Finger zu reichen, während er murmelte: „Außerst angenehm.“ Dann setzte er sich wieder, um mit steifem Rücken bald das gelockte, rothblonde Haar streichelnd, das in der Mitte gescheitelt war, bald an den bescheiden sprossenden Schnurrbartstoppeln zwirbelnd dem Zwiegespräch zwischen Valeska und dem Leutnant zuzuhören. Sehr viel kühle Ueberlegenheit lag dabei in seinem klugen Gesicht mit den merkwürdig nüchtern blickenden Augen.

„Unser Theodor ist in demselben Alter,“ sagte die Kommerzienrätthin, auf den Neffen hinüberdeutend, „ich finde immer, daß die Weiden auch viel Ähnliches miteinander haben, äußerlich und innerlich. Theodor ist ganz anders, als Walesta. Aber denke Dir, Gotthold: der Junge will von England gar nicht wieder fort. Es ist gerade, als ob er sich da wohler fühlte.“ Sie blickte mit bekümmerten, fragenden Augen vor sich hinaus.

Auch über des Kommerzienraths breite, gewölbte Stirn schien ein Schatten zu fliegen; als er hinzusetzte: „Nun, nun für uns Industrielle ist da drüben eben unendlich viel zu lernen. Und zum Lernen hab' ich ihn ja hingeschickt. Das ist das Merkwürdige an diesem Land und an diesem Volk: man ergiebt sich ihnen mit Haut und Haar oder bleibt ihnen feindlich gegenüber, ein Mittelbing scheint's da nicht zu geben. In allem Englischen liegt etwas so merkwürdig Anspruchsvolles, die wollen alles für sich haben und nach sich modeln. Theodor ist gleich ein ganzer Engländer geworden. Aber man muß Jedem seine Art lassen.“

„Er ist aber doch unser ‚Einziger,‘“ murmelte die Kommerzienrätthin trübe. „Und ich habe so eine Ahnung, Herbert, eine Ahnung —“ Ihre Augen wurden immer starrer.

„Ach, Deine ewigen Ahnungen! Was denn nun schon wieder für eine?“

„Er kommt überhaupt nicht zurück, Herbert. Du wirst sehn.“

Der Kommerzienrath lachte ärgerlich auf. „Wär' nicht übel! Und darf man fragen: warum nicht? Im Grunde hat er's doch hier nicht schlecht, sollt' ich denken.“ Er schmunzelte behaglich.

Die Kommerzienrätthin hatte die Hände — hagere, weiße Hände — in ihrem Schooß reibend übereinanderbewegt und blickte stier darauf nieder. Sie schien zu frösteln. „Bis es einmal losgeht,“ murmelte sie, „bis die da unten wach werden und kommen, Herbert. Theodor wird das gerade so voraussehen, wie ich. Und deshalb wird er nicht zurückkehren.“

Willing schüttelte halb mitleidig, halb ergrimmt, den Kopf. „Hält's mir denken können,“ sagte er aufseufzend. „Immer dieselbe fixe Idee, auf die bei Dir alles heraustritt. Wenn man Dich davon doch einmal heilen könnte! Frag' einmal den da, ob's denn wirklich so schrecklich da unten in meinen Fabriken ausieht, daß man nur immer an die Arbeiter, wie an eine heißhungrige Meute, denken muß, die jeden Augenblick sich loskoppeln und ausbrechen kann! Der hat sich's nun mit frischen, unbefangenen Augen angesehen, der soll Dir's sagen. Du selbst bist ja nicht zu bewegen, Dich zu überzeugen, und mir glaubst Du nicht.“

Die Kommerzienrätthin warf einen prüfenden Blick zu Gotthold hinüber, der erstaunt aufgehört hatte und jetzt mit einem Ton des Mitleids erwiderte: „Ist es wirklich möglich, liebe Tante, daß Du Dich ängstigst? Und daß Du nicht selber Dich durch den Augenschein davon überzeugst, wie es da unten eigentlich ausieht? Zum Fürchten hast Du wahrhaftig keine Ursache. Die da unten denken an alles eher, als an Auflehnung und Rebellion, glaub' ich. Und soweit ich mir jetzt schon ein Urtheil erlauben darf, muß ich sagen, daß die Einrichtungen in den Willing'schen Werken so vorzüglich sind, daß sie dazu auch schwerlich einen Anhalt fänden.“

„Und wenn selbst,“ rief der Leutnant von Brendendorf herüber, „dann sind wir doch auch noch da, meine gnädigste Frau, sozusagen. Solange wir noch scharfe Patronen haben, bitte, ganz unbesorgt zu sein. Bei dem ersten Kommando „Feuer!“ stiebt die ganze Blase auseinander. Ich kenne das. Habe in Westfalen gestanden, als vor zwei Jahren die großen Bergwerksstreiks ausbrachen. Rissen aus, wie Schafleder, die Kerls, kaum daß unsre Leute den Kuhfuß an der Wade hatten. Die größten Schwadronneurs waren die stinkten dabei. So 'was ist Spasß. Garantire, meine gnädigste Frau, ohne jedes Blutvergießen Ihnen die Bagage im Umsehn vom Halse zu schaffen, wenn selbst — wie gesagt.“

„Sehr richtig!“ fiel der Regierungsreferendar, mit einer kalten, klanglosen Stimme ein und ließ sein Monocle aus der

Augenhöhle fallen. „Ernst machen, — einfach Ernst machen, in solchem Fall. Ein Exempel statuiren, nicht erst lange pattiren und sackeln. Dann verstehn diese Leute mit einem Mal deutsch. Man begreift ja auch nicht, was dies Volk eigentlich noch will. Die Regierung hat sozialpolitische Reformen von wahrhaft achtungsgebietender Tragweite durchgedrückt, Majestät selber interessirt sich für die Sachen, wir haben die Altersversorgung, das Unfallgesetz, die Leute sind famos gestellt, — man braucht bloß Onkels Lohn Tabellen durchzusehn, — ist ja also alles bodenlose Frechheit. Ich möchte bloß wissen, wie ein Regierungsreferendar von Rechts wegen gestellt sein müßte, wenn man den Maßstab dieser Leute anlegen wollte. Unsereiner hat nach mehrjährigem Studium und nach längerem Vorbereitungsdienst, nach zwei Examina und Gott weiß, was für Arbeitslast sonst, noch immer keinen rothen Heller vom Staate verdient. Und 'n bißchen mehr prästirt man denn doch, als solch' Blusenmensch. Aber von so 'was haben diese Leute keinen Begriff.“

Der Kommerzienrath hatte sich eine neue Cigarre angezündet. „Ja, ich den!“ wahrhaftig auch,“ sagte er zwischen den ersten blauen Wölkchen, „man thut genug für sie. Und man muß das ja auch. Das ist Christenpflicht, Staatsraison und nebenbei eigener Vorthail, denn man braucht ein tüchtiges Arbeitermaterial, um vorwärts zu kommen. Ein Fabrikherr, der seine Arbeiter schlecht stellt oder schlecht behandelt, steht sich selber im Licht. Auf gemeinsames Wirken kommt's an; der Arbeiter muß für die Fabrik interessirt sein, es muß ihm gut dort gehn, dann bleibt er und dann leistet er 'was. Hohe Löhne und gute Behandlung machen sich immer bezahlt.“

„Und Disziplin, Herr von Willing,“ rief der Leutnant, „nicht wahr? Disziplin! Ordre pariren, das müssen sie, die Kerls. Ihre Schuldigkeit thun; — Herr Gott im Himmel, das müssen wir doch Alle. Ich versteh' nicht, warum man die Gesellschaft so zart behandelt.“

Auch der Referendar schüttelte leicht den Kopf. „Bei so

humanen Prinzipien, wie Du sie hast, Onkel, sollt' es eigentlich gar keine soziale Frage mehr geben."

"Sie ist nun doch auch schon schmähslich langweilig," fiel Baleska lachend ein. "Seit Jahr und Tag redet man davon. Romane, Theaterstücke, Zeitungen, — alles voll von sozialer Frage. Es ist zum Haarausreißen. So 'was von Einseitigkeit! Und immer dieselben Phrasen, und nie kommt man einen einzigen Schritt weiter. Wie's ist, so ist's und so muß es sein und so war's immer und so wird's bleiben. Daß man das nicht endlich begreift! Und schlecht haben's die Leute ja auch garnicht. Was für die alles geschieht! Ich seh' mir's ja manchmal an, — man kann ordentlich stolz d'rauf sein. Wenn ich nicht zufällig Kommerzienrathstochter wär', möcht' ich Arbeiter bei uns sein."

Der Leutnant und der Referendar lachten. „Na, na, na!“ machte der Kommerzienrath, mit dem Finger drohend, während Gotthold keine Miene verzog und die Kommerzienrätthin mit verängstigtem Ausdruck den Kopf schüttelte.

„Aber wahrhaftig!“ beharrte Baleska, die ihr Kinn in den Arm gestützt hatte, der dabei in weißer Fülle und Rundung aus dem weiten Flanellärmel hervortrat, „ist gar kein Spaß. Die Leute stehn geradezu im Vordergrund des allgemeinen Interesses, alles dreht sich ja um die. Wir haben Suppenanstalten gegründet für sie, Kleidervertheilungsbazare, ein Krankenhaus, — ich weiß nicht was noch alles. Das schwirrt ja nur so von Wohlthätigkeitsvereinen, und überall muß man Anstandshalber mit dabei sein. Schon der reine Sport. Ich bin fest überzeugt, über kurz oder lang wird man mit Zeitungsannonce nach Bedürftigen suchen müssen, sonst findet man keine mehr. Nein, haben die's gut! Neulich in unsrer Volksküche haben Dora Martens und ich die Kartoffelsuppe probirt, — einfach famos! So 'was Gutes bringt uns unsre Christine absolut nicht auf den Tisch.“

„Werb' ich mich morgen sofort auch,“ erklärte der Leutnant. „Bei uns im Kasino giebt's das nie. Und in der Mannschaftsküche, wo man ja auch kosten muß, wenn man

du jour ist, — brr! Die Kerls stehn sich aber brillant dabei. Ja, die Magen! Ueberhaupt: wir urtheilen immer nach uns selber. Als ob diese Sorte Menschen dieselben Bedürfnisse und dieselben Gefühle hätten, wie wir! Das macht unser Urtheil so schief und bringt diese ganze moderne Sentimentalität zu Wege. Die entbehren ja gar nichts, die haben's ja nie anders gekannt. Wenn wir in ihrer Lage wären, — mit unsern verfeinerten Nerven und Empfindungen, — äh, à la bonne heure, dann könnte man lamentiren. Meinen Sie nicht auch, Herr von Willing?"

„Darin liegt etwas Wahres,“ sagte der Kommerzienrath. Es klang zerstreut, und eine Falte stand auf seiner Stirn. „Die Hauptsache bleibt aber, daß die soziale Frage nicht nur eine Magenfrage ist, — als solche haben wir sie gelöst, soweit sie überhaupt bei der irdischen Unvollkommenheit lösbar ist, das darf man wohl sagen, — sondern in erster Linie eine religiöse. Dem Volke muß die Religion wiedergegeben werden, eher haben wir keinen Frieden. Und das ist's, was wir von der nächsten Zukunft erwarten, hier und überall.“

Seine letzten Worte hatten beinahe feierlich geklungen. Die Andern schwiegen. Der Leutnant blickte auf den Tisch nieder, und der Referendar nickte mehrmals vor sich hin. Die Kommerzienrätthin hatte die Hände im Schooß gefaltet und die Augen geschlossen. „Das walte Gott!“ murmelte sie.

Valeska rückte unruhig auf ihrem Stuhl hin und her. Nachdem sie eine angemessene Pause hatte verstreichen lassen, rief sie: „Nu möcht' ich aber wissen, was heute aus unserm Tennis wird, meine Herren. Zeit wär's nachgerade, anzufangen!“

Die beiden jungen Herren sprangen auf. „Gnädiges Fräulein haben nur zu befehlen,“ erklärte der Leutnant, zwei Finger am Mützenschirm, „obgleich die Uniform —“

Valeska lachte in ihrer übermüthigen Art. „Aber die Idee! Sie müssen natürlich Beide Toilette machen. Hubert, Du weißt ja Bescheid. Führ' Herrn von Brendendorf in die Garderobe, ja? Aber Eile bitt' ich mir aus, meine Herren!“

Und sie klatschte, wie um sie rasch davonzuschleichen, in die Hände. Dann als sie gegangen waren, trat sie zu Gotthold: „Dich darf man wohl nicht zum Mitspielen auffordern? Das schickt sich wohl nicht?“

„Ich würde keine Sünde darin sehen,“ erwiderte Gotthold, der während des ganzen Gesprächs ernst und stumm vor sich hingeblickt hatte, „aber ich verstehe mich weder auf das Spiel, noch würd' ich Vergnügen daran finden. Ueberdies hab' ich mit Deinem Vater noch manches zu besprechen, während Ihr spielt.“

Sie nickte, als wenn sie sagen wollte: „Hab' ich mir gebacht.“ Dann setzte sie hinzu: „Bist doch hoffentlich nicht böse, daß ich heute nicht bei Dir in der Kirche gewesen bin? Ich wär' ganz gern gekommen, weißt Du, — schon aus purer Neugierde. Aber ich halt's da nicht aus in dem Lokal. Dieser Armeleutegeruch, — nein, alles was recht ist — einem wird ja übel. Wozu soll man sich das also auferlegen? Wenn die neue Kirche fertig ist, komm' ich alle Sonntage zu Dir. Da kriegen wir unsren eignen Stuhl, da kann man's aushalten. Zur Noth laß' ich mir da einen Eau-de-Cologne-Zerstäuber anbringen.“

„Baleska, Du wirst frivol,“ rief die Kommerzienrätthin verängstigt dazwischen. „Der Schweiß der ehrlichen Arbeit — darüber soll man nicht spotten.“

„Nein, nein, aber man braucht ihn doch nicht gerade zu riechen, Mama! Damit nützt man ihnen nichts. In der Suppentüche sind wir auch immer riesig parfümirt, sonst hält man's beim Vertheilen nachher nicht aus. Sag' mal, Gotthold, was ich Dich noch fragen wollte: „Bist Du eigentlich orthodox?“

„Weshalb willst Du das wissen?“ fragte Gotthold, während der Kommerzienrath die Stirn runzelte. „Und was verstehst Du überhaupt darunter? Ich bin ein strenggläubiger Diener unserer Kirche, ein positiver Bekenner unseres Glaubens. Ich denke, daran wirst Du nicht zweifeln.“

„So!“ machte sie gebehnt, und eine gewisse Enttäuschung

malte sich in ihren offenen Zügen. „Ach! Ich dachte eigentlich —“

„Na, was kommt nun wieder für eine Tollheit?“ fragte der Kommerzienrath.

„Ich finde die freisinnigen Prediger nun aber doch 'mal interessanter, Papa, ich kann mir nicht helfen. Und ich dachte, die jungen wären immer freisinnig.“

„Gott sei Dank nein,“ entgegnete Gotthold. „Und ich verstehe diesen sogenannten Freisinn überhaupt nicht, liebe Cousine. Entweder man glaubt, was unsre Kirche vorschreibt, oder man glaubt nicht. Aber beliebig sich auswählen, was man glauben will und was nicht, das darf man nicht. Wer den kleinsten dieser Steine losbröckelt mit seinem vermessenen Finger, bringt das ganze Gebäude zum Wanken. Wie diese „freisinnigen“ Pastoren, die Du so „interessant“ findest, sich mit ihrem Gewissen abfinden, wie sie ihren „Freisinn“ mit ihrem Ordinationsgelübde in Einklang bringen wollen, weiß ich nicht. Wäre ich an ihrer Stelle, ich wüßte, daß mir als ehrlichem Mann und Christen nur eines bliebe: den Talar auszuziehen, und meinem Amt zu entsagen. Es giebt hier keinen Kompromiß.“

„Bravo! Bravo!“ rief der Kommerzienrath. „Was hat die Proletariemassen denn anders der Religion entfremdet, als die letzten Neuerer im Talar selber, die ihnen zuerst gezeigt haben, daß man nicht alles zu glauben brauche, wohl gar nicht einmal glauben könne, und ihnen auf dem Wege des Zweifels vorangegangen sind? Der urtheilslose Haufe hat sich gesagt, — oder vielmehr: die gewissenlosen Aufseher, die von der Korruption des Volkes leben, haben es ihm gesagt, — wenn man einen Theil über Bord werfen könne und dabei noch gar auf der Kanzel stehe, warum denn nicht lieber gleich das Ganze? Eins war so gut und so glaubwürdig wie das andre. Und man brauchte ja keine Priester mehr. Das war's, das hat den Stein in's Rollen gebracht. Und dann ging es so weiter. Der religionslose, gottentfremdete Pöbel wurde zur leichten Beute der Agitatoren, die ihm zum Ersatz

zeichen herbeigerufenen, Diener aufgetragen, ein paar Flaschen Steinberger Kabinet in Eis zu stellen. „Das beste Getränk, an so einem warmen Frühlingstag,“ sagte er lächelnd. „Und einstweilen machen wir einen Gang durch den Park, wenn Dir's recht ist.“

Gotthold war bereit. Als sie sich von der Kommerzienrätthin verabschiedeten, bemerkte er, welchen verängstigten Blick sie ihnen nachwarf und daß sie gleich danach in's Haus eilte, als ob sie sich fürchtete, allein auf der Terrasse sitzen zu bleiben. „Ist Lante Konstanze immer so?“ fragte er.

Der Kommerzienrath warf einen trüben Blick zurück. „Es ist krankhaft,“ sagte er mit sichtlichem Widerstreben, „ein Nervenleiden. Grundlose Angstzustände. Uebrigens ist es heute besonders schlimm. Sonntags immer, weil sie dann nicht das geringste Geräusch von den Fabriken hört und nichts von Schornsteinrauch aufsteigen sieht. Das ängstigt sie. Sie lebt offenbar in der Idee, daß keine Gefahr sei, so lange da unten die Arbeit alle Kräfte absorbirt. Sobald die aber schweigt, wird's ihr unheimlich. Dann horcht und späht sie immerfort hinaus. Es ist ein trauriger Zustand.“

„Wie lange besteht er schon?“ fragte Gotthold, wunderlich ergriffen.

Der Andre juckte die Achseln, während die Falte über seiner Nasenwurzel sich vertiefte. „Ich weiß nicht. Ich glaube: schon als wir uns die Villa hier bauten, bei der ich doch nicht in letzter Linie an sie selber, ihre Bequemlichkeit und ihre Ruhe gedacht hatte. Alles war ihr zu kostbar, zu lururiös, zu prahlerisch. Sie fürchtete, der Bau würde zu große Summen verschlingen, zu renommistisch wirken, es würde böses Blut machen, daß ich mich hier als Grandseigneur hoch oben über den Fabriken festsetzte, als ob ich mit denen gar nichts zu schaffen hätte u. s. w. Des Mörgelns war kein Ende. Und alle vernünftigen Vorstellungen halfen da nichts. Damals fing es wahrscheinlich an. Aber ich dachte an gar keine Krankheit.“

„Und was sagt der Arzt?“

„Was solche Herren zu sagen pflegen: Alles und nichts. Anfangs hieß es: fixe Idee, Wahnvorstellung. Und bei allgemeiner Kräftigung der Konstitution sollte das alles wieder verschwinden. Es wurden Kuren gebraucht, Brunnen getrunken, diätetische Heilverfahren angewandt. Das half alles nichts. Schließlich sind wir auf dem Standpunkt angelangt, überhaupt nichts mehr zu versuchen. Und die arme Frau steht sich nicht schlechter dabei. Wie gesagt: so wie heute ist es keineswegs immer. Sie hat Tage, an denen man ihr überhaupt nichts anmerkt. Viele, die zu uns kommen, ahnen gar nichts von ihrem Zustand. Selbst Waleksa begreift nicht, daß es sich um eine Krankheit handelt, und laßt ihre Mutter nur wegen ihrer übertriebenen Aengstlichkeit aus. Auch ich stelle mich, als glaubte ich an nichts andres.“

„Das ist wie eine Schidung Gottes,“ murmelte Gottbold, „der Dich unablässig mahnen will, derer eingebent zu bleiben, die für Dich arbeiten.“

Der Kommerzienrath erwiderte nichts. Seine verbüßerten Miene hellten sich erst allmählich auf, als sie langsam wieder die Baumgänge des Parks durchschlenderten und manchmal sich zwischen den, von Schlinggewächsen umkletterten, Stämmen ein reizvoller Ausblick auf weite Rasengründe, bunte Blumenbeete, oder jenseits, auf grüne Saatfelder bot, die im Winde leise wogten. Sein Blick schien sich, mit dem freudigen Selbstbewußtsein des „Herrn“, an dem allen zu weiden und gleichzeitig eine strenge Inspektion zu üben. Nicht die geringste Veränderung, nicht die kleinste Zuwiderhandlung gegen seine Befehle, entging ihm. Manchmal machte er Gottbold auf ein besonders herrliches Baumeremplar, auf eine fremdländische Pflanze oder einen lauschigen Platz aufmerksam, der unter schattigen Wipfeln, zum Rasten einlud. Da Gottbold schweigsam blieb, sagte er nach einer Weile plötzlich: „Du bist etwas präoccupirt heute, find' ich.“

„Mag sein. Ich hatte starke Eindrücke. Ich war im Arbeiterviertel.“

„Ah!“ Der Kommerzienrath schien nicht besonders an-

genehm durch die Nachricht berührt zu werden. „Wer hat Dich geführt?“

„Ich bin auf's Gerathewohl gegangen.“

„Hm. Da kann man freilich manches erleben.“ Er laute an seinem Schnurrbart.

Gotthold war stehen geblieben. „Ich weiß nun, wo mein Platz ist. Unter diesen Ungläubigen und Verkommnen. In Deinen Fabriken bedarf man meiner kaum, ich kann abwarten, bis man mich ruft. Aber dort! Das ist schlimmer, als wenn man mich zu wilden Völkerschaften als Missionar gesandt hätte. Denn die wissen von Christus nichts, während man hier von ihm weiß und ihn verleugnet.“

Willing zuckte die Achseln. „Was willst Du? Der Einzelne kann hier wenig und ich bin nicht überall. Außerdem: wenn die andren Alle so wollten, wie ich, wenn wir Alle eine geschlossene Koalition bildeten! Aber da sind ja manche unter den Fabrikherren, die stehen auf dem Standpunkt, sie hätten ihre Arbeiter entsprechend zu bezahlen und im Uebrigen, sich um deren Wohl und Wehe, Thun und Lassen, nicht einen Deut zu scheren. Und andre Fabriken sind in den Händen von Aktiengesellschaften, da besteht erst recht kein Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Und schließlich all' die entlassenen Arbeiter, die zu krank, zu faul, zu widerspänstig oder zu verwahrlost sind, neue Arbeit zu finden. Das ist der wahre Pestherd. Wer soll denn nun für all' dies Volk sorgen? Das kann der Staat so wenig wie die Gemeinde, geschweige denn der Einzelne. Da wächst dann ein Geschlecht heraus, das von Gott nichts weiß, Haß und Neid gegen alle Besitzenden ausspeit und die besseren Elemente verführt und ansteckt mit seinem Gifthauch. Wen kann das Wunder nehmen? Man müßte tausend Augen und tausend Hände haben, vor allem aber auch über ungezählte Millionen verfügen können, wenn man helfen wollte. Und es steht hier nicht etwa schlimmer, als in andren Industriebezirken, eher besser.“

„Alle müßten eben wie ein Mann zusammenstehn und helfen, jeder nach Maßgabe dessen, was er hat und was er kann. Keiner dürfte sich ausschließen.“

Der Kommerzienrath seufzte in leichter Ungebuld auf. „Ja, ja, ja. Gut und schön. Predige ihnen das. Aber wer will sie zwingen? Schließlich hat doch alles seine Grenze. Wenn man den Besitzenden, von unten aus, nicht selber entgegenkommt, wenn man ihnen dort immer nur droht, ihnen Haß und Empörung zeigt, ist ja alles vergeblich. Die Besserung dieser Zustände muß an der Brutstätte selber beginnen, sie kann nicht von außen hereingetragen werden. Sonst schöpft man in's Faß der Danaiden, ohne je auch nur den geringsten Dank zu ernten, nur immer das Geschrei nach mehr und die wachsende Anmaßung, als müßte das alles so sein und könne nie genug werden. Glaube mir, ich kenne die Dinge. Wer als Neuling da zum ersten Male an sie herantritt, fühlt natürlich nichts, als ein brennendes Mitleid, sagt sich: „Hier muß um jeden Preis geholfen werden!“ und ist sofort bereit, die Pflicht zur Hülfe den Fabrikherren aufzubürden, möchte denen wohl gar einen Vorwurf daraus machen, daß sie es soweit haben kommen lassen. Die Hülfe muß aber von diesen Leuten selber kommen, und mit Geld allein ist da überhaupt nichts gethan. Demuth und Entfagung müssen sie lernen und zu Gott zurückkehren. Dann werden sich ihnen allerorten Bruderhände entgegenstrecken. Arbeitscheues, in frecher Gottlosigkeit uns die schmutzigen Häuste zeigendes Gesindel zu unterstützen, ist nicht nur nicht unsre Aufgabe, sondern wäre sogar eine verbrecherische Handlung, die uns zu Mitschulbigen dieser Verthierten machte.“

Er hatte mit seinem Stod einen wuchtigen Hieb gegen einen im Wege liegenden Stein gethan, um ihn fortzuschleudern. Es machte den Eindruck, als ob er seine überschüssige Kraft irgendwie anders noch, als in Worten, bethätigen müßte. Ein harter Zug war in sein Gesicht getreten. Einen Rest, den er noch hatte sprechen wollen, schien er gewaltsam zu unterdrücken.

„Und warum hat die Seelsorge hier niemals gewirkt?“ fragte Gotthold.

Der Kommerzienrath zuckte mit den Schultern. „Der

Superintendent ist kränklich und alt, Meinert ein trockener Stubengelehrter, — Du weißt das ja selbst. An einer frischen Kraft hat's eben gefehlt. Gadebusch, obgleich er ein unheimlicher Rabulist ist, und ich ihn an Stelle des Konsistoriums schon längst abgesetzt hätte, wäre als Persönlichkeit noch am geeignetsten gewesen, bei den Leuten Einfluß zu gewinnen. Aber der ist ja nicht in unfrem Sprengel. Seine „kleinen Leute“ soll er famos am Schnürchen haben, die vergöttern ihn alle, stehen aber dabei wie auf Du und Du mit ihm. Uebrigens darfst Du nicht vergessen, daß da unten, im Arbeiterviertel, Gegenströmungen am Werk sind, die ein gedeihliches, selbstgerisches Wirken in hohem Maße beeinträchtigen.“

„Du meinst die sozialdemokratische Agitation?“

„Gewiß meine ich die. Die wird Dein schlimmster Gegner sein. Sie ist gesellschafts- und gottfeindlich und kennt keine Schonung. Von meinen Grenzen hab' ich mir den Wolf ja fernzuhalten gewußt, aber die Andren sind meinem Beispiel nicht gefolgt. Und unten im Stromviertel haust er mörderisch. Kannst Du den erlegen, so wirst Du siegen. Wenn uns freilich die Behörden, in unfrem Kampf gegen ihn, im Stich lassen, die Gesetze uns keine Handhabe bieten, diese giftstropfende Wucherpflanze auszurotten, wird ein Ende niemals abzusehen sein. Daß sich nicht alle staatserkhaltenden Elemente die Hände reichen, einen festen Ring schließen und dieser Bestie Sozialdemokratie den Athem auspressen, verstehe ein Andrer. Daß es da noch ein Zaubern und Bedenken geben kann! Und für uns Alle steht doch das Gleiche auf dem Spiel, wir Alle leiden doch unter dieser modernen Seuche in gleicher Art.“

„Da ist also wieder jener Mangel an gemeinsamem Vorgehn, den ich schon vorhin beklagte! Und doch gäbe es für Alle, so verschiedenartig im Einzelnen auch ihre Ziele, Wünsche und Absichten sein mögen, den einen Mittelpunkt ihres Wollens und Könnens, den einen Quell ihres Heils. Weshalb schaaren sie sich nicht Alle um den? Warum schöpfen sie nicht Alle aus dem? Von hier aus ein gemeinsames Handeln Aller im Geiste

der ewigen Wahrheit, und es gäbe keine Sozialdemokratie mehr.“

Der Kommerzienrath blieb stehen und köpfte mit seinem Stock ein paar Feldblumen, die zu vorbringlich am Wegrand aufsproßten. Dabei nickte er nachdenklich. „Man sollte es meinen,“ sagte er mit einer Art von Verbissenheit. „Aber was soll man dazu sagen, daß heute selbst die Theologie sozialdemokratisch wird? Denn was ist diese ganze christlich-soziale Bewegung, die von ein paar ehrgeizigen Pastoren inauguriert worden ist, denn andres, als eine Vorstufe, eine Abart des Sozialismus, der man ein frommes Mäntelchen umgehängt hat? Die Sozialdemokraten lachen sich in's Fäustchen, denn ihnen wird mit dem Erwecken der Volksbegehrlichkeit nur in die Hände gearbeitet; früher oder später fällt ihnen der blöde Haufe zu. Selbst der Antisemitismus, wie er heute betrieben wird, hat einen sozialdemokratischen Anstrich, denn man heßt gegen die Juden nur, weil sie reich sind. Und nun gar die Agitation auf dem Lande und in den Industriezentren! Da sind junge Theologen, die es nicht unverträglich mit ihrem Amt und ihren Pflichten finden, geradezu den gutsherrlichen Patronen, zu Gunsten der Tagelöhner und Kleinhäusler, Opposition zu machen und sich darauf noch als „Helfer und Rathgeber der Armen“ etwas zu gute thun, und solche, die den reichen Fabrikanten ganz unverblümt predigen, sie müßten mehr für ihre Arbeiter leisten. Man traut seinen Augen kaum, wenn man dergleichen liest. Einer hat ja sogar sich selber als verkleideter Arbeiter in eine Fabrik eingeschlichen, um nachher allerlei Sensationsnachrichten über das Leben der armen Arbeitsgenossen in die Welt posaunen zu können. Alles das geschieht aus Neklamesucht, aus Ehrgeiz, um eine Rolle zu spielen. Weshalb sonst? Aber was für ein Geist ist denn in unsre Theologen gefahren! Wenn das am grünen Holze geschieht, wenn sich die Demagogie schon auf diese Kreise erstreckt, wo ist dann noch ein Halten? Was nützt es auch, wenn diese verlappten Sozialdemokraten, die unter dem Dedemantel der Frömmigkeit und mit den Waffen vieldeutiger Bibel-

sprüche, Auflehnung und Begehrlichkeit predigen, nachher disziplinarisch bestraft oder abgesetzt werden? Der Same ist gestreut und geht auf, sie selber werden zu Märtyrern. Wenn auf diese prädestinirten Kämpfer für Sitte und Ordnung, für Religion und Monarchie, kein Verlaß mehr ist, hat man freilich alle Ursache, trübe in die Zukunft zu sehn. Daß von den Rathebnern unsrer Universitäten herab sozialistische Lehren verkündet werden, ist ja schon lange nichts Neues mehr. Das ist die „Freiheit“ der Wissenschaft! Und nun will man auch noch diese „Freiheit“ in die Lehre vom Worte Gottes verpflanzen!“

Gotthold hatte während dieser ganzen Rede, die mit steigender Leidenschaftlichkeit gehalten wurde, den Kopf gesenkt, ohne mit einer Miene oder einem Wort seine Zustimmung zu verrathen. Erst nach einer Weile, als sie langsam weiter schritten, fragte er: „Giebt es hier im Ort berufsmäßige Agitatoren der Sozialdemokratie?“

Der Kommerzienrath lachte verbissen auf. „Wo denn nicht? Diese Leute sind ja überall und nirgends. Und wir haben sogar ein Musterexemplar seiner Gattung hier, einen der allergefährlichsten Kerle, der zugleich meine Ausführungen von vorher auf's Glänzendste bestätigt. Der Lump, der im Proletarierviertel wie ein Halbgott angebetet wird, ist ein verbummelter Kandidat der Theologie.“

„Wie heißt er?“ fragte Gotthold interessiert.

„Denkst Du seine Bekanntschaft zu machen?“

„Unbedingt. Wenn man den Baum nicht in der Wurzel trifft, wie will man ihn austrotten?“

„Bei diesem Fanatiker des Hasses und des Unglaubens laß Dir nur alle Belehrungsgelüste vergehn! Der ist, wie alle Renegaten, verrannt bis zum Neufßersten. Auch sonst ein völlig verkommenes Subjekt, wie ich höre. Uebrigens heißt er Wellmann, Kurt Wellmann.“

Gotthold stieß einen Laut der Ueberraschung aus. „Ich habe mit einem Kurt Wellmann zusammen studirt, — wir waren befreundet. Ich habe dann seit Jahren Nichts wieder von ihm gehört. Sollte der —?“

Der Kommerzienrath zuckte die Achseln. „Immerhin möglich. Aelter, als Du, wird er kaum sein. Ein trauriges Beispiel der Verirrung. Laß uns jetzt hier links einbiegen! Ich will Dich noch zu einem prächtigen Platz führen, ehe wir heimkehren.“

Sie gingen jetzt am Rande der Saatkelder hin, die oben auf dem Hügelrücken, wie unten im Grunde, sich, gleich einem lichtgrünen Meer, auf- und niederhoben, und wandten sich einem hochgelegenen Platz, unter einer alten Eiche zu, deren ausgemauerter Riesenstamm weithin seine mächtigen Aeste breitete. Gotthold war in tiefe Gedanken versunken. Sollte das wirklich jener Kurt Wellmann sein, mit dem er in Greifswald und Berlin zusammen studirt und geschwärmt hatte? Beide waren sie vom gleichen glühenden Lerneifer befeelt, von den gleichen Zukunftsidealen erfüllt gewesen. Den Armen das Evangelium predigen, die Verworfenen retten, die Verirrten zurückführen, — das waren ihre Pläne, ihre Hoffnungen gewesen. Und Beide hatten sie, um solches Ziels willen, die Mahnungen ihrer Lehrer, deren begabteste Schüler sie gewesen, die akademische Laufbahn einzuschlagen, unbeherzigt gelassen. Und nun — war es möglich? Sollte dieser herrlich beanlagte, schwärmerisch für alles Hohe und Gute erglühende Jüngling, dem man hätte vorausverkündigen mögen, daß er zum Märtyrer geboren sei, daß er sich eher für seine Ueberzeugungen an's Kreuz schlagen lassen würde, als sie verleugnen, so weit von seinem Pfade abgeirrt sein, sich im Dornengestrüpp des Lebens so rettungslos verstrickt haben? Sie Beide, die Schulter an Schulter hatten stehen wollen, sollten Gegner sein? Gotthold sah den blonden, schlanken Freund von ehemals vor sich. Wie einer der Heiligen auf einem Bilde der Präraffaelliten hatte er ausgesehen. Und jetzt sollte er sich diesen Reinen der Reinen als einen verbummelten Studenten vorstellen, als einen verkommenen Hezapostel des umsturzlüsternden Proletariats? Dann mußte seine erste Rettung diesem verlorenen Jugendgenossen gelten!

Sie hatten den Platz jetzt erreicht, auf den der Kommerzien-

rath zugestreb't war, und Gotthold konnte, trotz seiner Versonnenheit, beim Anblick, einen Ruf frohen Erstaunens nicht unterdrücken. Eine herrliche Rundschau bot sich hier. Im Rücken hatte man den Wald, in dessen sonnendurchflossenes Dämmergrün das Auge tauchen konnte, vor sich die Willing'sche Besitzung in ihrer ganzen Ausdehnung, dahinter den Strom und seine Wiesen, weiter nach rechts das Stadtbild mit Dächern und Thürmen und links das weite Hügelgelände mit dem Neubau der Kirche. Der Kommerzienrath weidete sich an Gotthold's Bewunderung, während ein selbstbewußtes Leuchten durch seine Augen ging. Dann setzte er sich auf die, aus Birkenstämmen gezimmerte Bank, unter der Nieseneiche, und sagte: „Ich möchte hier nicht, wie jener Herrscher von Samos, zu Dir sprechen: „Gefiehe, daß ich glücklich bin!“ Das hieße so, als ob ich erreicht hätte, was ich mir vorgenommen. Und ich stehe noch erst im Anfang.“

„Du hast noch große Lebenspläne?“

„Ob ich die habe! Heute bin ich nur ein großer, angesehenener Fabrikherr, wie andre auch. Ich bin's aus eigener Kraft. Die väterliche Fabrik hab' ich um's Zehnfache ihres Betriebes vergrößert, hab' ihr Macht und Ruf verschafft. Aber das alles ist mir lange nicht genug. Ich habe Konkurrenten und will der Erste unter ihnen sein; das bin ich noch nicht. Meine Werke sollen Weltruf erwerben, nicht Lokalberühmtheit. Ich will mit den Ersten ihrer Art in England und Amerika in Wettbewerb treten und will sie schlagen. Ich will nicht mehr bloß Lokomotiven und Maschinen bauen, sondern von meiner Werkst sollen alle unsre Kriegsschiffe von Stapel laufen, — unsre und die fremder Nationen, weil gegen die Güte und Billigkeit meiner Leistungen keine andre Maschinenbauanstalt der Welt mehr aufkommen kann. Den Weltmarkt will ich beherrschen mit meinen Produkten. Und das alles ist vorbereitet, — kein Hirngespinnst, keine Vision, — sondern nahezu greifbare Wirklichkeit, mit nüchternen Zahlen, mit Berechnungen zu erweisen. Und in meiner Hand ganz allein werden alle diese Fäden zusammenlaufen, die sich über die ganze Welt aus-

spannen sollen, ich werde alle diese tausend und abertausend Hände, die sich in meinen Diensten, nach meinen Ideen regen und rühren sollen, lenken, ohne mit einem Andren, als mit meinem Sohn und Erben, die Herrschaft zu theilen. Die Willing'schen Werke sollen eine Weltmacht werden, mit der man zu rechnen haben wird, der gegenüber es keine Konkurrenz mehr giebt. Du siehst mich erstaunt an, daß ich mit dem allen so plötzlich hier vor Dir an's Tageslicht trete? Du bist sogar der Erste, vor dem dies überhaupt geschieht. Und Du sollst mir helfen, Gotthold."

"Ja?" Gotthold hatte dem jähen Ausbruch, mit dem dieser kraftgeschwellte Mann, im Angesicht seiner selbstgeschaffenen Besitzungen, ihm seine weit ausschauenden, gigantischen Pläne zu enthüllen begann, mit einer aus Bewunderung und Schreck gemischten Empfindung zugehört. Er konnte sogar ein leises Gefühl des Grauens nicht unterdrücken. Wieviele Existenzen wird dieser Mann erbarmungslos unter seine Füße treten, um an's Ziel, um allen Andren voranzukommen! mußte er denken. In diesem Augenblick kam er ihm plötzlich wie die Verkörperung des Zeitgeistes vor, — dieses eisenklirrenden Zeitgeistes, der durch Blut und Trümmerhaufen sich selbstfüchtig seinen Weg bahnte, um Macht zu gewinnen und durch Macht Gewaltiges zum Besten Andrer zu wirken. Ein Schauer überlief ihn. "Ja?" wiederholte er. "Ich könnte Dir helfen?"

"Du. Denn Du wirst begreifen, welche Arbeiterkolonnen auf meinen Werken einziehen werden, wenn die geplante, großartige Erweiterung derselben in's Leben tritt. Dieser Neulinge kann ich nicht mehr so sicher sein, wie meines alten Stamms von Arbeitern, sie werden Unzufriedenheit und Begehrlichkeit mit sich hereinbringen, und da heißt es, auf dem Posten sein, damit nicht von unten aus zerstört wird, was wir nach oben hin bauen. Du sollst diese Horden zügeln helfen mit dem Worte Gottes. Ich vertraue auf Dich."

Ein Schatten flog über Gotthold's helle Stirn hin. "Ich werde jeberzeit thun, was meine Pflicht ist," sagte er leise und bestimmt.

Sie standen auf und gingen weiter. Und der Kommerzienrath fuhr fort, vor seinem Begleiter seine Pläne zu entwickeln und ein immer wachsendes, gewaltiges Gebäude von Zukunftsaussichten vor ihm aufzurichten. Es war ihm in dieser Stunde plötzlich zum Bedürfniß geworden, die Last des Schweigens über alles das, was er in seinem Inneren aufgebaut, einmal von sich zu wälzen. Er wollte imponiren, und er wollte etwas, was ihm von Sorge und Befürchtung heute angefliegen war, in sich betäuben. Immer mächtiger wurden die Perspektiven, die sich vor Gotthold unter seinen beredten Schilderungen eröffneten. Man sah schon die riesigen Panzer, unter dem Jubelgeschrei der Tausende, vom Stapel gleiten, man hörte die zahllosen Hämmer sich dröhnend schwingen, man sah die bunten Wimpel und Fahnen von allen Werftbäckern, von allen Schiffen wehn, die, unter dem Zeichen der Willing'schen Werke, auf dem Strom kreuzten. Das Bett dieses letzteren war verbreitert worden, in langer Reihe waren die Baggermaschinen thätig, es auch zu vertiefen. Und der Strom wurde durch einen breiten Kanal mit dem See drüben verbunden, von dem aus die Schiffe mühelos weiter in's Haff und dem Meere entgegen gelangten. Die Minister fremder Staaten, hohe Militärs, Ingenieure, ja, Fürstlichkeiten kamen, um die Willing'schen Werke, die ersten in der Welt, zu sehn. Und sie Alle huldigten dem Manne, der, ganz aus eigener Kraft, sich zu dieser Höhe emporgeschwungen, von der aus er jetzt seine Gesetze vorschreiben und den Markt bestimmen konnte, Alle drängten sich eifersüchtig in seine Nähe. „Und dann wird es auch Freiherrn von Willing geben, lieber Gotthold. Schade, daß die alten Freiherrn von Wenden, Dein Vater und Dein Großvater, es nicht mehr erleben. Sie würden über die Mesalliance einer ihres Geschlechts nicht mehr klagen.“ Sein Gesicht glühte, seine Augen leuchteten, er war ganz in eine kommende Zeit versunken. Und, wie ein Mann, der ein Leben vor sich hat, schritt er dahin. Gotthold aber mußte unwillkürlich denken: „Und sein Sohn will nicht heimkommen, und seine Frau fürchtet sich vor den Arbeitermassen dort unten, die ihre schwieligen

Fäuste in der Tasche ballen, und die ich zähmen soll mit den Lehren des Evangeliums!“

Sie kamen, den Hang hinabschreitend, jetzt der Villa wieder nahe und sahen unter sich den grünen Tennis-Platz mit seinen Netzen, zwischen denen die drei hell gekleideten, jugendlichen Gestalten sich auf und ab bewegten. Die Bälle flogen herüber und hinüber, Lachen und Zurufe klangen durch die abendliche Stille. Jetzt hatte sich irgend ein Streit erhoben, Valeska warf entrüstet ihr Racket hin, weil man ihr nicht Recht geben wollte, und wandte sich ab. Da kniete der Leutnant von Brendendorf vor ihr nieder, überreichte es ihr wieder und hob die gefalteten Hände wie beschwörend zu ihr auf, worauf sie ihn lachend an diesen Händen in die Höhe zog.

„Da bereitet sich wohl etwas vor,“ sagte Gotthold lächelnd.

Aber der Kommerzienrath hatte seine Brauen gerunzelt. „Warum nicht gar! Das würde mir in meine Pläne passen, einen verschuldeten Leutnant loszukaufen! Diesen Sport lass ich den Parvenus, er ist ja vulgär genug. Ich brauche mein Geld zu andren Dingen, wie Du nun weißt. Valeska kennt meinen Willen. Sie ist so gut wie verlobt mit meinem Neffen Hubert. Ein sehr tüchtiger Mensch und ein echter Willing. Ich bin überzeugt, daß er eine ausichtsreiche Karriere vor sich hat.“

Schweigend legten sie den Rest des Weges zurück. Das Lachen und Rufen vom Tennis-Platz hallte ihnen nach, bis sie die Villa wieder erreicht hatten. Dort nahm Gotthold Abschied, obgleich der Kommerzienrath ihn halten wollte und nicht begriff, was ihn fortreiben könne. Er konnte plötzlich nicht mehr bleiben. Nach dem, was er heute Nachmittag gesehen, würde ihm, wie er wußte, jeder Bissen an dieser luxuriösen Abendtafel, die er schon kannte, im Munde quellen; es kam ihm wie ein Unrecht vor, sich hier an auserlesenen Leckereien zu sättigen, während man dort unten hungerte.

„Ich muß wirklich fort,“ sagte er. „Ein nothwendiger Besuch. — Ich bin noch nicht einmal bei Pastor Gabebusch gewesen, und es heißt, daß man ihn nur Abends antrifft. Da-

bei fällt mir ein, — eine Frage noch: wer ist dies Fräulein Lehr?"

"Lehr? Das wird die Tochter dieses verrückten Doktors sein, des Atheisten."

"Atheisten?"

"Ja. Einer von den Modernen, die nicht an Gott oder Teufel glauben, die Welt für eine, nach rein mechanischen Gesetzen geregelte, Maschine erklären und auf Kraft und Stoff schwören. Uebrigens ein unschätzblicher Narr, glaub' ich. Seine Tochter hat er gar nicht taufen lassen. Die renommirt mit ihrem Heidenthum. In unseren Kreisen sieht man die Leute nicht. Wie kommst Du darauf, nach ihnen zu fragen?"

"Im Arbeiterviertel scheinen sie sehr beliebt zu sein und viel Gutes zu thun."

Willing zuckte mit den Achseln. „Auch bloß Renommisterei. Oder sie wollen sich beim lieben Gott durch eine Hintertür einbrängen. Darauf ist nichts zu geben. Das Beispiel solcher Leute wirkt jedenfalls verderblich und, wenn sie sich den Nimbus uneigennütziger Wohlthäter geben, erst recht. Vorausichtlich machen sie mit ihren Wohlthaten sogar so etwas, wie Opposition gegen uns. Nun, Du wirst Dich ohnehin von ihnen fernhalten. Zu befehlen ist diese Art Leute ja nicht. Besser also, man meidet sie.“

Gotthold gab keine Antwort mehr. Sie hatten die Villa betreten, um die Kommerzienrätthin aufzusuchen, von der Gotthold sich verabschieden wollte. Sie fanden sie in ihrem Salon, das lauter Glashüren hatte, welche sich nach dem Park zu öffneten, durch den hier eine buschumrandete Straße in gerader Linie auf den Wald zuführte. An einer dieser geschlossenen Thüren stand sie und blickte hinaus. Gotthold hatte die Empfindung, als ob sie sich das Zimmer so habe einrichten lassen, um jeden Augenblick Gelegenheit zu rascher Flucht zu haben, und daß sie es andrenfalls gar nicht dort aushalten würde bei der Angst, die sie beklemmte. Sie schien sich an dieser Fluchtmöglichkeit förmlich zu weiden, so stand sie da.

Als Gotthold ihr Lebenswohl sagte und ihre heiße Hand

in der seinen hielt, sagte sie, mit einem triumphirenden Aufleuchten in ihren Augen, nach draußen deutend: „Nicht wahr? Hier kann man ihnen zur rechten Zeit entkommen. Nur nie die Holzläden schließen, — niemals.“ Sie schüttelte sich.

„Wir stehen Alle in Gottes Hand, liebe Tante,“ sagte Gotthold ernst und küßte ihre Hand. Dann ging er.

Der Kommerzienrath begleitete ihn bis zur Gitterpforte hinaus. Er hatte bis dahin kein Wort mehr gesprochen. Nun sagte er: „Du siehst, mir braucht „vor der Götter Reide“ nicht zu bangen, ich bin kein Polykrates.“ Damit nickte er ihm fast wehmüthig zu und schloß ihm die Thür auf.

V.

Die Peter- und Pauls-Kirche lag hart am ehemaligen Festungswall der Stadt gen Süden zu. Sie galt als das älteste, christliche Bauwerk in der ganzen Provinz und war ursprünglich dem katholischen Kult geweiht gewesen, bis die Reformation, die den Katholizismus bis in die neueste Zeit hinein so gut wie völlig im Lande ausgelöscht hatte, Besitz von ihr ergriffen. Jetzt war sie ein hausfälliges und für moderne Ansprüche unscheinbares Kirchlein, das sich, wie müde, gegen einen alterthümlichen Gebäudekomplex lehnte, welcher sich an ihre Apsis angeschlossen und den Eindruck einer, ungleichmäßig und in großen Zwischenräumen, gebauten Kaserne machte. In Wahrheit war es seiner Zeit ein Kloster gewesen, aber theils nicht bis zur Vollendung gebiehn, theils in kriegerischen Zeitläuften zerstört und nur nothdürftig und unvollkommen wieder aufgebaut worden. Jetzt befand sich ein Altjüngfernstift dort, und im Erdgeschoß hatte der Pastor an Sankt Peter und Paul seine Amtswohnung.

Es war schon fast dunkel geworden, als Gotthold hier die Klingel zog, und die öffnende Alte, die ihn mit nichts weniger als willkommenheißendem Ausdruck ihres Gesichts empfing, nach Pastor Gadebusch fragte. Sie brummte etwas von „nicht einen Augenblick ruhen lassen, nicht 'mal zum Essen“, führte ihn dann aber, ohne nach Stand und Namen zu fragen, ohne Weiteres herein, stieß eine Thür auf und rief: „Herr Pastor, da ist wieder wer“, drängte Gotthold, der noch zögerte, über die Schwelle und schloß die Thür hinter ihm.

Gotthold sah sich in einem großen, aber ziemlich kahlen Raum, der so dicht von Tabakrauch erfüllt war, daß er sekundenlang nur die Umrisse der Möbel und die des mittelgroßen, korpulenten, alten Herren unterschied, der drüben, mit seiner langen, dampfenden Pfeife, am mächtigen, breit ausgebuchteten, von Büchern und Papieren überdeckten Schreibtisch saß, einen irdenen Bierkrug und einen Teller vor sich, auf dem noch die Ueberreste belegter Butterbrode lagen. Ein paar Bücherregale und Stühle vervollständigten das ganze Mobiliar des Raums, dessen ehemals weiß gewesene Tüllvorhänge an den hohen Fenstern ein bräunliches Gelb angenommen hatten. Das Zimmer erregte den Eindruck, als ob sein Bewohner für Behaglichkeit keinen Sinn habe oder sich so selten darin besinne, daß ihm Unordnung und Unwirthlichkeit desselben nicht zum Bewußtsein kamen.

Als Gotthold seinen Namen genannt hatte, stand Pastor Gadebusch rasch auf, stellte seine Pfeife bei Seite und kam mit ausgestreckter Hand auf ihn zu. „Salvo, confrater!“ sagte er mit breiter, mahlenber Stimme, der man es anhörte, daß sie häufiger plattdeutsch zu sprechen gewohnt war, „salvo! Gefällt mir, daß Sie den alten Bären in seiner Höhle aufsuchen.“

Er schüttelte Gotthold's Hand so derb, daß dieser fast einen Schmerzensruf ausgestoßen hätte. Die breitschultrige, untersekte Gestalt stand dabei mit ausgegrätschten Beinen vor ihm und musterte ihn mit unbefangener Ruhe. Die klugen, muntren Graugaugen in dem mächtigen, von weißer Haartolle umbüschten, bartlosen Kopf blinzelten von rechts und von links den Besucher an, während der breite, fast zahnlose Mund sich zu einem behäbigen Lächeln schürzte. „Sieh', sieh', sieh'!“ brachte er dann heraus und legte Gotthold die beiden gewaltigen Hände auf die Schultern. „So sieht der Herr Baron also aus. Na, ist mir 'ne Ehre. Setzen Sie sich! Warten Sie 'mal, das wollen wir gleich kriegen.“ Er schob einen Stoß von Broschüren, der den einen Stuhl bedeckte, rücksichtslos auf die Erde. „So! Darf ich weiter rauchen?“

„Bitte sehr darum.“

„Danke. Wäre mir auch schändlich sauer geworden, zu verzichten. Abends keine Pfeife, — das ist nun schon das reine Fegefeuer. Gott sei Dank, sie brennt noch.“ Er that ein paar kräftige Züge, die ihn gleich wieder in dichten Dampf hüllten, aus dem sein weißer Kopf nur noch hervorleuchtete. „Ja, was biet' ich Ihnen nun an? Opulent geht's bei mir nicht gerade zu. Aber ein Glas Bier kann ich Ihnen holen lassen. Kulmbacher, — frisch vom Faß, — sehr zu empfehlen.“ Da Gotthold dankend ablehnte, hob er seinen Krug, that einen tiefen Zug und ließ den Zinndeckel klappernd zufallen. „Schade! Und rauchen auch nicht? Der reine Heilige!“ Er lachte in seiner dröhnenden Art, wobei die Augen listig zwinkerten. Breit-behaglich saß er in seinem drehbaren Rohrfessel da. „Viel Luxus treib' ich freilich auch nicht. Fragen Sie 'mal meine alte Regine! 'n Tischuch kommt bloß Mittags bei mir vor, und zum Warmessen ist manchmal keine Zeit. Aber ich gedeihe bei alledem, wie Sie sehn.“ Wieder lachte er. „Na und Sie? Sie sind also nun derjenige, der die hungrigen Proletariemäuler mit Bibelsprüchen stopfen soll? Wird nichts mehr helfen, caro confrater. Das sind keine Kinder mehr. Die sind ausgewachsen, sind uns gehörig über den Kopf gewachsen.“ Er suchtelte mit dem langen Pfeifenrohr in der Luft herum, als ob er beschreiben wollte, wie sehr.

Gotthold's Mienen hatten sich verfinstert. „Sie wollen damit sagen, daß mein Wirken hier erfolglos sein wird?“ fragte er, mit einem bitteren Klang in seiner Stimme.

„Kommt d'rauf an, wie Sie's anfangen,“ versetzte der Andre, zwischen seinen Dampfswolken, gemächlich. „Wenn man nach Brod schreit und erhält statt dessen zur Antwort, man werde einmal in's Himmelreich kommen, nur brav weiter hungern müsse man und eine möglichst gute Miene dazu machen, damit's Keiner merke, wie Einem zu Muthe sei, so werden nicht Viele darauf hören. Ein bißchen reeller muß man die Sache schon anpacken. Und wir Geistlichen allein, — was können wir überhaupt? Sehen Sie 'mal: mit den Fabrik-

arbeitern hab' ich ja nichts zu schaffen. Aber das ist nun so eine von den vielen Schiefheiten, als ob die sogenannte soziale Frage sich nur auf die Fabrikarbeiter bezöge. Den Teufel auch! Die stehen ja zum Theil viel besser da, als all' das andre Proletariervolk, und auf dem Lande klagen die Hofbesitzer, daß sie keine Leute mehr haben können, weil Alles in die Stadt und zu den Fabriken läuft. All' die kleinen Handwerker, die durch die großen Geschäfte todt gemacht werden, all' die Angestellten dieser Geschäfte selbst, die um einen Hungerlohn — Männer wie Weiber — sich schinden müssen und jeden Tag brodblos werden können, weil sie der Willkür dieser Kapitalisten preisgegeben sind, — sind denn das keine Enterten?" Da giebt es noch ein ganzes Heer von solchen, und kein Mensch rebet von denen. Nun, unter denen leb' ich, die bilden einen Theil meiner Gemeinde. Und da weiß ich denn auch sozuzagen ein Wörtlein mitzureden, wenn sich's um die soziale Frage handelt. Glend, mein lieber Konfrater, Glend, wohin man steht. Aber man muß seinen Humor nicht d'rüber verlieren." Und er trank seinen Krug leer, um sich danach mit dem haarigen Handrücken über die Lippen zu fahren.

„Und wie greifen also Sie es an," fragte Gotthold, „um Ihren Seelforgerpflichten gerecht zu werden?"

Gadepusch lächelte verschmüht. „Ich predige auch vom Reich Gottes, lieber Konfrater, aber nicht den Armen und Hungernden, sondern den Reichen und Satten. Denen mach' ich die Hölle heiß, wenn sie ihr Portemonnaie nicht aufstun wollen und denen versprech' ich die ewige Seligkeit, wenn sie es recht weit aufmachen. Die Armen werden dann schon von selber fromm und demüthig, wenn sie nur sehn, daß ihnen geholfen wird, — anders, als mit Worten. Unser Weg weist uns zu den Reichen."

Gotthold schüttelte leise den Kopf. „Sie meinen," fuhr Gadepusch fort, „es stehe ja geschrieben, daß es leichter sei, ein Kameel gehe durch ein Nadelöhr, als daß ein Reicher in's Himmelreich komme? Nun, eben deshalb, lieber Konfrater. Es ist also unfre heilige Pflicht, ihnen den Weg zu erleichtern." Und er lachte bröhnend.

„Wenn die Reichen nur aus Furcht wohlthun, Herr Amtsbruder,“ sagte Gotthold, „wozu frommt das? Solche Gaben sind für Geber und Empfänger gleicherart werthlos. Ich weiß auch von Atheisten, die Almosen spenden. Die Armen werden dadurch nur begehrt und pochen auf ihr Recht, wo es sich um Gnaden handelt.“

Gadepusch stieß eine gewaltige, graue Wolke aus, indem er gleichzeitig eine Art von Pfiff hören ließ. „Hujeh! Und ich bin der Meinung, daß Brod Brod ist und daß, wer hungert, satt werden will, und nicht danach fragt, ob Juden oder Türken ihm das Brod backen, mit dem er vom Hungertode gerettet wird. Ich nehm', wo ich's kriege. Und was die Begehrlichkeit der Armen angeht, so ließe sich ja darüber streiten, ob sie nicht wirklich ein Recht auf das haben, was man ihnen so zögernd giebt. In jedem Falle, lieber Konfrater, werden diese Leute, wenn man ihnen das Recht auch nicht zugesteht, es eines Tages vielleicht mit erschreckender Deutlichkeit geltend machen, und dann nützt uns all' unser Bestreiten nichts. Aber nicht den Humor d'rüber verlieren, wissen Sie.“ Er stocherte in seinem Pfeifenkopf umher. „Uebrigens wär' ich doch neugierig, zu erfahren, worauf ich denn bei den Reichen eigentlich spekuliren soll, um ihnen die Taschen aufzuknöpfen, wenn nicht auf ihre Furcht. Ich hab' noch nichts andres gefunden, was bei ihnen verfängt. Die halten sich an das „Selig sind die Armen“, und möchten denen um keinen Preis die Anwartschaft auf's Himmelreich rauben.“

„Sie sollen wohlthun und mittheilen um Christi Jesu willen,“ versetzte Gotthold herb.

Gadepusch klopfte geräuschvoll seinen Pfeifenkopf aus. „Ja, ja, ja,“ machte er dann phlegmatisch, „das wäre ganz gut und schön. Aber bis ich die soweit kriege, sind mir meine Armen allesammt verhungert.“ Er strich sich durch den weißen Haarschopf. „Wenn die Zeit reichte! Den Besitzenden das Evangelium predigen, lieber Herr Konfrater, das wär's, was uns Noth thut. Und das wär' auch so recht nach meinem Gusto. Denen möcht' ich die Hölle heiß machen, bis

sie endlich alle zu Kreuze kröchen. Sie wollten zwar von meiner Furchttheorie nichts hören, aber ohne Furcht keine Besserung, Herr Konfrater!“ Er war aufgestanden und dehnte ein paar-mal seinen mächtigen Brustkasten. Seine Arme reckten sich dabei in die Luft, es sah aus, als ob er seine Muskeln prüfen wollte, und als sehnte er sich danach, ihre Kraft zu erproben. Auch das lange Stillsitzen, an das er nicht gewöhnt war, mochte ihm lästig fallen.

„Sie scheinen also der Meinung zu sein,“ sagte Gott-hold, „daß unter den Reichen mehr Unglauben und Heidenthum zu finden ist, als unter den Armen?“

„Das will ich meinen,“ rief Gadebusch lebhaft, während er sich seine Pfeife neu stopfte. „Unglauben? Heidenthum? Heuchler sind sie und Spitzbuben. Ihr Geld ist ihr Gott. Deshalb brauchen sie keinen Andern. Die Armen — was haben denn die sonst noch? Die klammern sich an das bißchen Religion, wie sie's verstehn, obgleich da auch viel Götzendieneri mit unterläuft, und wenn sie die preisgeben, dann sind sie eben schon verzweifelt und verwaorlost, dann kann man sie gar nicht mehr schelten, dann sind sie nur noch zu beklagen, die Tröpfe. Die Reichen aber wollen die Religion, um die sie selber sich in ihrem Thun und Lassen auch nicht einen Deut scheren, als Maulkorb für die Andern, damit die nicht beißen, — als weiter nichts. Und gehen in die Kirche und verdrehen die Augen, damit sie den Proletariern, die da im Pfuhl ihrer Sünden vegetiren, ein „gutes Beispiel geben“. Angst, Angst, Angst! aus Angst und aus Egoismus sind sie fromm, diese Maulschristen. Aus Angst und Egoismus machen sie ihre Taschen auf, wenn die Noth gar zu laut zum Himmel schreit. Aber vom Evangelium wissen sie nichts, gar nichts, sag' ich Ihnen. Der rötheste Sozialdemokrat ist ein besserer Christ, als sie Alle. Uebrigens: nicht den Humor d'rüber verlieren!“ Er hielt einen brennenden Fibibus an seinen Pfeisentopf, dann schrie er mit seiner Löwenstimme: „Regine! Regine!“ Die Alte steckte ihren Kopf in die Thürspalte. „Hol' mir noch einen Krug Bier, Regine! Heute ist Sonntag, und ich hab' mir die Kehle trocken geredet.“

Die Alte griff nach dem geleerten Krüge auf dem Schreibtische. Dabei sagte sie in ihrer undeutlich brummelnden Weise: „Könni' nichts schaden, wenn Sie sich mehr gönnten, Herr Pastor. Aber das geht nun egal so weiter und ob Sonntag oder Alltag ist, bei Ihnen kräht kein Hahn danach. Wichtig ist auch die Gelbcke schon wieder da. Als ob Sie für alle Welt jede Stunde auf 'n Präsentirtbrett sitzen müßten, und man brauchte nur bloß 'mal anzuklopfen, gleich müßten Sie für Alle der ergebenste Diener sein. Und das Geld ziehn sie Ihnen ja auch aus der Tasche, daß es man so 'ne Art hat. Sünde und Schande schon. Das ist doch kein Leben für 'n geistlichen Herrn!“ Den Krug zornig am Henkel schwenkend, wollte sie an ihm vorüber.

„Na, na, na, Regine,“ sagte er mit seinem behaglichen Lachen, das die paar armseligen Zahnstumpfe sehn ließ, und tätschelte ihr die Schulter. „Sei nur wieder gut! Ist ja garnicht so schlimm. Na, so — so —“

„Nicht?“ knurrte sie und sah ihn mit einer schrägen Kopfhaltung halb mitleidig, halb überlegen an. „Noch tausendmal toller ist es in Wahrheit, Herr Pastor, und das wissen Sie auch selber ganz gut, wollen's man bloß nicht Wort haben. Wie Sie sich ausnützen lassen und abrauern, — kein Hasenarbeiter hat's so elend. Und ich halt's auch nicht mehr lange aus, Herr Pastor, ich kann das nicht mit ansehen, ich geh' weg, — ich hab' Ihnen das schon öfters gesagt.“

„Ja, ja, ja, aber nie gethan, Regine, nie gethan. Und thust auch künftig nicht, weil's mir ohne Dich ja erst recht miserabel gehn würde, und ich garnicht fertig werden könnte —“ Er streichelte sie immer weiter, während sie nur einige Knurr- und Brumm-Töne hören ließ. „Du, Regine.“

„Na, was ist denn?“

„Was hat die Gelbcke denn gewollt?“

„Was wird sie denn wollen? Geld will sie, Kartoffeln will sie, — das wollen sie ja Alle.“

„Du hast ihr doch gegeben, Regine, — was?“ Er knuffte sie sanft mit dem Ellenbogen in die Seite.

„Was soll man denn sonst machen? Wie soll man sie denn loswerden? Schließlich werden Sie selber schnurren gehn müssen, Herr Pastor, und die Wahrheit hab' ich ihr gesagt, der Gelbcke: daß sie auch Eine von denen ist, die Sie ausplündern, Herr Pastor, und daß Sie bald kein heiles Hemd mehr anzuziehn haben, und daß die Wirthschaft so hier nicht weiter geht. Das sollen sie sich hinter die Ohren schreiben, die Halunken! Und übrigens möchten Sie doch heute Abend noch 'mal zur Lüse kommen, wenn's irgend ginge. Na, natürlich, natürlich, das reißt ja nicht ab. Und wenn Sie denn da erst 'mal im Hause sind, wird man Sie wohl vor Mitternacht nicht wieder zu sehn kriegen, das kennt man doch.“

„Und wie geht's ihr denn, der Lüse, Regine? He? Was hat sie denn gesagt, die Gelbcke?“

„Lieber Gott, immer die alte Leier. Was wird da noch viel zu machen sein? Gegen so 'was ist ja kein Kraut gewachsen. Und 'n Doktor sind Sie doch überhaupt nicht. Bloß die Angstzustände, die das arme Wurm hat, — na ja, dagegen ist ja denn schließlich nichts zu sagen, daß man da nach 'm geistlichen Herrn verlangt —“ Sie strich sich mit der blauen Kattunschürze über die Augen hin. „Na, aber ich bin doch neugierig, wann Sie 'mal Ihr Bier kriegen werden, Herr Pastor.“ Und sie stürzte hinaus und knallte die Thür hinter sich zu.

Pastor Gadebusch ließ ein kurzes, knurrendes Lachen hinter ihr her hören. Dann griff er wieder nach seiner Pfeife, sog eine Weile daran, drehte sich zu Gotthold um, der ganz still und aufmerksam dem letzten Auftritt beigewohnt hatte, und sagte, unter einer langen Serie von lauter kleinen, kurzen Dampfwölkchen: „Ja, was nützt Einem da die Ehelosigkeit, lieber Konfrater? „Nichttheirathen ist besser“, sagt der Apostel, aber vor'm Pantoffel schützt es auch nicht, wie Sie sehn. Uebrigens bitt' ich um Entschuldigung für die kleine, häusliche Szene.“

Gotthold machte eine freundlich ablehnende Bewegung. Er hatte vorher einen Groll gegen diesen berben Polterer in

sich aufsteigen gefühlt, der noch im geistlichen Gewande den instinktiven Haß des Proletariers, der er seiner Geburt und Abstammung nach war, gegen die Besitzenden nicht verleugnen zu können schien, brutal den Stab über sie Alle brach und in den Armen lauter unschulbige Dulder sehn wollte, deren freche Begehrlichkeit ihm nur berechtigt zu sein schien. Das Aristokratenblut hatte sich in Gotthold geregt, die Abneigung, ja, Gegnerschaft, dem Plebejer gegenüber, war plötzlich wach geworden. Jetzt hatte die unbehülliche Schamhaftigkeit des alten Mannes, der, durch die Nebseligkeit seiner Magd, seine intimsten Heimlichkeiten ausgeplaudert sah und fast ängstlich in den Mienen seines Gastes, nach dem dort hervorgerufenen Einbruch forschte, etwas Rührendes für ihn. Ein guter Mensch, dieser alte Bolterer dort, sicherlich, — ein seelensguter Mensch. Zu gut vielleicht. Aber ein Priester wohl kaum. Wohl gar ein schlechter Priester. Denn er wies den göttlichen Trost für die Armen zurück und wollte nur Brod für sie, er spottete gar über die, welche mit diesem göttlichen Trost kämpfen, wirken und siegen wollten. Das war kein echter Streiter in Christi Namen, so wenig wie Michael Meinert einer war. Er, Gotthold, würde also allein bleiben in seinem Kampfe. Es war freilich Keiner allein, der mit Christus Jesus in den Kampf zog. Die Alte hatte den gefüllten Bierkrug gebracht und war wieder gegangen. Gadebusch wanderte passend im Zimmer auf und nieder, manchmal etwas Unverständliches in sich hineintunnend. Gotthold hatte noch immer kein Wort wieder gesprochen. Erst, als der Alte an den Tisch trat und seinen Bierkrug mit einem: „Auf Ihr Wohl, Herr Konfrater!“ an die Lippen hob, sagte er aufstehend: „Ich sehe, wir werden verschiedene Wege wandeln, Herr Amtsbruder. Ich halte es mit dem Jesus, der die Armen und Bedürftigen auf die Lilien des Felbes hingewiesen hat, welche auch nicht für den kommenden Tag sorgen, und welche der himmlische Vater dennoch erhält. Und mit dem, der da gesprochen hat, man solle Hab' und Gut von sich thun, sein Kreuz auf sich nehmen und ihm nachfolgen.“

Gadepusch nickte. „Möchte nur wissen,“ sagte er, während es verrätherisch um seine Mundwinkel zuckte, „wie die da in den Kellern und Hinterhäusern es anfangen sollen, ihr Hab' und Gut von sich zu thun, Herr Konfrater. Denen hat's der liebe Gott leichter gemacht. Sie können ohne alles Gepäck in's Himmelreich reisen.“

„Wenn sie keinen Schaden an ihrer Seele genommen haben, gegen den doch aller Schaden des Leibes nichts bedeutet, so wenig wie Armuth und Elend. Lieber Herr Amtsbruder —“ Und Gotthold stand plötzlich dicht vor dem Alten und blickte ihm mit seinen aufflammenden, dunklen Augen in's Gesicht, während seine schmale, zitternde Hand die derben Finger nervös preßte — „Sie geben Ihr Letztes für die Armen hin und zwingen die Reichen, ihre Taschen aufzuthun, — aber predigen Sie denen, die da hungert und dürstet, auch die Wahrheit?“

Gadepusch stellte seine Pfeife gegen die Stuhllehne und that einen tiefen Athemzug. Sein rothes, joviales Gesicht war plötzlich ernst geworden. „Was ist Wahrheit?“ sagte er leise, fast wehmüthig.

„So fragt Pilatus,“ rief Gotthold stürmisch. „Wir aber predigen den gekreuzigten Jesus, der da selber die Wahrheit ist.“

„Wir,“ wiederholte Gadepusch in dem gleichen Ton, wie vorhin. „Aber wie Wenige sind Unserer denn wir, wenn wir die ungeheure Menschheit dagegen betrachten? Und die Alle beten zu ihrem Gott, ob sie ihn nun Allah oder Jehovah nennen, ob ihre Propheten und Religionsstifter nun Buddha, Konfucius, Mahomed oder wie sonst immer heißen, und die Alle sind felsenfest davon überzeugt, im Alleinbesitz der Wahrheit zu sein, und sind glücklich in dieser Ueberzeugung, und kämpfen dafür und leiden dafür und tödten dafür, in heiligem Zorn und Eifer, ihre Feinde, die an andres glauben. Der große Gott da oben muß ja wohl wissen, warum er das zuläßt, und warum derer, die an Christus glauben, weniger sind, als der Andern. Wir glauben, wir predigen. Aber die Andern, die Tausende, die Millionen, lassen sich für ihren Glau-

ben martern und todtſchlagen, und ſterben in der ſeligen Zuverſicht, daß er die ewige Wahrheit iſt. Lieber Konfrater, ich bin keiner von den gelehrten Theologen, ſondern ein einfältiges Menſchentind. Sie müſſen mir's ſchon nachſehn, wenn ich mir nach meinem ſchlichten Verſtand ſo meine eigenen Gedanken mache, und wenn mich die gar demüthig ſtimmen.“

„Demüthig?“ fiel Gotthold lebhaft ein, „ja, aber auch ſtolz, den! ich. Die Andren ſuchen die Wahrheit und wir kennen ſie.“

Gadebuſch ſchüttelte ganz langſam den Kopf, während er zu Boden blickte. „Wir glauben ſie zu kennen, wie alle jene auch, die zu andren Göttern beten.“

Gotthold ging in ſtarker, innerer Bewegung ein paarmal auf und nieder, um dann plötzlich vor Gadebuſch ſtehn zu bleiben und mit düſter zuſammengezogenen Brauen, wie in heißem Erſchrecken, auszuruſen: „Ihr Glaube iſt keine feſte Zuverſicht deſſen, was man hoffet und nicht ſiehet, Herr Amtsbruder. Sie wiſſen nicht, daß Chriſtus Jeſus und der Vater eins ſind, und daß er geſprochen hat: „Alle Dinge ſind mir von meinem Vater übergeben und Niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater.“ Paſtor Gadebuſch, glauben Sie an den eingeborenen Sohn Gottes?“

Der Alte richtete ſich plötzlich ſtramm in die Höhe, in ſeinen Augen blitzte es auf, er ſtemmte die Arme in die Hüften. „Junger Mann,“ ſagte er mit ſtarker Stimme, „ſind Sie gekommen, einen Weißhaarigen zu inquiren nach dem, was das Beſte und Heiligſte ſeines Herzens iſt? Dazu hat Ihnen Niemand ein Recht gegeben. Kommen Sie in meine Kirche und hören Sie mich predigen, gehen Sie unter meine Gemeinde und forſchen Sie meinem Wandel nach, — mein Leben und Wirken liegt offen vor aller Welt Augen da. Erregt etwas darin Anstoß, — dann nur her mit Folterwerkzeugen und Scheiterhaufen, mit dem ganzen Apparat des modernen Keſchergerichts, mit dem man das Volk heute wieder zur Religion zurückführen möchte, — ich ſcheue es nicht. Ich, Herr Konfrater, ich thue meine Pflicht, nicht mehr und nicht weniger,

ehrlich und gewissenhaft, obgleich — oder weil ich nicht weiß, was die Wahrheit ist. So! nun gehen Sie hin und berichten Sie das dem Konfistorium, wenn Sie wollen. Ich hab' aus meinem Herzen noch nie eine Mördergrube gemacht."

Wieder schritt Gotthold hin und her, den Kopf gesenkt, die Arme auf dem Rücken zusammengelegt. Widerstreitende Empfindungen wogten in ihm. „Wie kann man ein Prediger des Evangeliums sein," fragte er enblich, mit traurigem Ernst, „ohne fest an die Wahrheit zu glauben, die in Christo Jesu allein Gestalt angenommen hat und auf Erden gewandelt ist?"

„Und wer sagt Ihnen denn," fiel Gadebusch ein, daß mir Christi Lehre nicht die Wahrheit ist? Mir! Hab' ich deshalb das Recht, die zu verdammen, denen andre Wahrheit erscheint? Gibt es deshalb eine absolute Wahrheit? Lieber Herr Konfrater, diesen meinen Jesus lieb' ich mit glühender Begeisterung und dien' ihm, in meiner Art, mit voller Hingabe, und mühe mich, nach seinen Worten und Werken zu leben, so weit es meine unvollkommene, schwache Menschlichkeit nur irgend gestattet. Aber wenn ein Anderer nun im Namen Mohameds, des Propheten, auch Gutes thut und mich gar weit übertrifft in allem Großen und Höhen, und wenn wieder ein Anderer, der gar keinen Gott hat, sondern bloß sein Gewissen und sein sittliches Pflichtbewußtsein, dennoch zu allem Guten sich gestachelt fühlt, und ein reiner und edler Mensch ist, wie gar Mancher, der sich Christ nennt, nicht ist: soll ich da, wie die Pharisäer, doch an meine Brust schlagen und ausrufen: „Gott sei Dank, daß ich nicht bin, wie Jener? Ich — ich allein habe die Wahrheit?" Lieber Konfrater, das kann ich nicht." Und er griff wieder nach seiner Pfeife. Seine letzten Worte hatten nicht mehr scharf und bröhnend, sondern milde und bescheiden geklungen, und er zuckte, wie im Bekenntnis seines traurigen Unvermögens, die Schultern: „Uebrigens: nicht den Humor dabei verlieren!" fügte er mit einem Versuche, zu lachen, bei, und zündete sich einen Fidibus an der Lampe an, um seine Pfeife in Brand zu stecken.

Gotthold schüttelte leise den Kopf. Er sprach eine Weile

nichts, dann ging er auf Gadebusch zu und reichte ihm die Hand. „Wir reden es heute nicht zu Ende, Herr Amtsbruder. Sie haben noch einen Krankenbesuch vor, und es ist spät geworden. Auf ein andermal!“

Gadebusch passfte, in einer gewissen traurigen Verlegenheit, vor sich hin. Es schien ihm leid zu thun, daß er schon wieder einmal sein Herz auf der Zunge gehabt hatte: das war doch sicherlich wieder nicht nöthig gewesen und führte auch zu nichts. „Na, hoffentlich gehn Sie mit mir altem Esel nicht zu stramm in's Gericht,“ sagte er mit grimmigem Lachen. „Sie sind einer von den neuen Gestrengen, merk' ich schon, die jetzt wieder in die Mode kommen, damit die Religion im Volke wieder zu Ehren gebracht wird. Ob's das rechte Mittel ist? Wir sind auf eine sanftere Tonart gestimmt, wenn wir auch nicht gerade danach aussehn. Aber Jeder, wie's ihm richtig scheint, Jeder, wie er's vor sich selber verantworten kann! Warten Sie, ich geh' mit Ihnen.“

Er that noch ein paar Züge aus seiner Pfeife, stellte sie dann mit sichtlichem Widerstreben in die Ecke, stülpte sich einen weichen, dunklen Filzhut auf, griff nach einem gewundenen Ahornstock, der neben der Thür stand, und schob Gotthold voraus über die Schwelle. Auf dem Korridor untersuchte er beim Schein eines Petroleumlämpchens, das ihn erhellte, seine Hosentaschen. „Weiß Gott,“ brummte er, „ich bin total ausgebeutelt. Und Regine giebt mir heute nichts mehr. Die Pfandverleiher haben nicht offen, borgen thut mir Keiner 'was — hören Sie, Herr Konfrater, Sie könnten mir aus der Noth helfen. Und wenn's bloß lumpige drei Mark sind! Vielleicht bekommen Sie sie auch 'mal wieder. Aber ohne einen rothen Pfennig kann ich unmöglich da hinter'm Thurm hereingehn. Ich schäm' mir ja die Augen aus'm Kopf vor den Leuten.“

Gotthold hatte sein Portemonnaie schon herausgezogen und reichte es ihm hin. Aber der Andre warf einen ängstlichen Blick nach rechts hinüber, wo die Küche liegen mochte, und drängte ihn, das Portemonnaie mit beiden Händen verdeckend, die Stufen bis zur Hausthür hinab. „Um Himmels-

willen, lassen Sie das Keinen sehn, lieber Konfrater! Sonst stellt man sie unter Kuratel. Mir was anzuvertrauen ist eine üble Sache. Nein, nein, mehr, als fünf Mark — sagen wir: zehn, nehm' ich nicht. Man läßt mir ja keinen Heller. So! Danke. Und wie gesagt: am Ersten, wenn ich dann noch dran denke und keine zu drückenden andren Schulden habe —“

Gotthold winkte abwehrend mit der Hand, während er das Portemonnaie wieder einsteckte.

„Sie müssen übrigens nicht denken,“ fuhr Gadebusch fort, während er an Gotthold's Seite kräftig ausschritt, „daß die, zu der ich gehe, Geld will oder nimmt. Nein, die nicht — die nicht. Die will ganz was andres. Aber Regine hat Recht: ich bin ja kein Doktor. Herr im Himmel, solche arme Person! Wenn man die so leiden sieht — Herzkrämpfe, wissen Sie, von Ueberarbeitung und von Seelennoth — ja, lieber Gott, lieber Gott, was ist das doch für ein schweres Ding, das Leben! Manchmal ist's gar nicht so leicht, wie's aussieht, seinen Humor dabei zu behalten.“

Er wies auf den Ueberrest eines mächtigen, mittelalterlichen Festungsthurms, der am Ende der abwärts führenden Gasse in die Vordermauer eines hohen, verwitterten Hauses mit eingebaut war. Man erkannte noch deutlich seine Zinnen und Fensterlufen. „Das nennen sie ‚hinter'm Thurm,‘“ sagte er. „Ein richtiges Proletarierhaus. Stammt noch aus der Zeit her, wo sich Wenden und Germanen hier in den Haaren lagen, — auch wegen des Glaubens natürlich, bis der Christengott sich als der stärkere erwies. Was in all den verwickelten Gängen und Höfen dort für ein Haufen Elend zusammenhaust —“ Er unterbrach sich. „He! He!“ rief er. „Pfarrer Hegeler! He!“

Aus dem Hause, auf das sie zuschritten, war eifertig eine dunkle, schwächige Gestalt geschlüpft, die mit geschmeibigem Gange, vornübergebückt, um die Straßenecke biegen wollte. Ungern schien der Angerufene jetzt inne zu halten und sich dem Pastor zuzubehalten. Gotthold erkannte in ihm sofort den katholischen Priester, den er neulich aus Meinert's Hause hatte

kommen sehn. Er erschien ihm nur noch mehr in sich zusammengefallen, und noch demüthiger und gedrückt in seiner Haltung, als damals. Mit dem Hut in der Hand, ein verlorenes Lächeln um die welken Lippen, kam er mit seinen wiegenden und schiebenden Schritten zu Gadebusch heran.

„Nun, wie steht's? Wie steht's?“ rief dieser ihm zu.

Der Priester zuckte, mit einem raschen, unsicheren Blick auf Gotthold, die Achseln. „Nicht gut, nicht gut,“ sagte er mit einem traurigen Ton seiner brüchigen Stimme. „Das Fräulein — nun, Sie werden ja sehn, werden ja sehn —“

„Weshalb sind Sie denn nicht oben geblieben?“ fragte Gadebusch.

„Das Fräulein erwartete Sie, und da dachte ich, — dachte ich, es wäre besser —“

„Na, na, na, Pfarrer Hegeler!“ machte Gadebusch und klopfte ihm gutmüthig auf die Schulter.

„Ja, ja, es ist besser, — besser,“ murmelte der Andre.

„Und ich möchte Sie jetzt nicht länger aufhalten, — aufhalten, Herr Pastor. Guten Abend. Der Herr segne das Werk Ihrer Hände! Guten Abend.“ Er machte eine linksche Verbeugung gegen Gotthold und eilte, wie auf der Flucht, davon.

Gadebusch sah ihm kopfschüttelnd nach. „Ein unglücklicher Mensch,“ sagte er, halb für sich. „Und so ein guter Mensch. Zu weiches Holz. Hat sich nichts d'raus schnitzen lassen.“

„Welche Gemeinschaft haben Sie mit diesem Priester einer andren Religion, Herr Amtsbruder?“ fragte Gotthold. „Ich sehe zu meinem Erstaunen, daß auch Sie, ebenso wie Prediger Meinert, sehr — dulbsam sind.“

Gadebusch warf dem Frager einen eigenthümlich abweisenden Blick zu. „Darüber hab' ich Ihnen auch vorher in meinen Reden keinen Zweifel gelassen, Herr Konfrater, sollt' ich denken. Was übrigens die Dulbsamkeit meines guten Michael Meinert betrifft — na, ein andermal mehr davon. Jetzt muß ich hinauf. Dieser „Priester einer andren Religion“, Herr Konfrater, den ich an Krankenbetten kennen gelernt und bei Werken der

Barmherzigkeit lieben gelernt habe, könnt' uns Weiden, und manchem andren guten Protestanten, zum Vorbild echten Menschenthums dienen, — glauben Sie mir. Und diese katholischen Priester glauben eben auch im Allerbess'n der geoffenbarten Wahrheit zu sein. Es ist eine nachdenkliche Sache, Herr Konfrater. Man muß nur den Humor nicht dabei verlieren. Gute Nacht." Und er ging mit großen Schritten davon.

Gotthold schlug den Heimweg ein. Durch die Straßen zogen die Menschenwärme, die von den Sonntagsausflügen zurückkamen, Alle mit frohen Gesichtern, in denen noch ein Abglanz von der Sonne des Tages lag, Viele Arm in Arm, in langen Reihen, singend und schwäzchend. Die Kinder waren auf den Armen derer, die sie trugen, eingeschlafen. Hier und da, in den Hausthüren und neben den Pumpen, standen Paare, die sich bei den Händen hielten und miteinander zu flüstern hatten. Ein heimliches Frühlingsweben ging durch die Gassen. Man athmete Düste, die von irgendwoher durch die stille Luft schwammen.

Gotthold's Stirn blieb umwölkt. Das Gefühl des Alleinseins drückte auf ihn. In welche Kämpfe, welche Zweifel wollte man ihn hier verstricken! Und wo war der, mit dem er Schulter an Schulter hätte wandern können? Er schüttelte in herbem Unmuth den Kopf. „Es kann doch nur eine Wahrheit geben,“ dachte er, „und diese Wahrheit ist Christus Jesus, der eingeborene Sohn Gottes.“ Und er betete im Stillen: „So sei Du mein Weggenos, mein Führer und mein Mitstreiter, mein Trost und meine Kraft, Herr, mein Gott.“

VI.

„Hier wohnt Herr Kurt Wellmann?“ fragte Gotthold zum zweiten Mal die alte Grüntrahändlerin, die er, auf der obersten Stufe ihrer Kellertreppe, unter ihren Körben mit Selleriestauden, Petersilie und Kartoffeln hocken sah. „Man hat mir dies Haus bezeichnet.“

Sie schien ihn nicht verstanden zu haben, weil sie schwerhörig war, denn sie legte ihren grauen Strickstrumpf bei Seite, stand auf und schob mit der Hand ihre Ohrmuschel vor. „Was haben Sie gesagt? Ob ich auch helle Kartoffeln habe?“ Sie sah ihn mit ihren trüben Augen wie hilfessuchend an.

Er that seine Frage zum dritten Mal, jetzt dicht an ihrem Ohr. Nun hatte sie endlich begriffen, was er wollte, schien aber höchlichst erstaunt zu sein, denn sie maß ihn mit einem fragenden Blick, von oben bis unten. „Wellmann?“ wiederholte sie, „das ist wohl ein anderer Wellmann, zu dem Sie wollen. Der hier wohnt, das ist der rothe Wellmann, der Soziale.“

„Ganz recht. Zu dem will ich. Wieviel Treppen hoch wohnt er?“

„Vier Treppen. Aber er ist nicht zu Hause. Zu Hause ist er ja eigentlich nie. Um die Zeit geht er gewöhnlich nach'm Arthursberg 'rauf. Da studirt er sich seine Neben ein.“ Sie wies in die Richtung der neuen Lutherkirche hinauf.

„Sind Sie auch eine Soziale?“ fragte Gotthold.

„Ich?“ Die Alte schlug mit der von schwarzen Adern durchzogenen, etwas verkrümmten Hand, in die Luft. „Da sei

der liebe Gott davor! Na, mit diesem neumodischen Kram hab' ich nichts zu thun. Das ist was für die Jungen. Die halten sich ja da nu d'ran. Meine Kinder auch. Was ist da zu machen? Ich hör' ja immer nicht viel von dem, was sie reden. Mit den Ohren nimmt's sehr ab bei mir, ich hab's bloß noch in 'n Fingern. Aber ich denk' mir nach dem, was ich so gehört hab', es könnt' alles ganz schön und gut werden, bloß daß das nu 'mal überhaupt nicht so werden kann."

„Und warum glauben Sie das?“

„Weil die menschliche Natur ja böse ist, von Grund auf, — so steht's in der Bibel, und das ist auch wahr.“

„Es freut mich, daß Sie sich an die Bibel halten. Damit allein kommt man durch's Leben. Aber ich fürchte, hier im Viertel thun's nicht Viele.“

Die Alte nickte nachdenklich. Dann gingen ihre Augen zwinkernd über ihn hin. „Sie sind wohl gar der neue Pastor?“ fragte sie plötzlich mit einem verunglückten Knir und einem Versuch, zu lächeln.

„Das bin ich.“

„Große Ehre, Herr Pastor.“ Und sie knirte noch einmal. „Gehört hab' ich Ihre Predigt nicht, ich kann überhaupt keine mehr hören. Mir müßt' schon Einer geradewegs in die Ohren predigen.“

„Ich werde zu Ihnen kommen und zu Ihnen von Gottes Wort sprechen, liebe Frau, so oft Sie es verlangen. Dazu bin ich ja da.“

„Vielen Dank, vielen Dank. Ja, das wär' schön. Aber sehen Sie, Herr Pastor, ich mücht' Frieden haben im Hause. Und ich denk' mir: wenn ich so alle Sonntag in meinem Gesangbuch lese, das nimmt der liebe Gott auch am Ende für voll an.“

Gottholb's Stirn hatte sich leicht gerunzelt. „Fürchten Sie, daß das Wort Gottes Ihnen Unfrieden in's Haus trägt, Frau —?“

„Sauter — Emilie Sauter, aufzuwarten, Herr Pastor. Ja, sehen Sie, das klingt freilich sündhaft. Aber wenn ich

Ihnen nu sage, daß meine Kinder hier mit mir zusammenwohnen, und die haben nu Alle ihre neumobische Religion — Lieber Gott, man will ihnen doch auch nicht vor'm Kopf stoßen. Sie lassen mich in Ruh' und ich sie. Zank haben wir nie und nie über so 'was. Und weil mir der Herr Wellmann, der ja für sie nu wohl so 'was wie 'n Prophet ist, nicht über die Schwelle darf, möcht' ich auch keinen Pastor 'reinlassen, sonst könnt's Spektakel geben. Nichts für ungut, Herr Pastor! Frieden will man ja doch über alles, und die neue Welt ist nu 'mal nicht mehr, wie die alte. Das muß man hinnehmen. Der liebe Gott wird ja wissen, wozu's gut ist, sonst ließ er's gewiß nicht zu."

Gottbold konnte die scharfen Worte, die ihm auf der Zunge gelegen hatten, nun doch nicht herausbringen. „So kommen Sie hin und wieder zu mir,“ sagte er. „Dann wollen wir zusammen von dem alten Gott reden, der noch immer lebt.“

Die Alte nickte. „Anders, als Sonntagnachmittags, kann ich meinen Kram da ja freilich nicht verlassen, Herr Pastor. Denn die Kinder haben mit sich selber zu thun, und man will ja doch 'was schaffen, solange's noch geht. Auffüttern lassen möcht' man sich doch nicht von ihnen. Sie haben's ja auch gar nicht dazu. Der Wilhelm, sehn Sie — aber ich schwag' das Blaue vom Himmel 'runter, Herr Pastor, es wird Sie gewiß langweilen.“

„Nein, nein. Sprechen Sie nur! Ich hör' Ihnen gern zu. Ich sollt' ohnehin als Seelsorger dieses Viertels ja eigentlich von jedem Einzelnen Bescheid wissen.“

„Ach, Du lieber Gott, Herr Pastor, ja, wenn das ginge! Aber wieviele werden denn hier mit Ihnen überhaupt zu thun haben wollen? Das ist ja nu alles ganz anders, als früher. Da sollen ja keine Pastors und keine Kirchen mehr nöthig sein. Ich kenn' mich dadrin nicht mehr aus, mein Kopf ist zu alt dafür. Aber was mein Wilhelm ist, der sagt, der Herr Wellmann predigt ihnen 'was vor, das ist tausendmal schöner, als was so die Pastors reden, und das versteht Unfereiner

und es hat Hand und Fuß. Nehmen Sie's man nicht übel, Herr Pastor, ich schwaz' das so nach. Mein Wilhelm ist 'n unglücklicher Mensch, wissen Sie. Den hat die Maschine 'mal gepackt gehabt und hat ihm einen Arm und ein Bein weggerissen. Zusammengeflickt haben sie 'n denn ja wieder nothdürftig, aber 'n halber Mensch ist er ja eigentlich doch bloß, nach all' dem, was er erst hat ausstehn müssen. Und vor Menschen mag er sich kaum mehr sehn lassen, sitzt immer bloß da, 'n großes, schwarzes Tuch um, unter dem er den halben Leib versteckt, damit keiner sich erschrickt, wer ihn so verstümmelt sieht. Denn ein schrecklicher Anblick ist es ja." Sie fuhr sich mit der Handfläche über die Wimpern hin.

"Das ist freilich sehr traurig," sagte Gotthold. "Aber man sollte denken, daß ein so Schweres Unglück ihn seinem Gott näher bringen würde."

Die Alte schüttelte trübe den Kopf. "Ach nein, ach nein, Herr Pastor. Wohl ganz im Gegentheil. Das hat ihn so bitter und verzweifelt gemacht, daß er gesagt hat: „Wenn's einen lieben Gott gäbe, der uns lieb hätte, der hätte das nicht können zulassen.“ Verlobt ist er ja damals gewesen und hat sein gutes Auskommen gehabt und war ein fröhlicher, glücklicher Mensch und bald sollte Hochzeit sein. Na, und denn mit einem Schlage —“ Sie zuckte wie hilflos mit den Achseln. „Alles aus.“

"Er muß aber doch von der Fabrik entschädigt worden sein. Er kann doch wenigstens keinen Mangel leiden."

"Das war so: sie haben gesagt, es siele nicht unter's Unfallgesetz, denn er wär' angetrunken gewesen, und sonst hätt' es auch gar nicht passieren können. Na, mein Wilhelm hat's ja nicht Wort haben wollen, obgleich sie Abends vorher lustig gewesen waren wegen der Aushebung, wo er ja frei gekommen war, weil er 'ne krumme Zehe haben sollte. Und denn haben sie prozessirt, was den Wilhelm nur erst ganz fuchtig gemacht hat, daß es die reichen Leute soweit haben kommen lassen, und schließlich haben sie sich verglichen. Dabei ist aber nicht viel abgefallen für'n Wilhelm, wie Sie sich ja denken können,

und wenn er nicht nebenbei noch Flechtarbeiten für'n Korbmacher gelernt hätte, — mit seiner einen Hand, es ist 'n halbes Wunder — könnt' er ja man ruhig verhungern. Weit davon ist's auch so manchmal nicht. Na und all' der Jammer hat 'n ja nu sehr bitter gemacht, 'n Wilhelm, denn die Niese hatte er rechtschaffen gern gehabt, und — na, also, was ich sagen wollte: der Herr Wellmann hat ihm erst wieder aufgeholfen, der hat 'n zu'n ganz andren Menschen gemacht. Alles, was recht ist. Seit der Wilhelm 'n Sozialer ist und humpelt zu Herrn Wellmann seinen Vorträgen, hat er 'was ganz Ruhiges an sich. „Mutter, das ist das Rechte,“ sagt er, „das giebt Einem Frieden, und nu weiß ich, daß es besser werden wird in der Welt. Das hat mir noch kein Prediger gesagt. Die wollen immer bloß auf'n Himmel verträsten. Aber das tröst' t Einen ganz und gar nicht, und davon weiß ja auch kein Mensch 'was Gewisses.“ Nehmen Sie's man nicht übel, Herr Pastor. So red't er. Und ich sag' nicht „ja“ und nicht „nein“ dazu, weil er sich ja nu so viel besser dabei steht, und das ist ihm am Ende zu gönnen, dem armen Kerl. Gott verzeih' mir die Sünde!“

Sie faltete die Hände über dem Leib zusammen. Gott-hold blickte starr vor sich hinaus. Was in ihm vorging, war aus seinen unbewegten Mienen nicht abzulesen. Erst nach einer Weile sagte er: „Sie haben noch andre Kinder?“

„Freilich, freilich,“ entgegnete die Alte. „Da ist noch die Trude, was die Aelt'ste ist. Seit die Wittwe ist, nimmt sie Haltelinder. Das ist auch 'n Gewerbe, das viel Müh' und Noth macht und wenig bringt. Aber es ist ihr ja's Liebste, weil ihre eignen Kinder alle auf'n Friedhof liegen. Und es giebt so viel schlechte Weißsbilder, die machen's so, daß solche Haltelinder halb unter die Erde kommen, und da sind Eltern, denen das gerade recht ist, weil sie denn kein Kostgeld mehr zu zahlen brauchen oder die Schande aus der Welt ist. Das hat nu meine Trude immer erbarmt, und da nimmt sie die Würmer für'n Spottgeld, — manchmal schon zu sechs Mark im Monat, wenn sie weiß, daß solche arme Person, die Mutter

geworben ist, nicht mehr d'ranzusehen hat. Na, dabei kommt natürlich nichts 'raus. Und gestorben wird auch doch viel. Lieber Gott, so wie's die Würmer brauchen, kann man's ihnen ja natürlich nicht immer geben. Und wer weiß denn auch, ob's nicht so am besten ist? Es giebt so schrecklich viel Menschen in der Welt, und den Meisten geht's doch nur recht miserabel d'rinn. Der liebe Gott wird wissen, daß es so sein muß."

Ein langer Athemzug kam aus Gotthold's Brust; es war, als ob er sich von etwas entlasten wollte. „Und das alles haust da unten im Keller?“ fragte er.

„Ja, ja,“ machte die Alte. Da müssen Viele unterkommen. Die Lene ist ja auch noch da, meine andre Tochter. Die geht plätten. Und denn ihr kleiner Laß, dem Wilhelm sein Liebling. Ist ja auch wirklich 'n prächtiger, kleiner Kerl. Und: „Aus dem wird 'mal 'was Großes!“ sagt mein Wilhelm, „der hilft diese verfluchte Welt mit umtrepeln.“ Mit Respekt zu sagen. Er red't ja nu so.“

„Wie heißt der Junge, sagten Sie?“

„Laß — sagt' ich. Das kommt nämlich davon, daß sie ihn ja partuh wollten „Lasalle“ eintragen lassen. Na, das hat der Standesbeamte ja nu nicht gewollt, weil das verboten sein sollte, und man christliche Namen wählen mußte, obgleich mein Wilhelm sagt, die Eltern müßten doch ihr Kind nennen können, wie sie wollten, und wo das nicht erlaubt wäre, da wäre gar kein civilisirter Staat noch nicht vorhanden und keine Bürgerfreiheit, und alles stände unter Vormundschaft von der Polizei. Na, schließlich haben sie ihn ja denn als „Jans Sauter“ wirklich müssen eintragen lassen, aber „Lasalle“ nennen sie ihn deshalb doch, und weil das zu lang ist, heißt er „Laß“, kein Mensch nennt ihn anders.“

„Diese zweite Tochter ist auch Wittwe?“ fragte Gotthold.

Die Alte schüttelte den Kopf. „Nein, soweit ist es ja nicht gekommen, — bis zum Heiraten. Du lieber Himmel, was soll man sagen? Einmal ist so 'was ja bloß jung. Und den ganzen Tag am Plättbrett, mit dem heißen Bolzen in der

Hand und in der Stidluft — man muß da ja wohl 'n Auge zudrücken.“

„Eine Verführte also?“

„Lieber Gott, na, das kann man doch wohl nicht sagen. So 'was ist immer beiderseitig, glaub' ich. Und er hätte sie ja auch geheiratet, wenn er man geburft hätte. Aber die Willing'schen dürfen ja nicht, so lange sie nicht auskömmliches Brod für 'ne Familie verdienen. Da kommt's denn immer so. Und seit er denn fortgegangen ist von hier, hat er gar nichts mehr von sich hören lassen. Sie sagen ja, er wäre nu längst anderswo verheiratet. Na, die Lene hätte auch lang 'n Andren haben können, trotz dem Laß, hübsch, wie sie ist, und 'ne brave Person durch und durch, aber nu steckt ihr ja der Wellmann im Kopf, Gott sei's gellagt.“

„Sie ist also auch Sozialdemokratin?“

„Na und ob! Und die Trude auch, obgleich ich ihr immer sage: „Du thust ja das, was Du für die armen Würmer thust, doch bloß um Gotteslohn, und weil Du in Deinem Herzen 'ne gute Christin bist, und weißt es bloß selber nicht.“ Aber das ginge ja, wie gesagt, alles, und sie lassen mir meinen Glauben und ich ihnen ihren auch. Bloß daß die Lene nu den Herrn Wellmann auch noch anhimmelt, als wenn's 'n Heiliger wäre, und bloß deswegen von keinem Mann auf der Welt mehr 'was wissen will. Die ist freilich nicht die Einzige. Aber es ist 'n Unglück. Ja, man kommt aus seinen Sorgen nicht 'raus mit seinen Kindern, so groß sie werden. Das ist so das Leben.“

Gotthold hätte gern noch manches gefragt, aber er hielt es an der Zeit, das Gespräch, das auf dem oberen Absatz der Kellertreppe geführt wurde, zu beendigen, da von unten eine männliche Stimme schon mehrmals gerufen hatte: „Mutter! mit wem schwachst Du denn da?“ Auch das Wimmern kleiner Kinder ließ sich aus der Tiefe vernehmen. Er reichte der Alten die Hand. „Gott mit Ihnen! Und vergessen Sie nicht, allezeit mit dem Apostel zu sprechen: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo Jesu nicht.“ Und daß man keine

andren Götter haben soll neben ihm. Leben Sie wohl. Auf Wiedersehn!"

Die Alte knirte und wollte ihm die Hand küssen, aber er litt es nicht, winkte ihr nur freundlich zu und ging. Er schlug den Weg gegen die Hügel zu ein, halb instinktmäßig, weil ihm im Ohr klang, er werde Kurt Wellmann dort finden, halb in dem Wunsche, allein zu sein. Was sollte er auch hier? Immer, wenn er das Arbeiterviertel verließ, geschah es mit einem Gefühl müder Enttäuschung und Unbefriedigung. Heute hatte man ihn bei der „Müßeln“ gar nicht hereingelassen. Der Mann war dagewesen, sichtlich stark angetrunken, und hatte ihn mit rohem Spott zurückgewiesen. Angeblich wurde die Frau immer kränker, wenn Gotthold kam und mit ihr betete, es griff sie zu stark an, und sie benahm sich überhaupt „wie verrückt“, seit der Pfaff sich bei ihr eingeschlichen hatte“. Es hatte gar nicht viel gefehlt, daß der „Lude“ Gotthold mit seinen Fäusten gepackt und die Kellertreppe hinaufgestoßen hätte. Miene machte er schon dazu, als der Barbier Bbbow, den die Niece, in ihrer Angst über den häßlichen Auftritt, zu Hilfe gerufen hatte, zum Glück noch rechtzeitig dazwischen getreten war und den Nasenden beruhigt hatte. Gotthold wäre ihm wahrscheinlich aus freien Stücken nicht gewichen, er kannte keine Furcht; aber Niece hatte ihn beschworen, zu gehn, und ihm zugeflüstert, sie selbst werde kommen und es ihm sagen, wenn der Lude fort und die Luft rein sei; wahrscheinlich schon morgen. Und der Barbier hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß er sich eines Hausfriedensbruchs schuldig mache, wenn er jetzt nicht gehe, mit dergleichen sei nicht zu spaßen. Wie ihn das alles beschämte und demüthigte! Es frommte nichts, daß er sich selber damit trösten wollte, er leide ja um Christi willen, und die Schmach, die er auf sich nähme, bedeute nichts im Vergleich zu jener, die der Herr selber auf sich genommen, als er Knechtsgestalt getragen; nicht die Schmach brannte ja auf seiner Seele, sondern die Nutzlosigkeit seines Thuns und Wirkens.

Dann war er zur Brißle hinaufgegangen, einer Näherin,

die im gleichen Hause wohnte und als kirchlich gefinnt galt. Sie war ihm schon ein paarmal auf der Straße nachgelaufen, um ihn zu bitten, er möge doch auch sie einmal beehren, da er ja zu allen Mühseligen und Beladenen komme. Sie war ein trodenes, altes Jüngferchen, spitznäsigt und schieläugig, und er hatte den Eindruck einer gewissen Scheinheiligkeit von ihr, hinter der sich Neugierde, Klatschsucht und Schadenfreude versteckten. Sie zeigte sich aber so bemüht, ihm über alles Auskunft zu geben, was er wissen wollte, und ging in so larmoyantem Eifer auf seine Intentionen ein, daß er sie unmöglich hatte zurückstoßen können. Alles, was er durch sie erfuhr, machte ihn freilich nur noch trauriger, als vorher. Nach ihr war dies ganze Arbeiterviertel ein Sodom und Gomorra, auf das der Himmel von Rechtswegen längst hätte Pech und Schwefel sollen niederregnen lassen. Es gab kaum ein Laster, das hier nicht vertreten war, und das nicht offen vor aller Welt Augen umhergeprahlt hätte. Kein Mensch nahm Anstoß daran, weil keiner es im Grunde besser trieb. Alle die jungen Burschen von den Fabriken hatten ihr „Mädchen“, auch Kinder kamen, aber an's Heiraten dachten die Wenigsten. Ehebruch war auch nichts Seltenes, und nun gar die ewigen Messer-affairen! Besonders Samstag Abends, wenn die Löhnung erfolgt war, und alle Welt sich betrank, ging es fürchterlich in den Destillen und Kneipen zu. Und die Nieze Theben, unten im Keller, hielt es nicht nur mit ihrem Schwager, seit die Frau krank war, — oder wie man ihn nun nennen wollte, — sondern trieb sogar ein heimliches Schandgewerbe, womit sie den ganzen Haushalt bestritt, und wobei sie immer noch Geld übrig behielt für Land und Flitter, mit denen sie sich behing. Es war ein unfäglicher Gräuel. Uebrigens sah es in keinem Hause viel besser aus. Wie die Heiden und wie das liebe Vieh lebten diese Menschen hin. Natürlich: wenn man so gar keine Religion mehr hatte —

Gotthold hatte nach Kurt Wellmann gefragt. Da war die Brüste zurückhaltender geworden. Lieber Gott, was war da viel zu sagen? Ein Aufwiegler, ein Volksverführer, ein

gefährlicher Demagog, — darüber war ja kein Zweifel. Früher oder später würden sie ihn in's Zuchthaus bringen, das war wohl sicher, im Gefängniß hatte er schon gefessen. Aber wenn man ihn so sah und hörte — nein, sie wollte nichts gesagt haben, aber es ließ sich beinahe begreifen, daß die Leute wie toll und wild hinter ihm drein waren, ja, es ließ sich begreifen. Und die Brizle hatte dabei geseufzt, wie ein verliebter Badfisch. Selbst der Doktor Lehr und das Fräulein hielten was von Kurt Wellmann. Nur ein Schlimmes wurde ihm nachgesagt: er „sollte“ trinken, zeitweise sollte es sogar ganz schlimm sein. Und die bösen Mäuler wollten wissen, er hätte eine unglückliche Liebe, deshalb ließe er auch von all' den Weibern, die sich an ihn drängten, keine an sich heran. Wahrscheinlich war das alles aber nichts, als Getratsch.

Endlich hatte sich Gotthold losgemacht, um Kurt Wellmann selber aufzusuchen. Auf dem Wege zu dessen Hause, das den Fabriken zunächst lag, hatte er noch hie und da in Wohnungen vorgesprochen, wo er, nach den eingezogenen Erkundigungen, Kranke und Hilfsbedürftige wußte. Aber er hatte fast immer das Gleiche gefunden: man wollte nichts von ihm, man fragte nichts nach dem Trost, den er brachte. Häufig genug wies man ihm brüst die Thür, oder man empfing ihn, halb verlegen, halb argwöhnisch, um sich schwer enttäuscht zu zeigen, wenn er kein Geld brachte oder sonstige Unterstützungen verhiess. Ueberall traf er Verbitterung, Hohn oder Drohungen gegen die Fabrikherren, oder die Reichen überhaupt, manchmal eine bumpfe und stumpfe Ergebenheit, oder das schrille Lachen gleichgültigen Leichtsinns, selten nur Ruhe und Zufriedenheit. Klagen drangen ihm entgegen, wohin er horchte, aber zu danken hatte man wenig Ursache. Nur immer die Namen des Doktors und des Fräuleins wurden genannt; vor denen hatte man Respekt, die galten hier etwas. Und dann Kurt Wellmann's Name. Zu essen konnte Kurt Wellmann freilich Niemandem geben, der hatte selber kaum genug für sich, aber auf das, was er ihnen sagte, schwuren diese Leute. Gotthold erlebte es, daß über die Gesichter von Schwerkranken, von vergrämten und von

stumpfsinnigen Leuten, ein verklärtes Lächeln huschte, wenn sein Name genannt wurde. Ja der — freilich der! Wenn die Menschen alle so wären, wie der! Dann ließe sich leben, dann wär's in der Welt auszuhalten. Aber so — nun, eines Tages würde ja freilich ein Ende mit Schreden gemacht werden. Das mochten sich die Reichen nur gesagt sein lassen, und er, der Herr Pastor, möge es ihnen nur, von der Kanzel herab, vorhalten, damit sie in sich gingen. Sie, die Armen, brauchten keine Predigten.

Immer diese versteckten Hindeutungen auf einen Tag furchtbarer Abrechnung! Das war das Evangelium, aus dem diese Enterbten Trost schöpften und an das sie sich in ihrem Siechthum und in ihrer Noth klammerten, lieber und inbrünstiger, als an das Kreuz des Erlösers. Und dies Evangelium predigte ihnen Kurt Wellmann. Wenn Gotthold dem einstigen Jugendfreund doch endlich hätte Aug' in Auge gegenüberstehn können, um ihn zu fragen, was ihn denn zum Volksverführer gemacht und auf so abschüssige Bahnen gelenkt, was ihn dem Suchen nach der einzigen Wahrheit und dem einzigen Heil entfremdet habe, dem sie Beide einst alle Kräfte ihrer jungen Seelen geweiht! Er sah ein, daß er vorher unter diesen allen, zu denen Gott ihn gesandt hatte, nichts würde auszurichten im Stande sein. Wenn sie nicht kamen, um seine Predigten zu hören, wenn sie die Bibelstunden nicht besuchten, die er eingerichtet hatte, wenn sie ihn nicht einließen in ihre Häuser, an ihre Krankenbetten, — wie sollte er an sie gelangen, um Herrschaft zu gewinnen über ihre verstockten Herzen und ihre irregeleiteten Seelen? Kurt Wellmann, der Macht über sie besaß, mußte ihm helfen. Wenn er das weiche Gemüth von ehemals noch besaß, würde er es auch thun, selbst auf die Gefahr hin, an Ansehen und Alleinherrschaft dadurch einzubüßen. Ganz von Gott abgefallen konnte er ja doch nicht sein, und so würde er dem Jugendgenossen, auch wenn er dessen Ziele und Absichten nicht guthieß und nicht theilte, wenigstens die Gelegenheit verschaffen, unter den Ungläubigen Gottes Wort zu verkündigen, um so einen geistigen Kampf zwischen ihnen Beiden zu er-

möglichen, während jetzt für ihn selber leichtes Spiel war und der Widerpart garnicht zum Wort verstattet wurde. Wie Gott-hold sich nach diesem Kampfe sehnte! Es war ihm, als würde er alles, was von Zweifeln und Sorgen leise sich in ihm regen wollte unter der auf ihn einstürmenden Fülle von widerstreitenden Eindrücken, nur im heißen Kampf um die Wahrheit, besiegen und stumm machen.

VII.

Als er in's Hügelgelände hinaufgestiegen war, wollte er links hin sich, gegen den Arthursberg zu, wenden, als ein vielstimmiges, helles Kinderlachen, das ihm entgegenklang, ihn veranlaßte, statt dessen den Weg geradeaus zu verfolgen. Sonst war es immer still hier gewesen, wenn er um diese Nachmittagsstunde die Einsamkeit gesucht hatte. Zur Rechten dehnte sich der Willing'sche Park, in vornehmem Schweigen und von drüben scholl nur gedämpft das Hämmern und Klopfen der Arbeiter am Kirchenbau herüber, als das einzige Geräusch des Lebens, in dieser Feld- und Wald-Stille. Jetzt bot sich Gotthold, als er weiter, gegen den Forstrand zu, schritt, ein anmuthiges Bild. Ein Schwarm von kleinen Mädchen tollte dort auf dem grünen Rasenfeld zwischen den Roggenbreiten und den silbergrauen Buchenstämmen umher. Sie hielten sich bei der Hand gefaßt, tanzten und sangen. Das Sonnenlicht rieselte durch die Wipfel der alten Bäume, in tausend flirrenden Funken, über die muntere Gesellschaft hin. Erst nach einer Weile sah Gotthold, der ihnen lächelnd zuschaute, daß es lauter Proletarierkinder waren, die sich da so lärmend vergnügten, und daß sie zum Theil barfüßig waren und in zerrissenen oder geflickten Kleidchen steckten, das Sonnengold und die ausgelassene Laune der Spielenden hatten ihn zuerst darüber getäuscht.

Dann gewahrte er etwas abseits drüben auf einer Rasenbank eine junge Dame unter den Stämmen, die gleichfalls dem Spiele zusah. Da sie ein paarmal durch laute Zurufe dasselbe lenkte und ermunternd dabei in die Hände klatschte,

konnte er annehmen, daß sie hier die Aufsicht über die junge Schaar führte. Sie hatte den Hut neben sich auf den Rasen gelegt, das Sonnenlicht flimmerte über ihr goldbraunes Haar hin. Als Gotthold die geschmeidige Gestalt in hellem Kleide, die sich reizvoll von dem grün-dämmerigen Hintergrund abhob, näher in's Auge faßte, erkannte er Helga Lehr, die Tochter des „verrückten“ Doktors, das „Fräulein“, wie sie im Arbeiterviertel schlechthin genannt wurde. Nun trat er, nach kurzem Zögern, näher, schritt gerade auf sie zu und zog grüßend seinen Hut.

Er hatte sofort die Empfindung, daß ihr diese Begegnung mit ihm unlieb sei, denn sie war bei seinem Nahen leise zusammengesuckt. Aber ihr Gruß war freundlich, und die stille, gleichmäßige Heiterkeit, die auf ihren feinen Zügen lag und sie wie von innen heraus durchsonnt erscheinen ließen, wich nicht. Auch als er sie fragte, ob sie die Kinder hierher geführt habe, gab sie in unbefangenen Plauderton Antwort. „Ja, freilich. Es ist wunderbar, daß diese Stadtkinder so garnicht von selber auf so etwas verfallen. Ich glaube, bis ich die kleinen Leute zum ersten Mal hierher führte, waren die meisten von ihnen noch garnicht aus dem Flußviertel herausgekommen. Es war ihnen wie eine neue Welt, und sie wußten sich vor Jubel kaum zu lassen. Nun wächst der Schwarm mit jedem Mal an, wenn ich hinausziehe. Es ist eine Lust.“

„Es ist gewiß ein Gott wohlgefälliges Werk, das Sie da thun, gnädiges Fräulein,“ sagte Gotthold, „denn man kann die Kinder nicht früh genug daran gewöhnen, im Anschauen seiner Schöpfung bewundernd den Herrn zu verehren.“ Er sah sie scharf bei diesen Worten an. „Wird sie denn nicht einmal erröthen?“ dachte er. Aber keine Miene veränderte sich in ihrem Antlitz.

Mit den Augen den Ringelreigen der Kinder verfolgend, sagte sie nur ganz ruhig: „Ich thue es, um diesen armen Geschöpfen da mehr Lebensfreudigkeit zu verschaffen, Herr Pastor. Und dann ist's für ihre körperliche Entwicklung soviel zuträglicher, als wenn sie immer in den dumpfen Stuben

hoden oder höchstens in den engen Gassen ein bißchen Luft schöpfen. Manche von ihnen müssen schon tüchtig arbeiten im Hause, in der Wirthschaft mit helfen, kleinere Geschwister warten und dergleichen. Da ist's ihnen wie eine Erholung, und sie fühlen sich wieder als Kinder dabei, wenn sie mit hinauskommen dürfen."

"Sie scheinen viel Einfluß auf die Leute im Arbeiterviertel zu haben, Fräulein Lehr."

"Einfluß?" Sie machte ein nachdenklich-betroffenes Gesicht. "Davon weiß ich nichts. Ich lebe mit ihnen, das ist alles. Zur Lehrmeisterin hab' ich gar kein Talent, — wie ich denn überhaupt keinerlei Talente habe."

"Sie wollen damit wohl ungefähr sagen, daß durch Sie diese Leute nicht besser und nicht schlechter werden? Und daß Sie dies auch nicht als Ihre Aufgabe betrachten? Sie werden aber begreifen, daß ich das sehr bedauerlich finde."

Sie schüttelte langsam den Kopf. "Warum? Für Menschen, denen es gut geht, ist es ja gar keine schwere Kunst, auch gut zu sein. Und alles, was man thun kann, ist also, ihnen das schwere Leben, das sie haben, ein wenig zu erleichtern. Das andre kommt dann schon von selbst."

"Sie meinen, daß die Dankbarkeit sie von selber gut und fromm machen soll?"

"Dankbarkeit? Nein, zu der haben sie keinen Anlaß, glaub' ich."

"Keinen Anlaß zur Dankbarkeit?" Er sah sie erstaunt an. Was war denn das eigentlich für ein Geschöpf? Und wie ruhig und klar trotz der Bescheidenheit, mit der sie sprach und die ihm besonders angenehm auffiel, das alles klang! Nach Einer, die „mit ihrem Heidentum renommiren“ wollte, sah das nicht aus. Aber er wollte sich nicht von ihr und nicht von der friedlichen Sonnenstimmung um sie her, sowenig wie von dem muntren Mädchenlachen da drüben, bestechen lassen. Es mußte so oder so klar werden zwischen ihr und ihm. Auch hier hatte er ja einen Feind zu bekämpfen. "Sie sind also der Ansicht," setzte er gelehrt hinzu, "daß Jeder,

der den Armen Wohlthaten erweist, nicht mehr und nicht weniger, als seine Pflicht thut, — wenn ich Sie recht verstehe.“

„Ich weiß nicht, ob man es so nennen darf,“ versetzte sie, mit einem sinnenden Ausdruck in ihren Zügen. Es ist einfach ein eingeborener Trieb, glaub' ich. Man kann garnicht anders. Es ist vielleicht etwas vom heerdenhaften Instinkt der Zusammengehörigkeit und der Arterhaltung. Sich darauf etwas einzubilden, hat man gar keine Ursache. Und Dankbarkeit beschämt mich geradezu, wenn ich ihr begegne. Ich fühle, daß die nicht das Rechte ist, sie berührt mich peinlich. Allmählich haben sich die Leute auch schon daran gewöhnt, alles als ganz natürlich zu empfinden und als selbstverständlich hinzunehmen, gerade wie ich selber. Der Begriff des Wohlthuns ist für beide Parteien vollständig verschwunden.“

Gottbold hatte ein paarmal den Kopf geschüttelt, — beinahe heftig. Jetzt sagte er: „Das kann ich von meinem Standpunkt aus nur bedauern, gnädiges Fräulein. Der Bedürftige sollte das Bewußtsein haben, daß man ihm Gutes erweist, und die Dankbarkeit dafür sollte ihn demüthig und fromm machen.“

„Sie würde ihn aber häufig im Gegentheil nur bitter und scheu machen, ihn nur knirschend oder garnicht das annehmen lassen, was er als „unverdiente“ Wohlthat empfinden müßte, und was ihn immer auf's Neue an seine „unverdiente“ Zurücksetzung, an sein Leerausgehen bei der Vertheilung der Güter dieser Welt mahnen würde. Und demüthig?“ Sie sah ihn erstaunt an, — „mit einem Kinderblick“, mußte er denken. „Warum denn? Demüthig muß es, glaub' ich, nur den Besizenden machen, wenn er sieht, mit wieviel Wenigerem der Andre sich begnügt — oft, ohne zu klagen, — und bedenkt, daß er selber das Seine doch nicht dem höheren Verdienst, sondern allein dem Zufall verdankt. Der Besitzlose hat zur Demuth am allerwenigsten Ursache, find' ich. Wir müssen uns alle Augenblicke schämen.“

Gottbold war wider seinen Willen roth geworden. Und

wider seinen Willen sagte er sich, daß dies Mädchen da eigentlich einen viel höheren Standpunkt einnehme, als er selber. Aber eben das machte ihn unruhig, heftig und verwirrt. „Eine Sophistin!“ dachte er, „wahrscheinlich von ihrem Vater mit Darwin, Schopenhauer und Gott weiß was für modernem Bildungsstram, aufgefüttert. Und fühlt sich nun so sicher und erhaben auf ihrer kalten Höhe gegenüber dem Hergebrachten, dem von aller Welt Geglaubten!“ Ein heißer Zorn gährte in ihm auf. „Es ist also nicht Mitleid, was Sie treibt?“ fragte er fast spöttisch.

Sie schüttelte in ihrer träumerischen Weise den Kopf. „Ich kann nur wiederholen, was ich vorher sagte: ein Naturtrieb, glaub' ich. Den mag man ja nun nennen, wie man will. Gut und böse sind Begriffe, die dem Natürlichen gegenüber gar nicht da sind, von Natur aus gar nicht existiren, sondern nur von den Menschen erfunden worden sind. Deshalb weiß ich auch gar nicht, ob Mitleid etwas Gutes ist. Vielleicht will man beim Wohlthun ja nur sich selber eine Befriedigung, ein Lustgefühl verschaffen, vielleicht nur das Gefühl der Unbehaglichkeit in sich todt machen, das der Reiche dem Armen gegenüber so oft empfindet, wenn er seine Armuth sieht. Dann käme alles auf blanken Egoismus heraus, und er hätte dem Armen, nicht aber dieser ihm zu danken. Sie sehen, wohin das führt. Mitleid? Vielleicht ist es ja das rechte Wort, denn weil man mit den Menschen, die uns gleich sind und doch nicht leben können, wie wir, leidet, fühlt man sich um seiner selbst willen gespornt, ihnen zu helfen. Ichsucht ist also auch dabei, darüber kommt man nicht fort. Und so nenn' ich's eben lieber einfach das Natürliche, das Instinctive, das Menschliche.“

„Und warum nennen Sie es nicht lieber das Göttliche, Fräulein Lehr?“

„Ist das nicht das Gleiche?“

Gotthold gab einen Laut des Unwillens von sich. „Ich vergaß, daß Sie keine Religion haben,“ sagte er dann bitter. Nun wandte sie ihm ihr Gesicht voll zu, während sie bis

dahin immer zu den spielenden Kindern hinübergeblückt hatte, und ein trauriger Ernst, der zugleich etwas Hoheitsvolles hatte, spiegelte sich in ihren merkwürdig dunklen Augen. „Wer sagt Ihnen das, Herr Pastor?“

„Man hat mir berichtet, daß Sie keine Christin sind, Fräulein Lehr.“

„Im Sinne der Kirche freilich nicht.“ Ihre sanfte Stimme schwoll langsam an. „Aber Christenthum und Kirchenthum sind ja nicht eins.“

„Das soll heißen, daß Sie an Christus glauben?“

„An den Menschen Christus, als an das edelste und erhabenste Vorbild reinsten, höchsten Menschenthums, — ja.“

Gotthold war überrascht. Er machte nachdenklich ein paar Schritte vor ihr hin und her, die Lippen aufeinandergepreßt, einen Sturm im Inneren. Hier war vielleicht eine Seele, die er noch retten konnte! „Und doch sind Sie nicht getauft auf seinen Namen!“ sagte er, vor ihr stehenbleibend, mit tiefem Schmerz. „Ihr Vater hat da eine schwere Verantwortung auf sich genommen.“

Sie lächelte. Ein beinahe verklärter Ausdruck trat in ihre Augen. „Nein, nein, mein Vater hat recht gethan. Unmündige Kinder ohne ihr Wissen und Wollen taufen d. h. einer bestimmten Konfession zuertheilen, ist eine Vergewaltigung. Dadurch übernimmt man eine Verantwortung, für die es gar keine Rechtfertigung giebt, denn heute verlangt das der Staat ja nicht mehr, — soweit vorgeschritten sind wir ja endlich.“

„Und warum ließen Sie sich nicht später taufen? Ihr Vater hat Sie auch dann daran gehindert!“

„Das würden Sie nicht argwöhnen, wenn Sie ihn kennen. Mein Vater läßt Jeden auf seine Façon selig werden, das ist ein großdenkender Mensch, wie es wenige giebt, — bei all seinen Wunderlichkeiten. Und so gut. Er hat mir den ausgiebigsten Religionsunterricht ertheilen lassen und mir, als ich reif genug war, selbständig denken und mich entscheiden zu können, freigestellt, ob ich einer bestimmten Religionsgesellschaft

beitreten wolle. Er hat mir sogar alle Vortheile klargemacht, die das mit sich bringen würde, wie die Welt nun einmal sei; wer seinen eignen Weg verfolge und nicht in den hergebrachten Geleisen mit fort trotte, sei immer allerlei Verdächtigungen ausgesetzt; für ein Mädchen sei es noch viel schwieriger, als für einen Mann, gegen den Strom zu schwimmen, und so fort. Ich habe aber nicht gewollt."

"Und warum haben Sie nicht gewollt?" Gotthold's Stimme bebte vor innerer Bewegung.

"Ich sagte mir, daß es einen inneren, zwingenden Grund für mich nicht geben könne, und daß äußere mich nicht bestimmen dürften. Vor allem konnte ich an die Dogmen keiner bestehenden Kirche glauben. In ihnen allen gab es etwas, wogegen mein Inneres sich auflehnte, und ich hätte heucheln und lügen müssen, wenn ich mich dazu bekannt hätte. Ich fühlte mich als Christin, aber ich stand allem Kirchenthum fremd gegenüber, — vielleicht gerade darum. Ich hörte den Schrei nach Erlösung von allem einschnürenden Dogmenzwang, der heute überall durch die ringende Menschheit gellt. Auch in meiner Seele zitterte er nach. Und ich habe meinem Vater gedankt, daß er mir den Kampf erspart hat mich erst freimachen zu müssen, — ich war ja frei."

Gotthold hatte sich auf der Rasenbank neben dem Mädchen niedergelassen, den Kopf gesenkt, tiefe Falten auf der Stirn. Das alles, was er da vernahm, klang ihm wie aus einer andren Welt, in die er noch niemals einen Blick gethan. Es machte ihm warm. Er trocknete sich die Stirn. Und die Jubelrufe der tanzenden Proletarierkinder hallten zu ihnen herüber, durch die sonnige Stille. Endlich sagte er, mit einem Zucken seiner Mundwinkel: „Wenn Sie wüßten, wie weh es thut, das alles mit anzuhören!“

Sie sah ihn erstaunt an. „Sie haben mich gefragt. Ich hätte es Ihnen wahrhaftig nicht aufgedrängt.“

„Nein, nein,“ sagte er abwehrend, „nicht darum. Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit. Aber sich sagen zu müssen, daß solche Geister und Herzen sich von der Kirche abwenden!

Und daß Ihr Wohlthun und Ihre Barmherzigkeit also nicht aus der Liebe zu unfrem Herrn und Heiland entstammen! Wenn Sie doch ahnen könnten, ein wie köstlicher Schatz das Gefühl der engsten Zusammengehörigkeit mit dem ist, der die Liebe selber ist! Was Sie entbehren, wenn Sie aus menschlicher Selbstüberhebung seiner enttrathen zu können glauben! Sie betrügen sich da, bloß weil Ihr Verstand eigenwillig ist, und weil es Sie reizt, abgefonderte Straßen zu wandern, um viel Herrliches und Seliges, Fräulein Lehr. Und ich bin fest überzeugt, es kostete Sie nur ein Kleines, es bedürfte nur eines erweckenden und erlösenden Worts, zur rechten Stunde, um Sie an Jesu Herz zu führen. In der Tiefe Ihrer Seele brennt ja eine unbefriedigte Sehnsucht, die nur in unfrem Heiland zu löschten ist!"

"Wer sagt Ihnen das, Herr Pastor Wenden?"

"Das fühle ich, das weiß ich. Ich glaube bestimmt, daß Ihnen in Ihrer Selbstsicherheit manches Mal recht bange ist, Fräulein Lehr. Daß Sie dann ein heißes Verlangen nach etwas spüren, woran Sie sich in Noth und Nengsten klammern möchten, als an einen festen und unzerreißbaren Halt, und wissen doch keinen Namen dafür und wissen es auch nicht zu finden und ahnen nicht, wollen nicht begreifen, wie nahe es Ihnen ist, und daß Sie bloß niederzufallen brauchen, um zu rufen: „Herr, Herr, nimm mich an!“ so besitzen Sie es schon als unverlierbares Eigenthum, denn der Herr ist unsäglich langmüthig und milde, und wer gläubigen Herzens zu ihm ruft, der ist schon erhört, wie lange er auch im Dunkel geirrt sein mag. Wieviel Trost und Frieden stoßen Sie von sich, Fräulein Lehr! Und doch können Sie nirgendwo Ersatz dafür finden. Nicht im Denken und nicht im Thun. Man muß glauben, um Ruhe zu finden, im Leben."

Sie schüttelte langsam den Kopf. „Und wenn man nicht glauben kann? Ruhe? Frieden? Die giebt doch wohl das Bewußtsein der Pflichterfüllung. Und wenn ein Rest von ungestillter Sehnsucht trotzdem in uns zurückbleibt —“ Sie stockte, ein glühendes Roth brach in ihren Schläfen auf, verwirrt

blickte sie zu Boden — „so ist das Menschenloos,“ ergänzte sie leise. Und wieder hoben ihre Augen sich mit ruhiger Klarheit zu ihm auf.

„Fräulein Lehr,“ sagte er bewegt, „haben Sie noch niemals die Menschen beneidet, die glauben können?“

„Und was würde es beweisen, wenn es so wäre, Herr Pastor? In diesem Glauben liegt doch nur das Eingeständniß menschlicher Schwachheit und Hilflosigkeit. Und die leugne ich ja gewiß nicht. Die Angst der Kreatur ist in uns Allen. Ich habe mich niemals gewundert und habe es niemals verdammt, wenn überzeugte Freidenker und Atheisten, nach einem langen Leben, auf ihrem letzten Krankenlager ihre Keßereien abgeschworen und in den Schooß der Kirche zurückkehrten, — nur traurig hat es mich immer gestimmt. Und bewiesen hat es mir wahrlich nichts, als was ich schon wußte: daß es ein erbärmlich Ding um das Menschenleben ist. So wenig wie ich die Ungläubigen verdamme, verdammt' ich die Gläubigen. Wir Alle müssen uns unseren Weg suchen. Aber ich kann mich nicht aus Angst und Feigheit zum Glauben zwingen, — zu einem andren, als er aus meinem innersten Denken und Fühlen entspringt, bloß weil die Kirche, die Menschen gegründet und eingerichtet haben, ihn fordert. — Ich denke, wir brechen hier ab, Herr Pastor. Ich muß meine Kleinen da nach Hause führen, wenn die Eltern bei guter Laune bleiben sollen. Wir haben uns auch wohl kaum mehr hierüber zu sagen.“

Er war mit ihr zugleich aufgestanden und sah sie halb traurig, halb bittend an. „Wir haben uns, glaub' ich, im Gegentheil, noch Vieles zu sagen, Fräulein Lehr. Aber es ist vielleicht gut, es auf eine andre Stunde zu verschieben. Ich scheid nicht mit der Ueberzeugung von Ihnen, daß zwischen uns das letzte Wort schon gesprochen ist. Ich hege vielmehr die andre, daß der Herr mir Kraft verleihen werde, eine irrende Seele, die, ohne es selbst zu wissen, nach ihm schreit, wie der Hirsch nach frischem Wasser, zu ihm zu führen. Unstre Wege werden sich eines Tages doch noch vereinigen, Fräulein Lehr,

das sagt mir eine innere Stimme mit aller Deutlichkeit. Auf Wiedersehn!"

Sie nahm die Hand, die er ihr reichte, aber mit ihren Augen und mit einem leisen Kopfschütteln verneinte sie gleichzeitig seine Worte. Nur sein „auf Wiedersehn!“ wiederholte auch sie. Dann ging sie, mit einem freundlichen Neigen ihres Kopfes, von ihm, klatschte in ihre Hände, um den tollenden Kindern drüben, die jetzt mit lang nachflatternden Haaren und glühenden Wangen „Verwechsel', verwechsel' das Bäumchen!“ spielten, das Zeichen zum Sammeln zu geben. Sofort gehorchten sie auch. In der nächsten Minute scharte sich der ganze Haufe um das junge Mädchen, sie strichen sich die Haare aus der Stirn und schwapten mit lachenden, erhitzten Gesichtern zu ihr empor. Helga that ein paar Fragen, streichelte ein paar heiße Wangen und mahnte dann zum Aufbruch. Mitten unter den plaudernden und lachenden Kindern, die sich sichtlich alle danach drängten, an ihrer Seite zu bleiben, trat sie den Heimweg an. Sie grüßte vorher noch einmal zu Gotthold hinüber, der auf der Platenbank sitzen geblieben war. An der Wegbiegung gab es einen Aufenthalt. Von links her war ein hochgewachsener Mann auf den Kinderschwarm gestoßen, und viele von den Mädchen streckten ihm grüßend die Hände entgegen, während er selber mit abgezogenem Hut vor Helga stehen blieb. Gotthold konnte das von blondem Vollbart umrahmte Gesicht des Mannes nur im Profil von hier aus gewahren, aber es schoß ihm sofort durch den Kopf: „Das ist Kurt Wellmann.“

Er mußte es in der That sein. Gestalt, Haltung und Kopfform waren ganz die des Jugendgenossen. So, ein klein wenig vornübergeneigt, mit dieser hohen Stirn, um die sich das in der Mitte gescheitelte, wellige Blondhaar legte, mit dem sinnend niederwärts gerichteten Blick der großen, lichtblauen Augen, hatte er ihn, wie oft, vor sich stehn sehn und seinen Ausführungen über theologische Streitfragen lauschen hören. Nur merkwürdig gealtert schien er zu sein. Die Schläfen waren eingesunken, auch die Brust etwas, und ein traurig-müder Zug prägte sich auf dem schönen, edelgeformten

Gesicht aus, das jetzt mehr, als je, an einen jener Christusköpfe alter, italienischer Meister erinnerte, die durch den Ausdruck rührenden Schmerzes ergreifen.

Die Unterhaltung zwischen Kurt Wellmann und Helga Lehr schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Die Kinder wurden schon ungeduldig, und Gotthold selber hatte plötzlich eine peinliche Empfindung, — er wußte nicht warum? Weshalb war Helga überhaupt schon von ihm gegangen? Gar so eilig schien sie es doch nicht zu haben. Und er hätte ihr noch so viel zu sagen gehabt. Das, was ihn getrieben hatte, sie anzureden, war überhaupt noch gar nicht zwischen ihnen zur Sprache gekommen. Von den Müzels hatte er mit ihr reden wollen und von so vielen andern Proletarierfamilien, in denen er ihrem Namen immer wieder und wieder begegnet war. Sie hätte ihm andere Aufschlüsse über alle diese Leute geben können, als die scheinheilige Pritze. Sie Beide hätten ja von Rechts wegen Bundesgenossen sein müssen. Und nun waren sie wie Gegner geschieden. Aber das letzte Wort war noch nicht zwischen ihnen gesprochen worden, — noch lange nicht. Wenn je eine Seele zu retten gewesen war, diese war es gewiß.

Endlich waren die Beiden da draußen zu Ende. Singend zog der Kinderschwarm davon, den Weg abwärts, der ihn in der nächsten Minute Gotthold's Blicken entzog. Nur Kurt Wellmann stand noch einen Moment lang und sah ihnen nach. Scharf hob sich seine hagere, hohe Gestalt vom abendlichen Frühlingshimmel ab, ohne sich zu regen.

„Kurt! Kurt Wellmann!“ Gotthold war aufgestanden, um dem Jugendfreunde entgegenzugehn.

Langsam drehte sich dieser um. Wie aus einem Traum erwachend, strich er sich über die Stirn hin und athmete tief. „Ach! Du — Sie sind es, Herr Pastor von Wenden.“ Es klang eher gleichgültig und müde, als spöttisch. Gotthold's vorgestreckte Hand ergriff er nicht. In seinen Augen lag etwas, als hätten sie sich noch immer nicht ganz in die Wirklichkeit zurückgefunden.

Gotthold fühlte sich wie eifrig angeweht. „Ich dachte,

wir könnten es einstweilen beim alten, brüderlichen „Du“ lassen, Kurt.“

„Das möcht' ich um Ihetwillen entschieden widerrathen, Herr Pastor von Wenden. Ich bin eine sehr anrühige Persönlichkeit geworden, und in Ihnen darf man ja wohl eine hohe, geistliche Zukunft begrüßen.“

„Du scheinst mich demnach für einen jener geschmeibigen Streber im Talar zu halten, die unsere gährende, wirre Zeit, nebst vielen anderen widrigen Ausgeburten, geschaffen hat. Es war sonst Deine Art nicht, ungehört zu urtheilen und ungeprüft zu verdammen, Kurt.“

Ein so ehrlicher Schmerz zitterte in seinen Worten, daß der Andre seine schroff ablehnende Haltung aufgab. Es kam etwas wie Glanz in seine trüb blickenden Augen. „Du hast Recht,“ sagte er nicht ohne innere Bewegung, „aber Du mußt bedenken, daß ich auf diese Begegnung lange vorbereitet war, und mit welchen Empfindungen ich ihr entgegensehn mußte! Und dann hieß es allgemein, Du seiest von Deinem Onkel nur hierher gerufen worden, um — nun, wie gesagt: ich war in Deinem Interesse von vornherein entschlossen, auf die Vergangenheit nicht zwischen uns zurückzukommen, sondern sie begraben sein zu lassen. Wenn Du es aber anders willst — Du kannst ja auch jede Stunde Dein Entgegenkommen widerrufen, ich wahrlich werd' es Dir nicht verdenken — hier ist meine Hand!“

Gotthold hielt die hagere, weiße Hand des Jugendfreundes eine Weile in der seinen. Er konnte vor dem Sturm, der sein Inneres durchbrauste, lange nicht sprechen. Endlich sagte er weich: „So also müssen wir uns wiedersehn, Kurt! Wer das damals gedacht hätte!“

Ein bitter-schmerzlicher Zug glitt um Kurt Wellmann's Lippen, während in seinen Augen ein immer hellerer Strahl aufglomm. „Ich preise die Vorsehung, die mich diesen Weg geführt hat, Gotthold Wenden,“ sagte er beinahe feierlich.

Sie waren schweigend eine Weile nebeneinander hergeschritten und hatten unwillkürlich auf die Rasenbank zugelenkt,

wo vorher Helga Lehr gefessen hatte. Gotthold wiegte leise seinen Kopf hin und her. „Wie das nur hat kommen können!“ sagte er in tiefen Gedanken.

„Und ich möchte Dich vielmehr fragen, Gotthold,“ fing Kurt an, und in seine leise, fast heisere Stimme kam plötzlich etwas Schwingendes und Metallisches, „wie es möglich ist, daß ein Jünger Jesu, der keine äußeren Vortheile erstrebt und das Seine nicht sucht, heute nicht unter die Sozialisten geht. Wenn das Wort des Evangeliums zur Wahrheit werden soll, so kann es nur geschehen dadurch, daß der sozialistische Staat errichtet wird auf Erden, das Reich Gottes, in dem alle Menschen Brüder sind, und nicht Herr noch Knecht mehr ist.“ Seine Stimme hatte jetzt einen schwärmerischen Klang angenommen, und auch seine Augen blickten wie die eines weltfernen Schwärmers. Seine Gestalt reckte sich noch höher auf. Gotthold betrachtete ihn mit einem fast scheuen Blick. „So bist Du also nicht von Gott abgefallen, Kurt?“

„Ja?“ Ein Blick voll milder Verklärung traf den Frager. „Ich diene ihm mit jedem Blutstropfen in mir. In seinem Namen predige ich, sein Wort will ich zur Wahrheit machen. Deshalb allein habe ich auf eigenen Vortheil verzichtet im Leben, habe der Gesellschaft, aus der ich hervorgegangen bin, den Krieg erklärt und der Menschen Feindschaft und Verachtung willig auf mich genommen. Wenn Gottes Stimme nicht machtvoll zu mir geredet hätte und jetzt weiter aus mir redete, wenn ich nicht ein schwaches Werkzeug allein in seiner Hand wäre, — wozu thäte ich, was ich thue? Ich könnte jetzt auch ein wohlbestallter Pfarrer sein, lieber Freund, hatte ja sogar hochmögende Konnexionen, wie Du weißt, — und mit Weib und Kind friedlich leben und meiner Gemeinde allsonntäglich über die betreffende Epistel der heiligen Schrift ein erbaulich Wort sagen, ohne mir oder ihr im Uebrigen viel Kopfzerbrechen zu machen. Nur daß ich mir dann wie ein Heuchler und fauler Knecht vorkommen müßte, während doch die Stimme des Herrn an mich ergangen ist: „Gehe hin in alle Welt und predige den Völkern!“ Deshalb giebt es für mich keinen Frieden und kein Rasten.“

Gotthold war auf's Höchste betroffen über die Tonart, die dieser verrufene Agitator da vor ihm anschlug. War das Schwärmerei oder Blasphemie? Sprach da überhaupt ein Mann zu ihm, der seiner gesunden Sinne Meister war? „Im Namen Jesu,“ sagte er langsam, mit schwer sich losringenden Worten, „predigst Du eine Lehre, die doch seinen Worten zuwiderläuft, daß Jedermann der Obrigkeit unterthan sein soll, die von Gott eingesezt ist?“

„Wer sagt Dir das?“ Kurts Auge flammte auf.

„Der Sozialismus ist doch wohl nichts andres, als der Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung.“

„Hat Jesus die damalige Gesellschaftsordnung nicht umgestürzt, als er die verachteten Zöllner den hoch angesehenen Pharisäern und Sadducäern vorzog? Als er schlichte Fischer zu seinen Jüngern erkor und ihnen das Amt übertrug, die Völker zu bekehren? Als er die Ehebrecherin begnadigte und sich von der schönen Duhlerin die Füße salben ließ? Beugte er sich vor den römischen Machthabern und ließ ab von seinem Werk, trotzdem er wußte, daß es gegen die Gesetze war und daß man ihn die ganze Schwere dieser Gesetze würde kosten lassen, wenn er beharrte? Handelte Luther anders als er? Wen willst Du denn mit solchen Phrasen schrecken? Alles Neue ist der Umsturz des Alten, alles Bessere der Umsturz des Guten. Ohne Umsturz kann es freilich nicht anders und nicht besser werden. In diesem Sinne war auch Jesus ein Revolutionär und jeder Reformator war es. Ich aber predige nichts, als was das neue Testament lehrt. Auf diesem Boden steh' ich, mit dieser Waffe kämpf' ich.“

„So war nach Deiner Anschauung denn Jesus Christus auch wohl ein Sozialist?“ fragte Gotthold nach einer kleinen Pause mit halbem Spott.

Der Andre hatte sich, wie müde, auf der Rasenbank niedergelassen und eine Weile den Kopf in die Arme gestützt. Seine Augen schauten wie in entlegene Weiten. Dann sagte er aufstehend: „Zweifelst Du daran? Der edelste und überzeugteste von Allen, die gelebt haben. Nicht der erste; denn auch die

Gracchen waren Sozialisten und viele Andre sind ihm vorausgegangen. Aber so in Flammenworte gekleidet hat Keiner das große Menschheitsevangelium, wie er, und Keiner hat nach seiner eignen Lehre gelebt, wie er. Das klingt Dir und Euch Allen seltsam, nicht wahr? Warum nicht gar absurd und gotteslästerlich? Und kann's doch jedes Kind fühlen und begreifen. Wenn Ihr nur einmal die Bibel lesen wolltet, statt sie immer zu erklären! Ihr legt hinein, was Euch gut dünkt, oder was große Denker vor Euch davon geschrieben haben. Du bist auch immer ein guter Bibelereget gewesen, Gotthold, aber daß die Bergpredigt ein ganzes, sozialistisches Programm enthält, das ist Dir nie aufgegangen, fürcht' ich. Mir ja auch lange Zeit nicht. Heute aber kann ich Dir nachweisen, daß ich nichts lehre, als was Jesus gelehrt hat, — Stelle auf Stelle in den Evangelien soll mich rechtfertigen. Und doch bin ich ein Feind Eurer Kirche geworden, und doch bin ich ein sozialdemokratischer Agitator."

Gotthold ging in steigender Bewegung vor ihm auf und nieder. Immer wieder schüttelte er den Kopf, immer wieder richteten seine Augen sich halb mit scheuem Forschen, halb mit traurigem Vorwurf auf den Sprecher. Endlich erwiderte er: „Ich sehe, daß Du kein Abtrünniger bist, wie ich fürchtete, sondern nur ein Irregeleiteter. Dein heißer Drang, den Unterdrückten zu helfen, und Dein Uebereifer haben Dich auf falsche Wege geführt, aber es sind keine Wege der Sünde. Der Herr wird Dich zur rechten Stunde umkehren heißen, und ich will für Dich zu ihm beten.“

Kurt Wellmann machte eine zornig abwehrende Armbewegung. „Nein, nein, täusche Dich nicht über mich! Ich brauche Eure Hilfe und Euer Gebet nicht. Du sagst, ich sei auf falschen Wegen? Und ich sage Dir: Ihr seid's! Ehe ich zu Euch zurückkehrte, würde ich meinem Gott abschwören. Was habt Ihr aus Christi Lehre gemacht?! Wenn er heute wiederkäme und es mit ansähe, er würde nicht glauben wollen, daß Ihr in seinem Namen predigt. Die Geißel würde er schwingen, um Euch aus seinem Tempel zu treiben, wie einst die Krämer

und Wechsler, oder sein Haupt verhüllen und bitterlich weinen, wie einst beim Gedanken an den nahen Untergang Jerusalems.“

„Es steht nicht alles gut in unsrer Kirche,“ sagte Gott-hold, finster zu Boden blickend, „warum sollt' ich das leugnen — und zumal vor Dir? Wir bedürfen dringend einer Reform an Haupt und Gliedern. Wenn sonst nichts, — die Tausende würden es uns lehren, die heute dieser Kirche entfremdet worden sind, ohne doch ihren Gott zu verleugnen. Wir Beide waren uns schon klar darüber, als wir zusammen über der Bibeleregetik saßen, Kurt, und wir schmiedeten damals unsre großen Pläne, wie wir die Abgefallenen wieder zurück-führen könnten. Damals waren wir einig darin, es könne nur geschehen, wenn wir das Wort der Schrift lauter und unverfälscht wieder in die Gemeinde hinaustrügen, es von allem menschlichem Beiwerk, dem Wust und Ballast, den Jahrhunderte darauf gehäuft, wieder reinigten, und einen Wandel im Sinne Christi lehrten und selber übten —“

„Nun?“ Kurt Wellmann lachte bitter auf. „Also — ? Wer ist also seinen Jugendidealen und seinem Jugendgelübniß treu geblieben, — Du oder ich?“

„Ich bin ein verordneter Diener der Kirche und habe mich ihren Satzungen zu beugen. Nur innerhalb der Kirche kann das Werk der Reform vollzogen werden und zur Kirche zurück führen wollen wir die Verirrten, nicht diesen festen Bau, auf dem unsre Gestirnung und unsre Kraft beruht, zerstören. Reinigen und läutern heißt nicht abbröckeln und untergraben. Das Wort Gottes, in seiner ganzen Strenge und Gewalt, wollen wir wiederherstellen, um mit seinen ehernen Posaunen-längen die Irrenden zu uns zurückzurufen, nicht die Zügel lockern und nicht diesem Wort, das unsre „feste Burg“ ist und das „sie sollen lassen stahn“, eine vieldeutig-verschwommene Auslegung geben. Wir wollen reformiren, ja, aber im Sinne der Strenggläubigkeit unsrer Altvorderen, nicht im Sinne der Freigeister und Rationalisten, wir wollen unerbittlich an dem Geoffenbarten festhalten und die Spreu vom Weizen sondern. Wer nicht für uns ist, soll wider uns sein, jeder Einzelne

wird sich entscheiden müssen. Die Zeit der Halbheiten und Unklarheiten ist vorüber. Dem Volke muß seine Religion wiedergegeben werden.“

Kurt nickte mit einem Ausdruck bitteren Hohns in den Zügen. „Immer der alte Irrwahn! Mit diesem Vogelfänger- ruf lockt Ihr heute keinen Simpel mehr in's Netz, mein Lieber. Ihr wollt Euer Entsetzen über das, was Ihr in der Welt vorgehn seht, und Eure Angst vor dem, was kommen kann und wird, dahinter verstecken, daß Ihr Euch in die alte Hochburg der strengsten Orthoborie zurückzieht. Das begreift sich. Ihr redet Euch selber ein, daß Ihr dort sicher wäret. Zuviel Freiheiten, zuviel Nachsicht, dünkt Euch, haben ja nur die zügellosen Zustände von heute, diese Gährung in der Tiefe herbeigeführt. Also zurück, also straffer die Zügel angezogen, also wieder hervor mit dem alten, patriarchalischen Regiment von ehemals! Immer der gleiche, verhängnißvolle Irrthum der Reaktion und des verblendeten Priestertthums, dem Ihr Vorschub leistet, weil Ihr dabei im Trüben fischen und die geknechteten Seelen wieder bequem gängeln zu können hofft. Umsonst! Zu spät, mein Lieber! Zieht Euch die Schlafmütze Eurer Strengegläubigkeit über die Ohren, rettet Euch hinter den Wall Eurer überlebten Satzungen und vernunftsteinschnürenden Formeln, — die Räder des vorwärts rollenden Wagens lassen sich nicht mehr zurückdrehn, die ungeheure Bewegung, die heute die ganze Kulturwelt durchbraust, wie ein jagender Sturmwind, könnt Ihr mit Euren Gebeten nicht mehr beschwören, mit Euren Ketten nicht mehr eindämmen. Ihr fürchtet, ihnen zu viel Freiheiten gewährt zu haben, den Tausenden, die ihre Menschenrechte begehren, und in Wahrheit habt Ihr ihnen zu wenig gewährt, — deshalb allein stemmen sie sich mit trotziger vorgeschobener Schulter gegen die Pforten ihrer Gefängnisse und wollen hinaus — hinaus. Und eines Tages werden sie sie einrennen. Daß Ihr das nicht begreift! Daß Ihr da noch mit Euren kleinen Palliativmittelchen aus den großväterlichen Apotheken kommt! Reißt die Thüren selber auf, und sie werden herausströmen und vor dem Gott, den Ihr ihnen als eiserne

Zuchtruthe predigt, in jauchzender Anbetung in die Kniee sinken.“

Er hatte sich bei seinen letzten Worten erhoben und die beiden Arme gegen die Sonne ausgestreckt, die drüben hinter den Hügeln zur Küste ging, einen verglühenden Goldbunst über die weite Stromebene breitend. Seine Wangen flammten, ein schier überirdischer Schimmer lag in seinen Augen. Eine Weile herrschte Schweigen. Gotthold konnte den Blick von diesem Manne nicht abwenden, den er einst geliebt und mit dem er sich eins gewußt hatte im Denken, Fühlen und Wollen, während jetzt Abgründe zwischen ihnen zu gähnen schienen. Wie der begeisterte Apostel einer menschheitbeglückenden Lehre sah er aus und war doch ein Führer von Aufrührern und Ungläubigen. Den schwärmerischen Anhang, den er bei den Enterbten gefunden hatte, begriff Gotthold freilich nun. Aber wie es so weit hatte kommen können, sagte er immer noch nicht. Da fing Kurt, als ob er seine Gedanken erriethe, plötzlich von selbst an: „Du fragst Dich, wie denn diese Erkenntniß vom Stand der Dinge und von dem einen, was Noth thut, eigentlich in mich gefahren sei, nicht wahr?“ Er setzte sich wieder, legte die Arme auf die Kniee und blickte vor sich nieder. „Als wir uns damals in Greifswald trennten, ging ich nach Berlin. Noch ein paar Briefe sind von dort aus zu Dir geflogen, dann verstummte ich. Solche Erlebnisse, wie ich sie damals hatte, solche Wandlungen des ganzen inneren Menschen kann man nicht in Briefen schildern. Und ich fühlte ja, daß ich mich mehr und mehr von Dir entfernte. Ich wohnte damals im äußersten Norden der Riesenstadt, mitten unter der arbeitenden Bevölkerung, unter den Riesenschloten der Fabriken. Ich lebte mit diesen Enterbten. Das hatten wir nie gethan, Gotthold, als wir in kindlicher Schwärmerei unsre menschenbeglückenden Zukunftsträume spannen. Eine neue Welt ging mir auf, eine Welt, in welcher der Haß und die Bitterkeit gährten, in welcher, unter tausend Qualen und Leiden, ein neues Menschheitsideal geboren werden sollte. Zum ersten Mal vernahm ich den Pulsschlag der Zeit, hörte ich das ruhelose Häm-

mern all' dieser Herzen, die sich nach einer lichterem Zukunft sehnten. Ich begann, ihre Kämpfe zu begreifen, wie ihre wilden Drohungen und ihr ungestümes Begehren. Ich fühlte ihr Blut, das Blut dieser Varias, plötzlich in meinen eignen Adern strömen. Und ich hörte das Evangelium verkünden von dem neuen Gott, der unsrer Zeit kommen sollte, sah alle diese trotzigem und verhärteten Gemüther sich vor ihm beugen, sah die Flamme des Göttlichen in ihren düstren, verwilberten Augen aufglänzen, und ich wußte, wohin mein Gott mich rief. Ich hörte den frenetischen Jubel, der in den von Tausenden besuchten Volksversammlungen die sozialdemokratischen Redner umbrauste, wenn sie von dem erlösenden Zukunftsprogramm sprachen, und wieder ging ich in den Dom und hörte den Hofprediger, der die Lehre von der christlichen Liebe für vereinbar hielt mit einem wüß entfesselten Bäckekampf gegen die Juden, von Christus predigen, und sah alle die schimmernden Uniformen und die edelsteinumblickten Damentoiletten, wie sie sich neigten und beugten vor diesem Verkündiger des Wortes Gottes auf Erden, und dann, gesättigt und befriedigt, wie nach einer Theaterpremiere, in ihren Equipagen nach Hause rollten, und die Darbenden an ihrem Wege weiter hungern ließen, froh, ihre Pflicht gegen Gott erfüllt zu haben, und nun an's Diner und an den Toilettenwechsel denken zu dürfen. Da faßte mich ein tiefer Ekel und eine heilige Empörung, Gott-hold. Und ich ging hin und schwor mich meinen hungernden Brüdern, mit den schwieligen Händen zu, um ihnen fortan zu dienen mit allen Kräften des Leibes und der Seele. Das ist die Geschichte meiner Bekehrung. Und ich sage Dir, Gott-hold, nicht verloren habe ich damals meinen Gott, sondern gefunden habe ich ihn."

Gott-hold hatte in wachsendem, seelischem Aufruhr zugehört, die Stirn in düstren Falten, die Lippen aufeinandergepreßt. Seine Augen hasteten am Boden, er konnte nicht sprechen.

„Gott-hold,“ sagte Kurt nach einer Weile leise. „Du bist noch nicht erweckt worden. Du solltest zu uns hinüber-

kommen. Du mit Deinem weichen Herzen und Deinem harten Willen, Du gehörtest zu uns, wie kein Andre. Da drüben in dieser obrigkeitlich approbirten Kirche, — was willst Du da? Wie kannst Du da hoffen, Deine Ideen zu verwirklichen und Dir selber genug zu thun? Sieh' sie Dir doch an, diese Kirche und ihre Diener! Der Eine schreibt gelehrte Bücher und hält schwungvolle Predigten, die alle Welt zu Thränen rühren; der Andre intrigirt gegen seine geliebten Amtsbrüder, äugelt nach einer fetteren Pfründe oder nach dem Hofe und mästet sich derweilen sein Bäuchlein; der Dritte hält fromme Konventikel ab, läßt sich von hysterischen Frauenzimmern verhimmeln und fängt Seelen in den vornehmen Salons; der Vierte steht an der Spitze eines Vereins zur Hebung der Sittlichkeit in den unteren Ständen, bewirbt sich um ein Landtagsmandat und buhlt um die Gunst hochmöglicher Herren, von denen er weiß, daß ihr Lebenswandel im Geheimen arg gegen das sechste Gebot verstößt, — und immer so fort. Wohin Du siehst: weltliche Begierden, Rabalen und Machenschaften, feiste Pfäfflein oder weltabgewandte Gelehrte, — aber wo findest Du einen Jünger Jesu, der heute noch nach seinen Geboten lebte und diese Gebote verkündete, unbekümmert um die Höchsten und Mächtigsten in dieser Welt? Wo sind sie, die lieber mit Böllnern und Sündern verkehrten, als mit den Schriftgelehrten und Pharisäern? Du bist zu gut für diese da, Gotthold, Du gehörst nicht zu ihnen. Wenn die Welt Dir nicht seit unsrer Trennung mit ihrem ecklen Staub all' die keimende Sehnsucht in der Seele erstickt hat, wo und wie willst Du Deine heilige Menschenliebe bethätigen, wenn nicht bei uns? Wirf das Lataientkleid ab, das sie Dir übergeworfen haben! Diene nicht ihnen, denn ihr Reich ist von dieser Welt, und sie wissen von Jesus nichts, sie haben sich ihren eigenen Jesus zurecht gemacht, wie er ihnen in ihre weltlichen Zwecke und Ziele paßte, — diene der großen Idee der Menschheitsverbrüderung, — komm' zu uns! Wie willst Du einer Kirche dienen, die nur noch das Zuchtmittel für die Armen und Unwissenden bieten soll, damit sie nicht gegen die Mächtigen und Bestehenden auf-

heulen? Tausendmal und in allen Tonarten hat man es ja verkündigt, daß die Religion das Volk zum Gehorsam, d. h. zum Dulden ihres Knechtthums zurückführen, daß sie der starke Wall gegen die Sozialdemokratie sein soll. Und einer solchen Kirche willst Du dienen, Dich unter diese Heuchler und Verblendeten mischen? Geh' in Dich, lehre um, Gotthold! Ich kenne Dich besser, als Du Dich selbst, Du bist längst in Deinem Herzen einer der Unfren. Es kostet Dich nur einen muthigen Entschluß und Du bist frei!"

Er stand jetzt, wie von seinen eignen Worten hingerissen, vor Gotthold, die hellen Tropfen auf seiner Stirn, die Augen glühend gegen ihn gerichtet. Der aber nahm seine Hand nicht, die sich ihm bot. „Du redest irre,“ sagte er hart und schroff. „Wie könnte ich einer Partei angehören, die den Aufruhr auf ihre Fahnen geschrieben hat und Gott verleugnet? Und wenn Du mit all' Deinen übertriebenen Anklagen, die auf die gehässigen Verläumdungen und Heterieen hinauslaufen, in denen Deine Partei so Großes leistet, wirklich Recht hättest, immer noch eher würde ich zu dieser mißleiteten und mißbrauchten Kirche schwören wollen, als zu denen, die wie Heiden dahingleben und von Christus nichts wissen. Dich möchte ich fragen, wie Du mich: wie kannst Du Dich unter diese da mischen? Du willst Christus dienen, besser und reiner, als die Kirche, und Du bist eines der Häupter dieser Horde von Ungläubigen? Du bist nichts als ein Fanatiker, den sein Uebereifer blind gemacht hat!“

Kurt's Mienen hatten sich zu einem schmerzlichen Lächeln verzogen. Er schüttelte den Kopf. „Du weißt nichts von uns. Ihr Alle wißt nichts von uns. Das ist ja das Traurige, daß Ihr Euch nicht einmal die Mühe nehmt, unsre Parteiprogramme zu lesen, die Bücher und Flugschriften unsrer Häupter und Stifter zu studiren. Wir sind Euch die Partei der Umstürzler und Gottlosen, vor denen Ihr drei Kreuze macht, gegen die Ihr Staat und Kirche aufrust und Euch, wie vieles Euch auch sonst scheidet, vereinigt als die große, gesellschaftserhaltende Ordnungspartei. Ihr kennt uns gar nicht, Ihr

wollt uns nicht kennen. Sonst wüßtet Ihr, daß wir nichts wollen, als was Jesus gewollt hat, daß die wirthschaftlich Schwachen an die Starken appelliren, um Hülfe und Recht, und daß im kommunistischen Staat die Freiheit herrschen wird, also auch die des Glaubens, daß die Religion da nicht zur staatlichen Einrichtung entwürdigt, sondern Herzenssache jedes Einzelnen sein wird. Es ist nicht wahr, daß wir die Gewalt wollen, und es ist nicht wahr, daß wir Atheisten sind. Jeder kann bei uns glauben, was er will. Und ich predige meinen Brüdern den lebendigen Jesus. Es ist wahr, daß sie Alle von der Kirche abgefallen sind, und es ist wahr, daß Viele von ihnen, aus Ekel vor dieser Kirche und ihrer Heuchelwirthschaft, überhaupt ihren Gott verloren haben. Deshalb eben bin ich zu ihnen gegangen, um ihnen Gott wieder nahe zu bringen. Ich werbe um ihre verlorenen Seelen. Aber freilich kennen wir keine Formeln und Sazungen, freilich wollen wir nicht Menschenherzen in starre Dogmen einzwängen, die von Menschen erfunden wurden, freilich giebt es bei uns keine besoldeten Priester, die für ihre fetten Pfründen die Pflicht haben, der andächtigen Gemeinde vorzusalbadern, wovon ihr Herz nichts weiß, und wonach ihre Handlungen sich nicht richten. Eine Kirche kennen wir nicht, aber wir wollen Gott dienen, Jeder in seiner Art. Und nie war ich mehr Christ, als da ich unter die Sozialdemokraten ging."

Gotthold hatte ein paarmal ungeduldig mit den Achseln gezuckt, jetzt stand er auf. „Ich sehe schon, wir kommen nicht zu Ende. Nicht heute und wahrscheinlich nie.“ Er ging mit gefenktem Kopf ein paar Schritte hin und wieder. „Ich finde Dich ganz anders, als man mir Dich geschildert hatte, — aber ich weiß nicht, ob ich glücklich darüber sein soll. So wie ich Dich finde, bist Du ein noch gefährlicherer Gegner, als wenn Du abtrünnig geworden wärest. Du bist ein Fanatiker und Du glaubst, einer guten Sache zu dienen, glaubst, unter dem Zeichen des Kreuzes zu kämpfen. Und dabei ein Staats- und Gesellschaftsfeind, ein Aufwiegler, der Macht über die Herzen hat! Du bist auf einem traurigen Irrweg, Kurt, und Du

siehst auch nicht aus wie Einer, der innerliche Befriedigung in dem findet, was er thut, — eher wie Einer, dem manchmal in der Stille selber graut, wenn er sich klar macht, wohin er gerathen ist, und was aus dem weiter werden wird, was er begonnen hat. Der Herr erleuchte Dich und lasse Dich umkehren, noch ehe es zu spät ist!" Er wollte grußlos gehn.

Aber Kurt's Stimme hielt ihn zurück. „Gotthold!“ Und als der Andre sich wandte, fragte er, ihm in ehrlicher Ergriffenheit in's Gesicht blickend: „Also Feinde, — unverföhnliche Feinde, Gotthold?“

„Ich sehe nichts andres,“ versetzte Gotthold dumpf, während seine Lippen leise zitterten.

„Und doch wollen wir Beide das Gleiche, Gotthold: unsren Brüdern helfen. Du willst es mit dem Wort, ich mit der That, — denn die Zeit dazu ist gekommen. Der Schrei nach Erlösung hallt durch die gährenden Massen, alle spüren wir, so gern sich ihrer Viele dagegen verschließen möchten, den machtvollen Obenzug einer hereinbrechenden neuen Zeit. Du glaubst an die Hülfe des Staats, der Kirche und der Gesellschaft, um sie heraufzuführen, ich weiß, daß alle drei morsch sind im Innersten, und daß wir auf sie nicht mehr bauen dürfen, daß bei ihnen gerade die Regenerirung anfangen muß. Du willst neuen Wein in die alten Schläuche füllen und neue Flicken auf die alten Kleider heften. Ich will der Anwalt der arbeitenden Klasse sein, und Du willst den Machthabern dienen, weil Du glaubst, daß nur sie helfen können, die Massen zum Neuen zu lenken, und weil Du glaubst, daß sie es auch wollen. Dein Wille ist gut, Gotthold, und ich begreife Dich. Dem Blut und der Erziehung nach gehörst Du zu denen, die sich nach der göttlichen Weltordnung, wie sie sie sich zurecht gemacht haben, berufen fühlen, über ihre Brüder zu herrschen. Du prüfst nicht erst, ob das mit Recht geschieht, Du nimmst es wie etwas Unumstößliches und Geheiligtetes hin. Und von hier aus willst Du den Nothleidenden Deine Arme hinstrecken. Die aber verlangen kein Erbarmen sondern ihr Recht, — ihr Menschenrecht. Und Du begreifst nicht, daß Dich die Macht-

haber nur als Werkzeug für ihr eignes Herrschgelißt mißbrauchen und daß ihnen die Religion, die Dir heilige Herzenssache ist, nur als Peitsche dient, die kläffende Meute im Zaum zu halten. Wenn Dir eines Tages die Augen darüber aufgehn werden, wirst auch Du einer der Unfren sein. Bis dahin — auf ehrliche Gegnerschaft! Wir Beide wollen thun, was wir müssen, Gotthold.“

Er reichte Gotthold die Hand, in welche dieser nach kurzem Zaudern die seine legte: „Das wollen wir, Kurt.“

Schweigend standen sie eine Weile so bei einander. Die Sonne war hinunter, kühl schauerte der Abendwind durch die Laubkronen des Walbrands. Ein leises Zittern überrann Kurt, das Gotthold, bis in die Fingerspitzen hinein, fühlte, die er hielt. „Ist Dir nicht wohl?“ fragte er, die Hand loslassend.

Kurt strich sich über die Stirn hin. „Meine Gesundheit ist nicht mehr die stärkste,“ sagte er, „ich habe mir in diesen letzten Jahren körperlich und seelisch etwas viel zugemuthet. Aber was kommt es auf das Leben des Einzelnen an, in dieser Kampfzeit? Laß uns jetzt gehn!“

Nebeneinander gingen sie langsam den Weg hinab, ohne ein Wort zu sprechen, Jeder in seine Gedanken versunken. Die Dämmerung war hereingebrochen, unter ihnen lagen die Willing'schen Werke, die, wie mit tausend glühenden Raubthier-Augen, zu ihnen herauffunkelten. Plötzlich blieb Kurt stehn: „Es ist besser, wenn wir uns hier trennen,“ sagte er, — „vor allem besser für Dich. Was sollten die Leute denken, wenn sie den neuen Seelsorger in Begleitung des „rothen Wellmann“ anträfen? Nur eine Frage noch: ist auch Deine Schwester Irma hier?“

Gotthold bejahte zerstreut. „Ich erinnere mich, daß Ihr Euch in Berlin kennen lerntet.“

„Ja,“ sagte Kurt, mit seltsamer Bekommenheit. Und nach einer Weile setzte er hinzu: „Die Bekanntschaft währte nicht lange. Ich mochte nach meinem Uebertritt zur Sozial-

demokratie nicht mehr in das Haus jener Familie kommen, bei der sie damals zum Besuch weilte. Es geht ihr gut?"

"Sie ist verändert gegen früher," erwiderte Gotthold zögernd. „Menschenscheu und pietistisch. Sie macht mir Sorgen. Ich will versuchen, sie hier für das Werk der inneren Mission zu interessieren, dem ich meine Kräfte weihen werde. Aber Du hast Recht, es ist besser, wenn wir hier auseinander gehn, Kurt. Ich sage nicht: Lebwohl! Ich sage: auf Wiedersehn!"

"Auf Wiedersehn denn!"

Sie schüttelten sich noch einmal die Hände und gingen auf verschiedenen Wegen abwärts.

VIII.

Gotthold saß jetzt die halben Nächte über den Büchern, die er sich hatte kommen lassen. Ganze Stöße von ihnen, Broschüren und Flugschriften, häuften sich auf seinem Arbeitstisch. Wenn Besucher zu ihm kamen, sorgte er aber immer dafür, daß sie keinen Blick auf die Titelblätter und Umschläge derselben werfen konnten, und wenn er sein Zimmer verließ, schloß er sie ein. Es war als ob er einen kostbaren Schatz hütete, oder als ob er Unberufene vor jeder Berührung mit giftigen Gegenständen schützen wolle, — auf das eine wie auf das andre konnte sein Verfahren deuten. Wenn er sich lange, nachdem es Mitternacht geschlagen hatte, von seiner Lektüre erhob, brannten jedesmal seine Schläfen und ein unruhiges Flackern war in seinen Augen. Lange fand er dann keinen Schlaf. Aber er mußte weiter. Mit dieser Selbstaufmunterung ging er jeden Abend wieder an die gleiche Aufgabe.

Es war ein Vorwurf Kurt Wellmann's gewesen, der ihn zu ihr gestachelt hatte. „Ihr kennt ja unsre Ziele und Absichten gar nicht, die ihr bekämpft!“ hatte der ihm damals zugerufen, und Gotthold hatte sich gestanden, daß er Recht habe. Noch am gleichen Abend hatte er umfangreiche Bestellungen gemacht, die ihm einen ganzen Haufen von sozialistischen Schriften in's Haus förderten. Zum ersten Male las Gotthold nun Lasalle, Marx, Bebel und viele Andre, die er bis dahin nur dem Namen nach, nur von Hörensagen, gekannt hatte. Er lernte mit wachsendem Erstaunen jetzt erst den

ganzen Umfang der sozialistischen Literatur kennen: alle diese Lehrbücher scharfsichtiger, vor keinem Ergebnis zurückschreckender Denker, welche den Finger so unerschrocken auf die eiternden Wunden der bestehenden Gesellschaftsordnung legten und mit ihrer Fadel in die Tiefen menschlicher Irrthümer und durch das Alter allein geheiligter, innerlich morscher Ueberlieferungen hinableuchteten; alle diese für den Volksgebrauch und für das Volksverständniß hergerichteten Leitfaden, welche die Ergebnisse der modernen Wissenschaft mundgerecht und populär machen sollten, immer in dem offenkundigen Bestreben, die Bibellehren und den Bibelglauben dadurch zu widerlegen und zu beseitigen; die zahllosen Flugschriften, welche das soziale und politische Zukunftsprogramm entwickelten, die Zeitschriften, Lieberbücher und Romane, die alle im Sinn und Geist dieses Programms verfaßt und redigirt waren und eine flammende Propaganda dafür machten. Von dem allen hatte Gotthold keine Ahnung gehabt, weder davon, wie weit diese Propaganda schon ging, noch von ihrer Beredsamkeit oder Verbissenheit. Viel schlimmer lagen die Dinge, als er — und sicher mit ihm die Mehrzahl aller Gebildeten — wußte, viel tiefer gefressen hatte sich der Wurm, der das Bestehende benagte und untergrub. Nicht fehlte es auch an gewollten oder ungewollten Entstellungen der wissenschaftlichen Thatsachen, die geschickt benutzt wurden gegen den Kapitalismus, gegen die Religion oder gegen den Gedanken der sittlichen Weltordnung zu Felde zu ziehen, Hypothesen wurden als feststehende Fakten behandelt und weitgehende Schlüsse daraus gezogen, die trefflich geeignet waren, ungeschulte Geister zu verwirren und die Gemüter mit abenteuerlichen Zukunftsideen zu erfüllen, sie aufzustacheln und zu verbittern. In soviel verschiedenen Kanälen der Strom dieser neuen Literatur auch auseinander floß, trüben und klaren, regelrecht angelegten und mit wilder Willkürlichkeit aufgerissenen, ein System war doch in ihnen allen erkennbar, das sie lenkte und beherrschte: jede einzelne Welle sollte ein Stück von dem festen Lande abspülen und davontragen, auf dem die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung sich angebaut hatte. Darauf-

hin zielten sie alle, diese dickeibigen Bücher und diese unscheinbaren Flugblätter, die gebundene und die ungebundene Rede, in ruhiger Sachlichkeit und in wilder Empörung, in äßen dem Wiß und in feiner Satire, cynisch und tändelnd, leidenschafts- heiß und fanatisch. Und Gotthold selber machte beim Lesen die ganze Skala dieser Empfindungen mit durch, er selber wurde zum stillen Nachdenken, zum Zorn, zum Mitleid, zu ehrlicher Zustimmung und zu heftigem Widerspruch dadurch gereizt, aber jedenfalls fast immer gefesselt und beschäftigt; selten nur, daß er sich angewidert fühlte oder entrüstet, hin und wieder auch lächelnd eines dieser Schriftstücke bei Seite legte.

Kurt Wellmann hatte Recht gehabt: es war eine neue Welt, die ihm aus alle dem aufstieg, eine, von der er so wenig etwas gewußt hatte, wie Alle Seinesgleichen, und die ihn mit Staunen, Furcht und Trauer erfüllte. Manches Vorurtheil in ihm war widerlegt, manche Anschauung geklärt, manche irrige Meinung berichtigt worden, aber was zurückblieb, zeigte ihm nur, wieviel mächtiger der Feind war, den es zu bekämpfen galt, als er gewöhnt hatte, und daß derer, die Christi Spuren zu folgen glaubten, wenn sie den neuen Staat der Brüder schaffen wollten, wie Kurt Wellmann, wenige waren. Zumeist sprühte ein trotziger Haß gegen die Bibel in den Schriften der Sozialdemokraten, und gerade darauf, daß sie den Glauben an ein besseres Jenseits verlachten und verwarfen, gründeten sie, mit ihren stürmischen Forderungen auf eine gerechtere Vertheilung der irdischen Güter und der irdischen Freuden, für deren Ausbleiben sie auf keinen dereinstigen Ersatz mehr hofften. Weiche, begeisterte, unklare Schwärmer, wie Kurt Wellmann, die auf dem Boden des Christenthums, wenn auch ohne Dogmen und Priester, den sozialistischen Zukunftsstaat aufrichten wollten, schienen selten zu sein, oder unter dem eisernen Druck der Zeit wurden sie allmählich doch verhärtet und auf andre Bahnen gelenkt. Immer herrschte die nüchterne Klarheit religionsloser, mit unbarmherziger Schärfe zu Wege gehender Denker vor, die den Staat der Zukunft, nicht wie eine Forderung des

Christenthums und der Menschlichkeit, sondern eher als das Ergebniß eines einfachen Rechenexempels hinstellten, auf das ohnehin die drohend erhobenen Fäuste von Millionen Proletariern, mit allem Nachdruck, hinviesen.

Und gerade das war's, was Gotthold's Widerstand am heftigsten weckte und die Empörung in ihm zu heller Lohe aufschlagen ließ. Eine Zukunft ohne Gott wollte man gründen, das irdische Wohlbehagen sollte der neue Gott sein. Das war's, woran er sich klammerte, um alle seine Bedenken, all' die geheimen Sympathien, die in ihm wider seinen Willen geweckt worden waren, zu ersticken und in das eine glühende Verlangen aufzulösen, mit aller Strenge und allem Eifer gegen die blindwüthenden Neuerer vorzugehen und sie zu Gott zurückzuführen. In diesem Verlangen allein fand er wieder Beruhigung vor allem, was aus seinem nächtlichen Studium in ihm aufgestiegen war und mit schlangenhafter Versuchung nach ihm züngelte. Je schwächer und zugänglicher er sich selber manchen Forderungen dieser Neuerer gegenüber fühlte, je verführerischer ihre Lockungen und phantastischen Zukunftsbilder sich in seine Seele einzuschmeicheln suchten, desto härter machte er sich gegen alles, was ihm da vor Augen trat, desto entschiedener wurde er in seinem Widerstande und seinem Kampfgelüft. Er versteckte seine Angst vor der fleghaften Kraft dieses Neuen und jede Regung eigner Hinneigung zu ihm, hinter einem fanatischen Belehrungsseifer und dem Entschluß, mit eiserner Energie die Giftpflanze dieser geheim wuchernden Revolution, mit all' ihren Wurzeln, auszureißen. Es war eine Art Selbstkasteiung, die er da vorhatte und an die er mit düstrier Entschiedenheit herantrat. Er fühlte, daß er straucheln werde, wenn er auch nur einen einzigen Schritt vorwärts that, — daß es da tausend geheime Fang-eisen gab, vor denen man sich nicht mehr hüten konnte. Also fest stehen bleiben oder zurückweichen! Wer dem Teufel den kleinen Finger reichete, der sah bald die ganze Hand von ihm ergriffen und fest gehalten. Nie hatte Gotthold so viel gebetet, als in diesen Tagen. Sein Gesicht war sahl geworden, und in seinen tiefstehenden Augen glomm ein düstres Feuer.

Manchmal vereinigte er sich mit Irma im Gebet, aber die Art ihres Betens stieß ihn immer wieder ab. Es war etwas Brünstiges darin, was er mit einem frommen Ergießen seines Inneren vor Gott nicht vereinbar fand. Schwül wehte es ihn daraus an. Fast erregte es den Anschein, als ob sie die Gestalt des Gekreuzigten, die in weißem Elfenbein auf schwarzem Ebenholzkreuz in halber Lebensgröße vor ihr an der Wand ragte, mit heißer Sinnenlust, während des Betens, umarmte. Sie weinte Thränen auf seine Füße nieder, ein krampfartiger Schauer durchrüttelte ihre ganze Gestalt, so daß ihre Zähne aufeinanderschlügen. Und immer waren ihre Gebete voll verhaltener Selbstanklagen, stürmisch und zärtlich zugleich, ein Gemisch von wollüstigem Sichzerfleischen und schwärmerischen Lockungen. Sie gab dem Heiland Worte, die auf ein weltliches Empfinden hindeuteten, das Gotthold verletzte, und das sich dann wieder in eine Art von Ekstase umsetzte. Wie in starrer Verklärung konnte sie stundenlang regungslos vor dem Kreuzifix auf ihren Knien liegen.

„Man könnte glauben, daß Du eine große Sünderin bist, Irma,“ sagte Gotthold eines Tages zu ihr. Da sah sie ihn unter ihren langen Wimpern herauf mit einem traurig-geheimnisvollen Blick an und nickte. „Ermangeln wir nicht Alle des Ruhms, den wir vor Gott haben sollten?“

Darauf verstummte er. Mit Bibelsprüchen, die sie immer zur Hand hatte, schlug sie ihn jedesmal. Sie wußte besser in der heiligen Schrift Bescheid, als er selber. Immer lag die alte Bibel mit den Messingbeschlägen, die sich schon vom Urgroßvater her in der Familie fortgeerbt hatte, aufgeschlagen auf ihrem Tische. Aber es verdroß Gotthold, daß er so oft das „Hohelied Salomonis“ fand, wenn er sich überzeugen wollte, was Irma las. Und dann sagte sie ihm einmal, sie könne sich ganz gut in den Katholizismus hineinendenken, sie würde am liebsten in's Kloster gehn, da allein sei Frieden. Und als er sie zornig fragte, was sie denn bei diesem Antichristenthum anziehen könne, erwiderte sie mit großen starren, gleichsam geistesabwesenden Augen: „Die Selbstkasteiung“.

Vergeblich versuchte er, sie für die Thätigkeit der inneren Mission zu interessiren, die ihm selber am Herzen lag. Sie sollte an den Wohlthätigkeitsvereinen theilnehmen, sollte sich der Krankenpflege widmen, sollte die Oberaufsicht über die verwahrlosten Proletariatkinder führen, die in den schulfreien Stunden, während des Fernseins der in den Fabriken beschäftigten Eltern, so leicht auf Abwege geriethen und für die Gotthold besondrer Handarbeits-Kurse und Spielschulen einrichten wollte. Unermüdblich war er für diese Ideen thätig. Aber Irma lehnte jede Betheiligung daran, überhaupt jedes Hinaustrreten in die Oeffentlichkeit, beharrlich ab, und alle seine Vorstellungen, daß man für seinen Heiland nur durch werththätige Liebe zeugen könne, nicht allein durch Gebet und „selbsteigene Pein“, blieben erfolglos. Irma setzte dem allen entgegen, daß sie mit sich allein genug zu thun habe, um ein wahres Kind Gottes aus sich zu machen, und war kaum einmal zu bewegen, auch nur das Haus zu verlassen. Vergeblich versuchte auch die Willing'sche Familie, sie zu sich heranzuziehen und für ihre Wohlfahrtsbestrebungen zu erwärmen. Irma blieb unzugänglich. „Ich habe zu beten,“ blieb ihre Ausrede, allen Vorschlägen gegenüber.

Hin und wieder beschlich Gotthold, unter solchen Verhältnissen, der Wunsch, Helga Lehr wiederzusehn. Er mußte oft an sie denken. In ihrer ruhigen Klarheit und warmen Hilfsbereitschaft hätte sie seine willkommene Genossin an Stelle seiner Schwester, die ihn im Stiche ließ, sein können, wenn sie Beide auf gleichem Boden gestanden hätten. So freilich gab es keine Gemeinschaft zwischen ihnen, sie waren Gegner, und Gotthold machte vor sich selber kein Hehl daraus, daß er, mit seinen Bestrebungen im Arbeiterviertel, Helga Lehr entgegen wirken wolle, daß es ihm darauf ankam, ihren Einfluß zu brechen, und daß gerade diese Aufgabe seinen Eifer noch besonders spornte. Die „Heidin“ sollte sich nicht lange mehr rühmen dürfen, Werke der Barmherzigkeit zu üben, durch welche sie die Frommen im Lande beschämte und in den Schatten stellte. Er wollte sie verdrängen, er fühlte, daß er es müsse,

aber eine peinvolle Empfindung wich nicht dabei aus seinem Inneren. Warum konnten sie nicht alle Brüder und Schwestern sein, wenn es galt, den Brüdern und Schwestern zu helfen!

Dazu mußte er sich gestehn, daß er im Arbeiterviertel sich mühsam jeden Schritt vorwärts zu erkämpfen hatte und doch kaum weiter drang. Seit man dort erfahren hatte, daß er der Nefte des Kommerzienraths von Willing und selber ein Baron sei, war das Mißtrauen gegen ihn eher noch im Wachsen. Trotz all' seines guten Willens, zu helfen, stieß er, durch seine entschiedene Forderung, daß man sich die Hülfe von Gott erbeten müsse, und daß sie nur ein Gnabengeschenk sei, das dem Würdigen zu Theil werde, vielfach ab. Er sagte sich selber, daß er wohl nicht die rechte Art habe, mit diesen Enterbten umzugehen, und das stimmte ihn oft traurig und verzagt. Der rohe Hohn, mit dem man ihm Widerstand leistete, verletzete ihn tief. Wie oft, wenn er sich voller Erbarmen und in ehrlicher Hülsbereitschaft nahte, wies man ihm die Thür! Selbst die Anschuldigung, daß er nur als „Spion“ komme, mußte er sich gefallen lassen. „Wir brauchen Sie nicht, wir wollen nichts von Ihnen!“ das blieb der Refrain, der ihm aus allen diesen Proletarienhäusern entgegen scholl.

Eines Tages ging Gotthold zu Pastor Gadebusch. In seiner Niedergeschlagenheit wollte er von diesem sich Rath holen, wie man mit den Armen umgehen müsse, die der Hülfe so bedürftig waren und sich doch nicht helfen lassen mochten. Der verbe Alte mußte den Ton ganz anders zu treffen wissen, in dem diese Leute angesprochen sein wollten. Selbst Willing hatte gesagt, daß er noch am ehesten der rechte Mann für sie sei.

Gadebusch war sichtlich erstaunt, als Gotthold zu ihm kam. „Hätt' ich mir nicht träumen lassen,“ sagte er in seiner behaglich-offenen Art, „war fest überzeugt, der Herr Konfrater würde mit mir schlechtem Christen und lässigen Werkzeug der Kirche, nichts mehr zu thun haben wollen, wohl gar beim hohen Konfistorium ein hochnothpeinlich Inquisitionsverfahren

beantragen. Sind ja jetzt wieder riesig in Mode gekommen, die modernen Kezergerichte, — zur höheren Ehre Gottes und zur Genugthuung für alle kirchenfeindlichen Elemente und Sozialdemokraten. Hab' mich schon lange gewundert, daß sich noch kein Denunziant gefunden hat, und man mich ungeschoren läßt. Ein Blatt vor den Mund nehm' ich doch nicht gerade. Na, also: es freut mich. Womit kann ich Ihnen dienen?"

Als Gotthold sein Anliegen vorgebracht hatte, lachte der Alte breit-gemächlich vor sich hin. „Beten ist nicht helfen, Herr Konfrater! Da liegt die ganze Erklärung. Und den Leuten das Sterben leicht machen ist wichtiger, als sie, mit allerlei Ballast von Reue und Buße, für die lange Reise beschweren, die sie antreten müssen, — das ist Nummer Zwei. Aber das Einfachste ist, Sie begleiten mich jetzt einmal auf ein paar Gängen, da sehen Sie, wie ich's mache, und können sich selber Ihr Urtheil bilden. Die Hauptsache bleibt übrigens, den Humor nicht zu verlieren.“

Gotthold hatte gerade das gewünscht, was Gadebusch ihm vorschlug, und war sofort zum Mitgehen bereit. Nur bat er, ganz unbeteiligt bleiben zu dürfen und bloß den stummen Zuhörer zu spielen. „Hätt' ich mir auch ausbitten wollen!“ sagte Gadebusch, nach seinem Schlapphut langend, „in's Handwerk pfuschen laß' ich mir nicht.“

Unterwegs kamen sie auf Meinert zu sprechen. „Ja, das ist so eine Geschichte mit dem guten Michael,“ sagte Gadebusch, seinen derben Knotenstock auf's Pflaster stoßend. „Der setzt nun sein ganzes Sein an dies Buch und, wenn er das höchste Lebensalter erreicht, das die Bibel Einem konzeibirt, wird er immer noch nicht bis zu den Propheten in seiner Bibelvertheidigung vorgebrungen sein. Und darüber zerrinnt ihm das Leben nun wie Wasser zwischen den Fingern, und er sieht und hört nichts von allem, was um ihn her vorgeht.“

„Wenn er nach seiner heiligen Ueberzeugung damit der Wahrheit am besten dienen zu können glaubt —“ wandte Gotthold achselzuckend ein.

„Wahrheit! Wahrheit!“ brummte Gadebusch. „Die erste

Wahrheit ist doch wohl jedenfalls die, daß wir uns und den Unfren leben sollen. Ja, ja, ja, er meint es gut, er ist der beste Mensch unter der Sonne. Er vergißt bloß, daß er graue Haare hat und daß unser Leben siebzig Jahre währt. Solch' ein Riesenwerk anzufangen! Und im Grunde will er ja nichts damit, als sich selbst Gewissensruhe verschaffen und seine Tochter glücklich machen, — das ist das Tragikomische dabei. Denn die wird selber schon graue Haare haben, wenn den guten Michael der Alte mit der Sense von seinem Torso abrufft.“

„Um seine Tochter glücklich zu machen?“ fragte Gotthold erstaunt.

„Ja, so, Sie wissen das nicht. Magdalene liebt einen jungen Doktor der Naturwissenschaften, der der Bibel sehr skeptisch gegenüber steht, einen Häckelianer, sozusagen. Das zieht sich nun schon wer weiß wie lange? hin. Denn der gute Michael hat natürlich „nein“ und wieder „nein“ sagen müssen, so sehr ihm das Herz auch dabei bluten mag. Und nun schreibt er sein großes Werk, um nachzuweisen, daß man ein moderner Naturwissenschaftler und doch dabei ein bibelgläubiger Christ sein kann. Begreifen Sie? Und wenn er das nachgewiesen hat, — so in hundert bis zweihundert Jahren, — dann können die Beiden sich ja, ohne Anstoß zu erregen, heirathen. Und darauf hin lieft dieser Mann nun alle naturwissenschaftlichen Werke, vor denen er am liebsten drei Kreuze machen würde, mit wahrer Todesverachtung durch und stürzt sich in die gewagteste Bibeleregese, um Schwarz und Weiß gleich zu machen. Jetzt ist er unter andrem schon soweit gebiehn, daß er das Licht, das nach der biblischen Schöpfungsgeschichte ja vor der Sonne da ist, als ein dem Nordlicht ähnelndes elektrisches Urlicht erklärt, das durch die, bei der Bildung der einzelnen Weltkörper aus ihrem gasförmigen Urzustand entstehende Reibung erzeugt wurde, und daß dieser gasförmige Urstoff selbst, die Bewegung und das Leben in ihm, eben von einem Schöpfer herrühren sollen, den die Wissenschaft mit all ihren Forschungsergebnissen demnach noch lange nicht

überflüssig gemacht habe. Ja, er will zugestehn, daß der Staub, aus dem Gott der Herr den Menschen geschaffen, ebenso gut ein Affe wie ein Lehmklöß gewesen sein könne, da das Wunder in beiden Fällen ganz das gleiche bleibe. Kurz und gut: Die vielen ungelösten Räthsel, vor denen die Wissenschaft Halt machen muß, dienen ihm dazu, den biblischen Gott zu retten, und Schritt vor Schritt tastet er sich so vorwärts. Er vergißt bloß, daß man am Ende aller Enden doch sprechen würde: Die Lücken der Wissenschaft sind uns noch lange kein Beweis für die Wahrheit der Bibel, die ja Menschenwerk ist; beweisen läßt sich hier nichts, hier heißt's einfach glauben oder nicht glauben. Aber lassen wir ihm seinen Trost und seine Hoffnung! Nicht den Humor d'rüber verlieren! Hier sind wir!"

Sie hatten das Haus „hinter'm Thurm" erreicht und traten ein, um in halber Dunkelheit die ausgetretenen Stufen einer gewundenen Steintreppe in die Höhe zu klimmen, die sie auf einen feuchten Innenhof führte, den sie durchqueren mußten, um drüben abermals in einen dunklen Treppengang hineinzutauschen. An den Fenstern, die aus den grauen altersverwitterten, von Nässe triefenden Mauern auf den Hof schauten, blickten hie und da blasse Gesichter neugierig zu ihnen herab. Drüben in dem verwinkelten Hinterhause kam ein Schutzmann, säbelklirrend, die schlüpfrigen Stufen herabgepoltert. Er unterbrach sich mitten in einem Fluch, als er Gadebusch erkannte.

„Das ist hier 'ne Zucht, Herr Pastor," sagte er die Hand am Helm, „man ist wie verrathen und verkauft in dem vermaledeiten Käfig, mit all' seinen Durchgängen, Treppen und Winkeln. Nie 'n Mensch zu finden. Man weiß garnicht wer hier alles d'rinsteckt und was da alles passiert. Die führen Einen rein an der Nase 'rum."

„Was ist denn schon wieder los, Berger?" fragte Gadebusch, stehenbleibend.

„Den Gelbde'schen Jungen such' ich, der hat wieder 'mal Wachshölzchen verkauft, ohne Gewerbeschein, und dann möcht' ich die alte Uhren festnehmen, denn da ist hundert gegen eins

zu wetten, daß die gestern die Kartoffeln, bei Bluhms, im Keller, genommen hat. Aber da pfeif' 'mal Einer den Halunken nach! Das klebt alles zusammen, wie die Feldkletten, wenn 'ne Schußmannsuniform sich sehn läßt. Und wie die Mäuse sind sie gleich in ihren Löchern."

"Na, Berger," sagte Gadebusch in seiner gemüthlichen Breite, "wenn's weiter nichts ist — wissen Sie, die würd' ich laufen lassen, — alle Zwei. Armes Volk, — was da! Gelegenheit macht Diebe. So 'n bischen stibitzen wir doch alle 'mal. Und nu gar der Bengel! Na, davon wird der Staat doch nicht fett, wenn so 'was Gewerbesteuer bezahlt, Berger. Wenn man solch' einen Dreikäsehoch einbringt, damit legt man keine Ehre ein. Damit würd' ich meine Zeit gar nicht verträdeln. Inzwischen tanzen die wirklichen Spitzbuben der hohen Polizei auf der Nase 'rum."

Der Schußmann lachte. "Na, wenn Sie meinen, Herr Pastor —"

"Natürlich mein' ich." Und er klopfte dem Behelmteten wohlwollend auf die Schulter.

"Wenn ich das aber weiter erzählen wollt', Herr Pastor, daß Sie sagen, wir stibitzen wohl alle 'mal —"

"Sagen Sie das nur weiter, Berger! Schön ist's ja nicht, aber wahr bleibt's deshalb doch. Auf Wiedersehn, lieber Berger." Und er stapfte die Treppen weiter herauf, während der Schußmann lachend seinen Weg abwärts fortsetzte. Gott-holt hatte kein Wort gesprochen.

Oben blieb Gadebusch verschmausend stehn. "Jetzt denken Sie bei sich, lieber Konfrater," sagte er, "wenn das die Tonart des alten Gadebusch ist, die mach' ich nicht nach. Sünden und Gesetzesübertretungen entschuldigen, einen Beamten von seiner Pflicht abspänstig machen, allerlei Spitzbubengefindelei Vorstübchen leisten, — Teufel noch einmal, nein, ich danke. Wenn man bloß da durch populär wird, — lieber nicht. Na, hab' ich's errathen?"

"Ungefähr, ja — allerdings. Ich bin zum Wenigsten erstaunt —"

„Der alte Gadebusch,“ sagte der Pastor, vortretend.

Die Kranke hatte ihre Lider ein wenig aufgeschlagen. Die beiden Hände auf ihr Herz gepreßt, das man jetzt unter dem leichten Nachtleide, von dem die Decke sich etwas zurückgeschoben hatte, deutlich zucken und sich krampfen sah, lächelte sie müde. Der schmerzlich-angstvolle Zug um ihre Mundwinkel verlor sich dabei. „Das ist gut,“ murmelte sie, „das ist gut.“ Und sie streckte ihm eine von ihren Händen entgegen.

Gadebusch ergriff sie, sich auf dem Rohrstuhl niederlassend, wo vorher der Doktor gesessen hatte. Sie verschwand ganz zwischen seinen großen Fingern. Ob er denn nun nicht mit ihr beten wird? dachte Gotthold, der sich reglos im Hintergrund hielt.

„War nicht Doktor Lehr hier?“ fragte die Kranke, nach Athem ringend.

„Freilich, freilich. Ist aber schon wieder fort. Sie wissen ja, Tildchen, den will man überall haben, müßte sich zerreißen, wenn er's Allen recht machen wollte. Und hier ist er ja jetzt nicht nöthig. „Nur hübsch weiter die Tropfen geben,“ hat er mir gesagt —“ Und der Sprecher ergriff die Medizinflasche, um in einen Löffel die Tropfen einzuzählen, — „acht, neun, zehn — so! — dann ist alles gemacht.“ Und „es steht ja so leidlich“, hat er gesagt, „daß ich hier zum Ueberfluß wäre. Heut Abend wird's schon ganz gut sein.“ So! Bravo. Ich bin bloß 'mal, auf dem Wege zur Gelbte, hier vorbeigekommen und hab' ein bißchen hereinschaun wollen. So! Liegen Sie nur ganz still, Tildchen. Soll ich Ihnen noch ein zweites Kissen unter'n Rücken legen? So, nicht wahr? Und nun will ich Ihnen 'mal 'was von der Medewalben erzählen, — eine urspassige Geschichte, wissen Sie. Denken Sie sich also bloß an, daß diese alte Haut —“

Gotthold hatte eben Miene gemacht, sich leise davonzuschleichen, weil er sich nun genugsam davon überzeugt hatte, daß von Gadebusch nichts für ihn zu lernen sei, und sich selber kaum mehr begriff, daß er dies auch nur einen Augen-

Blid hatte glauben können, als die Kranke des Pastors Erzählung unterbrach und in heißem Flüstertone sagte: „Ach, Herr Pastor, ich kann heut nicht zuhören. Ich — mir ist wieder so sehr angst heute — ich denke immer — ich möchte so gern, — lieber, lieber Herr Pastor —“

„Was möchten Sie denn, Tildchen?“

„Ich — solange es noch Zeit wäre — wenn ich nun wirklich meine Mutter dort drüben nicht wiedersehen könnte, weil ich protestantisch bin — ach, mein Gott, ich möchte mich doch vielleicht lieber noch auf meinem Sterbebett deshalb umtaufen lassen, Herr Pastor — vielleicht ist es ja 'ne große Sünde, aber — Sie — Sie würden mir nicht zu böse sein, Herr Pastor, nicht wahr?“

„Ich?“ Gadebusch fuhr sich wieder, mit einer seiner stereotypen Handbewegungen, über die Augen hin. „Na, was das angeht — mich kennen Sie ja wohl, Tildchen. Und ich habe Ihnen schon so oft gesagt, daß es nach meiner Ueberszeugung gar keinen extra evangelischen und extra katholischen Himmel giebt, sondern bloß einen allgemeinen, für alle guten Menschen, und daß man da oben keinen Religionsunterschied kennt. Aber wenn es Sie beruhigt, liebes Fräulein Tildchen, — warum denn nicht? Wir wollen doch gleich den Pfarrer Hegeler rufen lassen.“

Die Kranke hatte wieder Gadebusch's Hand ergriffen, und er mußte ihr von dem starken Wein, der auf dem Tische neben ihm stand, erst einen Eßlöffel voll einflößen, ehe sie wieder zu Athem kam und sprechen konnte. „Ja, Sie sind gut,“ murmelte sie dann, „und ich möcht's Ihnen ja auch nicht gern anthun, Herr Pastor, und ich bin immer selber eine gute Protestantin gewesen. Aber die Döring hat mir das nun 'mal in den Kopf gesetzt und hat mir da allerlei Schriften zugesteckt — Seitdem ist mir wieder so angst, Herr Pastor. Denn wenn man sein ganzes Leben lang keine Mutter gehabt hat und soll nun nachher im Himmel auch keine haben — nicht wahr? Und die Döring sagt, die Loose's hätten mich bloß adoptirt, damit sie dem lieben Gott eine katholische Seele wegkapern

könnten, das hätt' denen ganz ähnlich gesehn. Denn mein Vater, den ich ja nie gekannt hab' und von dem ich so gar nichts weiß, wär' auch Katholik gewesen, und wenn ich nun eine Ketzerin bliebe, wozu mich die Loose's doch damals als Kind bloß gemacht hätten, ohne mich selber zu fragen —“

„Sprechen Sie nicht so viel, Tildchen,“ unterbrach sie Gadebusch, ihren Arm leise streichelnd. „Es strengt Sie an, und ich weiß ja das alles schon. Die Döring ist 'ne richtige alte Tratsche, die 'was Besseres thun könnte, als 'ne arme, kranke Person mit albernem Schnickschnad zu ängstigen und Ihnen verstorbenen Adoptiveltern, die gute und brave Leute waren, Gemeinheiten nachzureben. Wenn die unter meiner Zucht stände, die wollt' ich klein kriegen! Pfarrer Hegeler ist viel zu nachsichtig mit diesem fanatischen Gesindel. Der Mann hat überhaupt bloß die eine Schwäche, daß er zu gut und zu sanft ist, für diese Welt. Ich will d'rauf wetten, daß er Ihnen nie mit einem Worte zugeredet hat, katholisch zu werden, Tildchen, obgleich das eigentlich seines Amtes gewesen wäre, und seine kirchlichen Oberen mit ihm gar nicht zufrieden wären, wenn sie wüßten, daß er sich eine Seele beinahe hätt' entgehen lassen, die so leicht zu fangen war.“

Die Kranke hatte gelächelt. Ein müdes, rührendes Lächeln war's, das ihre Lippen umspielte. „Der und mir zureben!“ flüsterte sie träumerisch; „abgeredet hat er mir, wenn ich je d'rauf zu sprechen kam. Ganz so wie Sie, spricht er. Und am liebsten spricht er überhaupt garnicht davon. Aber warum ist er zu mir gekommen? Warum ist er so gut zu mir? Ich versteh' das alles garnicht, Herr Pastor.“

„Nun, er hat doch Ihre verstorbene Mutter gekannt, Tildchen. Die war sein Beichtkind, wie Sie wissen. Und da er Sie nun zufällig hier entdeckt hat —“

„Ja, ja.“ Die Kranke blickte immer noch sinnend vor sich hin. „Aber ich versteh' doch so Vieles nicht. Warum will er mich denn nicht belehren? Und warum sagt er mir nie 'was von meinem Vater?“

„Er hält alle Belehrung, wenn sie nicht aus Gewissens-

drang geschieht, wohl für Unrecht. Und von Ihrem Vater wird er auch nichts wissen.“

„Warum sagt er denn immer, wenn ich nach meinem Vater frage, das wäre ein großer Sünder, und ich sollte für ihn beten?“

„Nun, da Ihr Vater ja Ihre Mutter nicht geheirathet hat, als sie ein Kind von ihm unter'm Herzen trug, sondern sie im Stiche ließ —“

„Ja, ja. Aber man müßte doch wissen, warum er das gethan hat, Herr Pastor. Und dann — warum hat mir Pfarrer Hegeler denn immer Geld aufbrängen wollen, damit ich nicht die ganzen Tage an der Nähmaschine sitzen müßte? Es giebt doch katholische Arme auch genug bei uns und viel Armere, als ich bin. Und seine Zeit, die doch gewiß kostbar ist, hat er so oft bei mir hier in der armseligen Dachstube verbracht und ist immer so mild und lieb zu mir gewesen, — Herr Pastor, meinen Sie, daß es eine Sünde ist?“

„Was denn eigentlich, Tildchen?“

„Ich habe mir manchmal gedacht, daß er mich sehr lieb hat, der Pfarrer Hegeler.“ Sie lächelte mit einer Art von wehmüthiger Koletterie.

„Aber natürlich hat er Sie lieb, Tildchen. Alle Welt hat Sie lieb.“

„Nein, nein, das mein' ich nicht —“ Sie schloß jetzt die Augen wieder ganz und lächelte wie verklärt. „Nicht so, wie Doktor Lehr oder Sie oder die Gelbcke und die Andren. Nein, nein. Ganz anders. Wenn er nicht ein katholischer Priester wäre — oder ist es Sünde, das zu denken, Herr Pastor?“

„Glaub's nicht. Priester sind eben sozusagen auch Menschen.“

„Nicht wahr? Und wenn er hier immer bei mir gegessen hat — Sie glauben garnicht, wie gut er dann war, Herr Pastor! Und was hatte er schließlich an mir? Ein unwissendes Nähmädchen und immer krank — Und belehren wollt' er mich ja nicht — warum er wohl so ein unglücklicher Mensch ist, der Pfarrer Hegeler, Herr Pastor?“

„Ist er das denn?“

„Aber das sieht man ihm ja doch an, Herr Pastor. Immer so traurig und gedrückt. Und so schüchtern, als müßt' er jeden Menschen um Verzeihung bitten. Die Katholischen sind doch sonst ganz anders. Nein, nein, er muß 'was haben, 'was ganz Besondres —“

„Er wird halt den Humor d'rüber verloren haben,“ sagte Gadebusch, — „über diesem miserablen Leben, mein' ich. Das kommt vor. Davor muß man sich sehr in Acht nehmen.“ Und er reichte der Kranken wieder einen Schluck Wein.

Eine kleine Weile lag sie jetzt ganz ruhig da, und man konnte glauben, das Weiterarbeiten der einmal angeregten Gedanken, unter der durchsichtig weißen Haut ihrer Stirn und in den vibrierenden Muskeln ihres Gesichts, zu beobachten. Dann wurde ihr Athemholen plötzlich wieder beängstigter, das träumerisch-müde Lächeln verzerrte sich zu einem schmerzvollen Zug, ihre Hautfarbe wurde bläulich, und das Herz, auf das sie die beiden Hände presste, zuckte und zitterte. Die Kranke warf sich ein paarmal unruhig hin und her, helle Tropfen perlten auf ihrer Stirn, ein Ausdruck unsäglicher Angst prägte sich in ihren Zügen aus.

„Gott, mein Gott,“ stieß sie aus, während alle Augenblicke ein Frostschauer sie überlief, unter dem ihre Zähne aufeinanderstießen, „ich muß sterben — ich muß sterben — so jung noch und habe so garnichts vom Leben gehabt — sterben — meine Mutter! — Ich möchte zu meiner Mutter — ah, — Pastor, Pastor Gadebusch, — rufen Sie — bitte — rufen Sie Pfarrer Hegeler — ich — ich will —“

Gadebusch hatte seinen Arm ihr unter den Kopf gelegt, um sie zu stützen, zugleich bemüht, ihr mit der andren Hand die Tropfen an den Mund zu führen, die er gleich beim ersten Anzeichen eines neuen, heftigen Anfalls bereit gemacht hatte. Nun rief er halblaut: „Pastor Wenden — Herr Konfrater!“

Er schien nicht sicher darüber zu sein, ob Gotthold, der inzwischen keinen Laut von sich gegeben hatte, überhaupt noch im Zimmer sei. Aber dieser stand schon neben ihm, durch

den ergreifenden Auftritt unwillkürlich näher herangezogen. Seine Wienen drückten Schreck, Mitleid und Hilfsbereitschaft aus. „Was kann ich thun?“ raunte er Gadebusch zu, selbst ganz blaß im Gesicht.

„Laufen Sie schnell zu Pfarrer Hegeler und bringen Sie ihn her! Matthäigasse, gleich neben der katholischen Kirche. Wenn er hört, daß Tildchen Loose — Was haben Sie denn?“

Gotthold hatte eine instinktiv abwehrende Bewegung gemacht. „Herr Amtsbruder, dies Verlangen einem evangelischen Geistlichen gegenüber — Wenn hier womöglich gar eine Konversion auf dem Sterbebett beabsichtigt wäre, und ich sollte die Hand dazu —“

Gadebusch, immer die, sich in qualvollen Krämpfen windende Kranke im Arm, hatte ihm einen Blick zugeworfen, vor dem er mitten im Satz abbrach. Einen zweiten Blick warf der Alte dann auf das angstverzerrte Gesicht des jungen Mädchens, das zwischen dem abgebrochenen Stöhnen und Wehzen, das sich ihren Zähnen entrang, immer wieder hervorzustößen bemüht war: „Pfarrer Hegeler — Pfarrer Hegeler —“ Und endlich murmelte er: „Wenn Sie es mit Ihrem Gewissen vereinigen können, hier noch einen Augenblick zu zaubern, Herr Pastor von Wenden —“

Den Nachsatz: — „so wird der liebe Gott Ihnen hoffentlich 'mal 'ne Extralabine im Himmel für Ihre Mildherzigkeit und Menschenliebe einräumen!“ hörte Gotthold nicht mehr. Er war hastig aus dem Zimmer gestürzt und die Treppen hinabgeeil.

Unten kam ihm noch eine Sekunde lang der Gedanke, einen Andren zu dem Priester zu schicken, aber er unterdrückte ihn wieder. Was ein evangelischer Geistlicher einem Andren heißen konnte, konnt' er auch selber thun. Und besser sogar, es erfahren nicht zu Viele von dem, was hier geschah, ja, vielleicht konnte er selber den katholischen Priester, der keiner von den energischen und fanatischen zu sein schien, noch bestimmen, einem Verlangen jener Sterbenden nach der Konversion, nicht mehr nachzugeben. Es war wie eine Rechtfertigung.

tigung vor sich selber, daß er sich dies Letztere sagte, während er der Matthäistraße zueilte. Das war's, das machte seine Handlungsweise notwendig.

Er war so rasch gegangen, daß er einen Moment Athem schöpfen mußte, ehe er die steilen Holztreppe in dem Hause der Matthäistraße hinanstieg. Oben wurde er ohne Weiteres in das Arbeitszimmer des Priesters geführt, das sehr dürftig ausgestattet war und, als einzigen Schmuck, die Kopie eines herrlichen, Guido Reni'schen Christuskopfes aufwies, während es sonst von Bücherregalen im buchstäblichen Sinne überfüllt war. In der nächsten Minute trat der Pfarrer Benedikt Hegeler durch eine Seitenthür ein, schwächlich, gebeugt, demüthig, eine fast mitleidheischende Erscheinung, mit seinen leisen, raschen, wiegenden Schritten. Nur die Augen in dem grauen, schmalen Gesicht zeugten von Leben und Thatkraft.

Gotthold nannte seinen Namen und sein Anliegen. Der Priester hatte sich zuerst nur linksch verbeugt, dann, als der Name der Kranken genannt wurde, verfärbte er sich, machte eine fingernde Bewegung durch die Luft, und nun stammelte er nichts, als: „Sehen wir!“ Gleichzeitig griff er nach seinem Hut, der auf einem Bücherstapel an der Erde lag. Er fragte nichts weiter, sondern ging stumm neben Gotthold die Treppe hinab.

Dieser fing aber, um die Zeit nicht unnütz verstreichen zu lassen, unten sofort an: „Dies junge Mädchen hegt den Wunsch, noch auf ihrem Sterbebett ihre Religion zu verändern, Herr Pfarrer, — keineswegs aus Ueberzeugung, sondern weil ihr irgend eine fanatische Person in den Kopf gesetzt hat, sie würde sonst ihre Mutter im Himmel nicht wiedersehen, — also aus Angst, aus einer fixen Idee, — und sie ist viel zu leidend, um irgendwelche Klarheit über ihren bedeutungsvollen Schritt zu besitzen — Ich weiß nicht, wie Sie über diesen Fall denken, Herr Pfarrer.“

Hegeler ging, die Augen am Boden, mit hängender Schulter, neben dem Sprecher her. „Wenn sie will,“ murmelte er, — „wenn sie darauf besteht — Ich habe ihr nie zugeredet — im Gegentheil — Aber meine Kirche befiehlt mir —“

„Würden Sie einen Religionswechsel unter solchen Umständen nicht für eine Sünde halten, Herr Pfarrer?“ unterbrach Gotthold ihn rauh.

Der Priester seufzte leicht. „Wenn es ihr einen Trost gewährte,“ murmelte er in der vorigen, scheuen, ungeschlüssigen Art, während er weiterhastete, sichtlich bemüht, nur endlich an's Ziel zu kommen.

„Wäre es nicht ein viel besserer Trost, wenn Sie ihr klar machten, daß es Gott am wohlgefälligsten sei, sich und seiner Religion, bis zum letzten Athemzug, treu zu bleiben, Herr Pfarrer?“ Ein überlegener Spott machte sich plötzlich in Gotthold's Worten geltend.

Hegeler antwortete nicht gleich. Erst nach einer Weile sagte er, wie aus tiefem Sinnen auffahrend: „Wenn die Protestanten und die Katholiken in den gleichen Himmel kommen, Herr Pastor, so kann der Uebertritt wohl keine Sünde sein. Und wenn sie in verschiedene Himmel kommen, so läßt sich's begreifen, glaub' ich, daß dies arme, junge Mädchen dorthin kommen möchte, wo ihre Mutter weilt. Wie gesagt; ich habe ihr stets von einer Konversion abgeredet, — obgleich ich das nach den Vorschriften meiner Kirche wahrlich nicht geburft hätte, sondern ein schlechter Priester gewesen bin, — aber wenn sie jetzt will, — wie sollt' ich mich da noch weigern?“

Gotthold hatte einen knirschenden Laut von sich gegeben. „Sie sind also doch auf den Seelensfang aus!“ stieß er hervor.

„Nein, nein, ach nein,“ murmelte Hegeler mit einem wehmüthigen Lächeln um die Lippen, „im Gegentheil — nein, Herr. Ich hab' immer einen Schauer, wenn ich lese, wie sich die Protestanten und die Katholiken in den Zeitungen gegenseitig sozusagen ihre Verlustlisten aufrechnen, die sich aus den Witschehen und Konversionen ergeben. Ich kann mir nicht denken, daß dem Himmel damit gebient ist. Ich —“ seine Stimme wurde so leise, daß Gotthold seine Worte kaum mehr verstand, „ich habe nicht mehr als eine einzige Belehrung in meinem Leben zu Wege gebracht.“ Und, als Gotthold nicht gleich etwas hierauf entgegnete, setzte er, als thäte ihm dies

Bekentniß, das ihm entfahren war, schon wieder leid, hinzu: „Die Mutter dieses jungen Mädchens starb an der Geburt desselben. Und kein Mensch wußte, daß sie katholisch war. Da haben die Pflegeeltern, die sie zu sich nahmen, — arme Leute und die Mutter war auch im Elend gestorben, im selben Hause mit ihnen, — sie evangelisch taufen lassen, weil sie selber evangelische Christen waren. Sonst — es ist also nur ein Zufall gewesen, sozusagen und eigentlich kein Raub an der evangelischen Kirche, wenn nun —“

Gotthold zuckte ungeduldig mit den Schultern. „Es handelt sich doch einzig und allein darum, wo man die Wahrheit sieht, Herr Pfarrer!“

Eine kleine Weile hörte er nichts, als das rasche Athemholen des neben ihm Wandernden, das beinahe wie ein Seufzer klang. Dann hatten sie das Haus „hinter'm Thurm“ erreicht, und während sie eintraten, sagte der Priester mit seiner leisen, scheuen Stimme: „Ja, freilich, freilich, wenn man das nur immer wüßte —“ und er hastete leuchtend die Treppen hinauf.

Zögernd schritt Gotthold hinterdrein. Auf einem der Gänge hörten sie Geschrei. Eine haarumgobbelte Person, in schlampigen Unterröcken, kam ihnen entgegengeläufen. „Hochwürden — Hochwürden — sie stirbt und der Reher ist bei ihr — Herr Gott im Himmel, Sie sind zu spät gekommen! Das hat er mit Willen gethan, mit Willen hat er Sie nicht eher rufen lassen —“

„Still!“ Der kleine, schüchterne Mann in der Soutane hatte sich plötzlich hoch aufgerect und die Hand gebieterisch gegen das leisende und jammernde Weib ausgestreckt. Gotthold kannte ihn nicht wieder, seine Augen flammten.

„Ich verbiete Ihnen solche frechen Reden, Frau Döring. Entweihen sie den Frieden eines Sterbehauses nicht! Platz da! Still, sag' ich.“

Die Person hatte noch einmal anfangen wollen, zu lamentiren, aber seine letzten Worte verschlossen ihr den Mund. Verschüchtert kroch sie in sich zusammen und wollte jetzt dem Priester die Hand küssen, aber er litt es nicht, stieß sie un-

sanft und ging rasch weiter. Als er die Thür der Dachstube öffnen wollte, erschien von drinnen Pastor Gadebusch auf der Schwelle. Er sah sehr ernst und bewegt aus und legte den Finger auf die Lippen.

„Es ist vorüber,“ sagte er leise. „Kommen Sie, Pfarrer Hegeler, Sie sollen die Sterbegebete über ihr sprechen.“

Der kleine Priester war heftig zusammengezuckt. Einen Augenblick lang sah es aus, als würde er haltlos gegen die Wand taumeln, die nicht weißer und kalkiger war, als sein Gesicht. Dann schwanke er vorwärts, streckte Gadebusch seine beiden zitternden Hände entgegen und ließ sich so von ihm in das Sterbegemach ziehn. Während die Thür sich hinter den Beiden schloß, hörte man das jähe Aufschluchzen des Priesters, der in die Kniee gesunken wäre, wenn Gadebusch ihn nicht gehalten hätte.

Gotthold zögerte ein paar Sekunden vor der geschlossenen Thür, dann wandte er sich langsam, um die Treppen wieder hinabzusteigen. Welchen Theil hatte er an dieser Todten und welch' Recht, dem Schmerzausbruch dieses Priesters beizuwohnen? Seine Seele war voll widerstreitender Empfindungen. Warum kam ihm von nirgendsher Klarheit und Erleuchtung? Warum wollten sich immer nur neue Zweifel in sein Herz senken?

Auf all' den dunklen Gängen dieses verwinkelten Hauses ging ein Flüstern hin und her, während er sie durchschritt. Die Thüren standen überall auf, Gestalten huschten hin und her. Ueberall steckte man die Köpfe zusammen und deutete nach oben. Die Nachricht vom Tode der jungen Näherin hatte sich offenbar mit Blitzeseile durch das ganze Haus verbreitet. Und im Vorbeigehn hörte Gotthold, in einer der Gruppen, eine tiefe, etwas heifere Bassstimme sagen: „Ach, dat is nu, wie't is. Ob der eene Pfaff ihr insagnet oder der andre, dabran kehrt sich der liebe Gott jarnich, der macht doch, wat er will. Da hätt' er scheene viel zu dhun, wenn er uff dat allens heeren wollte, wat der Gene und wat der Andre von ihm verlangt. Nee, is nich, da wär' ja jarnich

'rauszufinden, der weeiß schon selber, wat recht is, da brauchst er keenen Pastor zu, der ihm dat Klarmacht."

Gottbold beschleunigte seine Schritte, um das Freie zu gewinnen. Er war aber noch nicht weit gekommen, als Pastor Gadebusch hinter ihm d'reingestapft kam. „Ich hab' ihn allein d'rin gelassen," sagte er, „ich glaube, das wird ihm das Liebste sein. Und ich selber will nur gleich gehn, um das Nöthigste zu besorgen. Zu weiteren Armen-Besuchen komm' ich heut nicht mehr. Ein andermal, wenn Sie wollen." Er blieb einen Augenblick, wie in Gedanken versunken, stehen. „Armes Ding!" murmelte er, den Kopf gesenkt. „Aber sie ist nun doch still eingeschlafen und ihr ist wohl."

Eine Zeitlang stand er schweigend, in seinen Augenwinkeln suchte es. „Das ist ein merkwürdiger Priester," sagte Gottbold.

Gadebusch nickte. „Er ist eben mehr als ein Priester. Er ist ein Mensch." Und er wandte sich, grüßte mit der Hand und ging.

IX.

Die Brißte kam, um Gotthold zu bitten, er möchte doch endlich einmal wieder zur Mützel gehn, die arme Person sehne sich so nach seinem geistlichen Zuspruch. Der Lude sei nicht zu Hause. Seit die Kiele angefangen hätte, fromm zu werden, wäre er ganz rabbiat, tränke mehr, als je, und triebe sich mit lieberlichen Frauenzimmern umher, Gott mochte wissen, wo? Die Kiele aber, der es in diesen letzten Tagen ordentlich ein bißchen besser gehe, wollte um jeden Preis den Herrn Pastor sehn, und sie, die Brißte, habe natürlich alles stehn und liegen lassen, obgleich sie's ja wahrhaftig nicht dazu hatte, um hierher zu laufen. Wenn der Herr Pastor also nur irgend Zeit hatte —

Gotthold war sofort bereit. Er hatte zwar seine Bibelstunde abzuhalten, aber der Gang zu einer Kranken, die nach ihm verlangte, ging vor. Irma sollte die Leute eine halbe Stunde warten lassen und, wenn er dann noch nicht da war, bis zum nächsten Mal verträsten und fortschicken. Er ging gleich mit der Brißte aus dem Hause. „Und sie ist wirklich fromm geworden?“ fragte er unterwegs, in frohem Erstaunen.

Ohne Zweifel. Die Brißte wußte Wunderdinge von dieser „Erweckung“ zu erzählen, wobei sie durchblicken ließ, daß ihr selber nicht gerade der kleinste Antheil daran gebührte. Aber der Herr Pastor hatte natürlich den ersten Anstoß dazu gegeben. Die Kiele war plötzlich in sich gegangen und betete jetzt den ganzen Tag. Sie sah nun ein, was alles für Sünden sie beschwerten, und daß sie für die Andren, die ja in ihren

Lastern förmlich verklamen, mitbeten mußte. Und nun ging es ja aufwärts mit ihr, und sie wollte sogar nächstens das Abendmahl nehmen, wonach man ja so häufig wieder ganz gesund wurde. Sie hätte am liebsten auch die Kinder taufen lassen, aber das würde ja wohl ein solches Halloß geben, daß man nicht wissen konnte, ob der rohe Mensch, der Lube, sie nicht in seiner Betrunktheit todtschlag vor Wuth. Neulich hatte sie ihm einmal gesagt, er möchte sie doch noch jetzt, auf ihrem Sterbebette, heiraten, davon hätte er keine Mühe und keine Kosten mehr, und dann könnte sie doch als ehrliche Frau sterben. Aber da war er außer sich gerathen und hatte geschrien, das hätt' ihr bloß der verdammte Pfaff in's Ohr gesetzt, und er dächte gar nicht d'ran, ihm den Gefallen zu thun, er wäre ein Sozialdemokrat und schwärmte für die freie Liebe, und was so dergleichen mehr war; übrigens hätt' er auch gar nicht Lust, als Wittwer zurückzubleiben, denn dann müßt' er Gott weiß wie lange warten, bis er wieder heiraten könne. Ob solche Gemeinheit wohl auszubenten war? Heut war sie, die Brißke, ihm begegnet, als er aus dem Hause getorkelt war, und da hatte er ihr die Faust gezeigt und ihr zugeschrien, die Nieze hätt' ihn 'mal wieder aus'm Haus gebetet, und sie sollten sich Alle in Acht nehmen, sonst gäb's noch ein Unglück. Die Brißke meinte, von Rechts wegen sollte man den Lube von der Polizei festnehmen lassen.

Unter diesem Geschwätz hatten sie das Haus im Flußviertel erreicht. Der Barbier Bödow, der breitbeinig in der Thür desselben stand und sein Metallbeden ausschlug, ließ einen langgezogenen Pfiff durch die Zähne hören, als er ihnen, mit einem ironischen Gruß, an sich vorbei, den Weg frei gab. „Was das hier plötzlich nach Weihrauch riecht!“ sagte er mit der Nase in der Luft schnuppernd, hinter ihnen her, „es wird Einem ganz flau zu Muth dabei.“

„Auch 'n gemeiner Mensch,“ murmelte die Brißke verächtlich.

Sie mußten durch das Zimmer der Nieze, die noch fest im Bett lag und leise schnarchte, trotzdem es um die dritte

Nachmittagsstunde war. All' ihre Sachen lagen durch's Zimmer verstreut, darunter ein lichtblaues Hemd. Die Fluth ihres rothblonden Haars hing ihr über das Gesicht und den bloßen Arm herab.

„Na, die mag wieder schön 'was angegeben haben,“ sagte die Brizke halblaut, mit einem gewissen neidisch-lüsterne Schielblick auf die Schlafende. „Es ist doch 'n Skandal. Und daß man hier immer durch muß! Wenn man das Mädchen doch hier man rausbringen könnte! Vielleicht wär' sie noch zu retten.“

Gotthold hatte den Blick gar nicht aufgehoben, aber er nickte nachdenklich. Daß ihm das auch nicht eher eingefallen war! Natürlich, die Brizke hatte ja Recht. Dieser Verlorenen gegenüber hatte er seine Seelsorgerpflicht bisher nicht erfüllt, er hatte sich gar nicht um sie gekümmert. Und doch konnte er hier am ehesten vielleicht ein Werk der Barmherzigkeit üben. Nur der Widerwille, den er doch keinem Kranken, keinem von noch so ekelhaften Gebrechen Befallenen, in Schmutz und Elend Verkommenen gegenüber empfand, hatte ihn von diesem Mädchen zurückgehalten. Das durfte nicht sein.

Mit diesem Gedanken trat er an das Krankenbett der Schwindkräftigen, die ihn mit einem halben Jubelschrei empfing. Sie hatte brennende Flecken auf den hageren Backen und ihr Athem ging rasch und unregelmäßig. In ihren Augen war ein eigenthümlicher Glanz. Aber nur ein sehr oberflächlicher oder unkundiger Beobachter hätte daraus auf eine Besserung ihres Zustandes schließen können. Etwas ängstlich Suchendes war in ihren Blicken. Auf der Bettdecke lagen ein altes Gesangbuch mit abgegriffenem Deckel und ein neues Testament, das noch nicht lange in ihrem Besitz sein konnte. Auf dem Fenstertritt saß, wie immer, der Alte mit seinen erloschenen Augen und dem bloßen Ausdruck in seinem Gesicht. Er sah gar nicht auf, als Gotthold und die Brizke eintraten, sondern hämmerte mit der zitterigen Schwielenhand auf die Sohle los, die er zwischen die Kniee geklemmt hatte, den Pechdraht zwischen den Zähnen. Von den Kindern lag das eine

im zweiten Bett der Stube neben der Kranken und wimmerte hin und wieder im Halbschlaf, während das andre auf der Küchenschwelle hockte und mit großen, verwunderten Augen zu Gotthold aufstarrte. Die Luft war heute hier in der Kellerwohnung noch muffiger und drückender, nach dicker von allerlei Dünsten erfüllt, als sonst.

Gotthold wollte vor allem eine der Fensterluten aufstoßen, aber die Brißle machte ihn darauf aufmerksam, daß das unthunlich sei, weil bei dem trockenen Wetter auf der noch ungepflasterten Straße jeder Vorbeigehende einen Staub aufwirbele, der gerade zu der Kranken hereinschlage und für diese, wie Doktor Lehr gesagt habe, so schädlich sei, wie nichts andres; übrigens könnte der Alte auch die Luft nicht vertragen, und man könne von draußen dann die ganze Stube übersehn und die Kinder auf der Gasse trieben allerlei Unfug; es mußte also schon alles so bleiben, wie es war.

„Und weshalb lassen Sie sich nicht lieber in's Krankenhause aufnehmen?“ fragte Gotthold. „Hier ist eine rechte Pflege für Sie doch kaum möglich. In dieser Luft hier kann ja kaum ein Gesunder athmen.“

Aber die Kranke machte erschrocken abwehrende Handbewegungen. „In's Krankenhaus.“

„Haben Sie wirklich auch die thörichte Angst davor, wie die Andren? Ich verspreche Ihnen, daß Sie gut dort aufgenommen werden sollen.“

„Ach nein, ach nein, Herr Pastor. Wenn das auch so wär' — aber ich möcht' ja doch um kein Geld hier 'raus. Sehen Sie 'mal: die Kinder, Herr Pastor — das kleine da hat's ja nu noch zu allem auch mit 'n Fieber gekriegt, und der Doktor sagt, kein Mensch kann wissen, was da noch wird. Und dann den Lude mit der Wieze hier allein lassen — ne, ne, das hielt' ich ja gar nicht aus, — ne davon lassen Sie uns man gar nicht reden, Herr Pastor.“

Gotthold ging ein paar Augenblicke in dem Raume hin und wieder. Ja, so ging es. Die Wieze mußte fort von hier. Und nebenan mußte dann das Krankenzimmer herge-

richtet werden. Er ließ sich auf dem Stuhl neben dem Bett nieder. „Sie fühlen sich besser?“ fragte er. Er mußte an Pastor Gadebusch denken. Der hätte jetzt nicht so gefragt, sondern der Kranken auf den Kopf zugesagt, es gehe ihr gut, und hätte womöglich angefangen, ihr heitre Geschichten zu erzählen, um sie zu zerstreuen. Nein, er konnte das nicht, er empfand das als sündhaft.

Die Kranke erzählte, daß sie sich viel freier fühle, seit sie „erweckt“ worden sei. Das Beten thäte ihr so gut. Nur habe sie jetzt die Angst gepackt, daß sie doch wohl viel zu viel Sünden begangen habe, um noch in Gnaden aufgenommen zu werden. Und dann das Schlimmste: der Lude ließ sich ja nicht bekehren, im Gegentheil: seit sie betete, wurde er immer wüster. Und überhaupt: ihre Sünden dauerten ja fort, weil er sie nicht heirathen und die Kinder nicht ehrlich machen wollte. Wie sollte denn das also werden? Der liebe Gott konnte doch da kein Auge zubrücken. Und schließlich: wenn sie sich dachte, der liebe Gott wollte sie zu sich in den Himmel nehmen, aber der Lude käme nicht herein, der bliebe bei der Niese in der Hölle — nein, das war auch wieder nicht das Rechte, das gab ihr keinen Frieden, und das ertrug sie gar nicht. Und die Kinder — was wurde aus den Kindern? Das regte sie furchtbar auf, daran zu denken. Sie konnten ja doch nichts dafür, daß sie den Flecken auf ihrer Geburt hatten und nicht getauft waren, und wie das liebe Vieh heranwachsen; was würde der liebe Gott denn also mit ihnen machen? Wenn die Mutter ihnen wegstarb, wurde es ja natürlich noch viel schlimmer mit den armen Wägern, dann nahm kein Mensch sich ihrer mehr an, und vom lieben Gott erfuhren sie ganz gewiß nichts, denn das Bischofen, das sie davon in der Schule lernen würden, prügelte der Lude ihnen doch bald wieder aus, und die Niese würde gewiß eine abscheuliche Stiefmutter werden, daran war kein Zweifel. Manchmal hatte sie, die Kranke, schon gedacht, daß es doch viel besser wäre, wenn die Kinder frühzeitig stürben, am besten gleich mit ihr zusammen. Schlechte Menschen wurden sonst ja doch bloß daraus, wie konnte das anders sein?

Und besser, daß sie jetzt, wo sie noch unschuldig waren, zu Engeln wurden, als rohe und verkommene Menschen, für die es nachher bloß das Arbeitshaus oder, womöglich, gar das Zuchthaus gab.

Gotthold gab sich alle Mühe, ihr diese wilden, traurigen Gedanken auszureden. Wenn die Kinder mütterlos zurückblieben, würde schon für sie gesorgt werden, er Gotthold versprach ihr das und würde sein Wort halten. Darüber sollte sie sich nur ja keine unnöthigen Gedanken machen; der Vater, wenn er die Mutter der Kinder nicht heirathe, habe gar keine Rechte an sie. Man würde sie ihm fortnehmen, womit er ja wohl selber auch zufrieden sein würde, einen Vormund für sie bestellen und sie ordentlich erziehen lassen.

Aber die Kranke fand offenbar keinen Trost in diesen Aussichten. Ohne Vater und Mutter sollten die armen Würmer aufwachsen? Das war doch zu traurig. Und der Lube würde sie sich doch am Ende nicht nehmen lassen; das Kleinste, das ihm ja auch ganz aus dem Gesicht geschnitten war, hatte er sogar in seiner Art gern. Solche Waisenhauskinder — nein, die hatten es auch nicht gut, die wurden von einer Ecke in die andre gestoßen, und wurden verbittert und neidisch. Wenn sie nicht gar Heuchler wurden und Scheinheilige! Nein, es war viel besser, sie kamen zum lieben Gott, je eher, desto lieber. Ueberhaupt: nur das Alleinsterben war ja so schwer; wenn sie Alle zusammen hätten sterben können, wenn sie ihre Kinder und den Lube hätte gleich mitnehmen können, — dann wäre ja alles gut gewesen. Und manchmal hatte sie schon gedacht, — besonders seit das Kleine da so elend war, — ob es wohl wirklich eine Sünde sein würde, wenn sie nur lieber gleich Alle zusammen davongingen —

Gotthold war von seinem Stuhl emporgefahren. Die merkwürdigen, in einer düstern Schwärzerei aufglühenden Augen der Kranken erschreckten ihn. Er rief der Brüste, die, trotz ihrer angeblichen Arbeitsüberhäufung, immer noch da war und sich mit neugierig vorgerecktem Vogelkopf und quellenden Schielaugen, am Fußende des Betts aufgehockt hatte, zu, sie

solle nebenan dem Mädchen sagen, es möge aufstehn, er habe nachher mit ihm zu reden; und dann könne sie, die Prioste, gehn, er wolle mit der Kranken allein bleiben.

Die Prioste schob sich daraufhin mit einem devoten Lächeln, das sie geschickt mit einem bösen Blick zu vereinigen wußte, mit ihren zuckenden Schulterbewegungen zur Thür hinaus. „Guten Nachmittag, Herr Pastor!“ Es klang beinahe spöttisch.

Gotthold aber griff nach dem Gesangbuch, blätterte es auf und las mit tief tönender Stimme:

„Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß' mich aus den Aengsten
Kraft Deiner Angst und Pein!
Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost, bei meinem Tod
Und laß mich sehn Dein Bilde
In Deiner Kreuzesnoth!
Da will ich auf Dich blicken,
Da will ich glaubensvoll
Dich fest an mein Herz drücken, —
Wer so stirbt, der stirbt wohl!“

Und dann begann er zu der Kranken zu sprechen. Er verwies ihr die sündigen Gedanken, er sagte ihr, daß Jesus gesprochen habe, im Himmel sei weder Freien noch Nichtfreien; er mahnte sie, ganz von ihren irdischen Wünschen und Trieben abzulassen, da sie nun der Verkürzung ja so nahe sei und alle Schladen dieser Erde von ihr abfallen müßten. Er pries sie glücklich, daß sie aller Noth und Bedrängniß, durch Gottes Gnade, bald werde entrückt werden und seine ewige Herrlichkeit dort oben schauen, und er wies sie auf das Bild des Gekreuzigten hin, das sie allezeit vor Augen und im Herzen haben müsse, um „wohl zu sterben“. Keine Aengste und keine Sorgen könnten sie dann mehr quälen, vielmehr würde eine himmlische Heiterkeit von ihrer Seele Besitz nehmen, und in freudiger Hoffnung werde sie friedvoll gen Himmel fahren. Seine Stimme zitterte vor tiefer innerer Bewegung, er hatte die hageren Hände der Kranken mit den seinen umklammert, er betete in heißer Inbrunst, sich über sie beugend.

Der Alte am Fenster hatte zu hämmern aufgehört und stierte mit blöden, thränennden Augen, hin und wieder schmerz- lich aufseufzend, zu den Beiden hinüber. Das Kind im Nebbett wimmerte fort, und das andre hatte sich ängstlich in der Kücke verkrochen. Die Kranke selber hatte eine Zeit lang, wie geistesabwesend, in's Leere gestarrt, dann fing sie plötzlich, als ob etwas in ihr sich erweicht hätte, zu weinen an. Erst leise, dann immer heftiger. „Wird der liebe Gott mich denn auch wirklich aufnehmen?“ fragte sie endlich unter herzbrechendem Schluchzen, „ganz gewiß, lieber Herr Paster? Trotzdem ich so schlecht gewesen bin und immer nichts habe von ihm wissen wollen?“

„Wer seine Sünden aufrichtig bereut und fest an ihn glaubt, dem hat er die ewige Seligkeit verheißen!“

Eine Zeit lang weinte die Kranke still weiter vor sich hin, dann sagte sie: „Ich hätt' eine große Bitte, Herr Paster. Wenn ich doch ein Bild vom Herrn Jesus hätte! Ich wollt's hier auf meinem Bett haben, daß ich's immer sehn könnte. Und wenn's mir denn gar zu angst wird —“ Sie rang schluchzend nach Athem, „— gerade so, wie's da im Gesang- buch steht —“

Gotthold stand auf und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. „Sie sollen heute noch ein Kreuzifix haben,“ sagte er. „Und morgen komm' ich wieder. Bis dahin sei der Herr unser Gott mit Ihnen!“

Er ging und klopfte an die Thür zum Zimmer der Wiege.

„Bin schon so weit. Sie können immer kommen,“ klang es von drinnen. Die Stimme hatte einen halb schläfrigen, halb belustigten Klang.

Gotthold trat nicht ohne Herzklopfen ein, die Stirn finster gerunzelt. Er zog die Thür fest hinter sich zu. Als er auf- sah, gewahrte er das Mädchen im Begriff, sich lässig eine geblüimte Kattunblouse über die nackten Arme und Schultern zu ziehn. Sie hatte ein Korsett und einen rothen Unterrock an, ihr Haar hing ausgebürstet, aber noch lose, in breiter, goldbrother Fluth, ihr über Hals und Nacken herab. Ihre

mühen, lästernen Augen, die zwischen Grau und Blau spielten, blinzelten ihn mit einer drolligen Verschämtheit an. „Ich kann mich so doch wohl vor Ihnen sehn lassen,“ sagte sie geziert, und ein Lächeln, das ihm fatal war, umzitterte ihre etwas herabgezogenen Mundwinkel.

Er ging garnicht auf ihre Frage ein und sah sie überhaupt nicht an. Die Falten auf seiner Stirn vertieften sich noch. „Ich habe mit Ihnen zu sprechen. Das Leben, das Sie führen, kann nicht so weiter gehn. Sie müssen überhaupt hier fort und aus dem allen heraus.“

Sie hatte sich auf einem zerbrochenen Stuhl hingebockt und die Arme über dem vollen Busen gekreuzt, dessen Anfaß man durch die nicht völlig zugeknöpfte Blouse deutlich gewahren konnte. Sie schielte so nach einem Handspiegel hinüber, der drüben, über allerlei Kleidungsstücken, an der Wand lehnte. Dabei that sie so, als ob sie tödlich erschrocken wäre. „Ach! Aber lieber Gott, wo soll ich denn hin?“

„Das wird sich finden. Es fragt sich, ob Sie überhaupt den ehrlichen Willen haben, sich hier herauszureißen und ein anständiges Leben anzufangen.“ Seine Stimme klang ungewöhnlich hart. Er sah sie immer noch nicht an, sondern ging hin und her in dem niedrigen Raum.

„Ja,“ machte sie gebehnt und wiegte den Kopf kokett hin und her, „das kommt doch d'rauf an — Und übrigens, Herr Pastor, was wissen Sie denn eigentlich von meinem Leben? Sie stemmte die Arme in die Hüften und sah ihn jetzt herausfordernd unter ihren hellen Wimpern her an.

Er blieb in leichter Verlegenheit vor ihr stehn. „Wenn ein junges, gesundes Mädchen, an einem Werkeltage, Nachmittags noch im Bett zu finden ist,“ fing er an, — „was soll man davon denken? Welch' Gewerbe betreiben Sie überhaupt? Man sagt Ihnen sehr Schlimmes nach, — wissen Sie das nicht? Wenn Sie sich Ihr Brod auf ehrliche Weise verdienen, warum sagen Sie es nicht? Der Schein ist sehr stark gegen Sie.“

Er hätte noch weiter gesprochen, weil es ihm wohlthat,

sich in Zorn und Empörung, ihr gegenüber, hineinzureben, aber er sah plötzlich, daß sie ihr Gesicht in den Händen versteckt hatte und leise schluchzte. Daß sie zwischen den Fingern hindurch listig zu ihm hinüberblinzelte, sah er nicht. „Was haben Sie denn?“ sagte er unruhig. „Wenn man Sie mit Unrecht beschuldigt — Ich bin ja hier, um Sie anzuhören —“

Sie schluchzte scheinbar fort und konnte nicht sprechen. Da trat er auf sie zu und nahm ihr sanft die eine Hand herab. „Beruhigen Sie sich doch!“ Seine Stimme zitterte ein wenig. „Sagen Sie mir alles, erleichtern Sie sich das Herz einmal! Möchten Sie nicht selber hier fort?“

Sie zuckte mit den Achseln, ohne die Augen zu ihm aufzuheben, und ließ ihm ihre Hand immer noch, sie hielt die seine sogar leicht fest, als er sie freigeben wollte. „Ich hab' ja schon gesagt: wohin ich soll, darauf küm'm's an. Schließlich bin ich ja hier noch am besten d'ran, — Sie wissen das ja garnicht, Herr Pastor, wie das mit Unserem ist — Man ist ja wie verrathen und verkauft, besonders wenn man 'n bißchen hübsch ist — Sehen Sie 'mal —“

Und, immer noch seine Hand haltend, den Kopf vor ihm gebeugt, so daß die mächtige Haarwelle ihr das Gesicht wie mit einem flammenden Schleier zudeckte, fing sie plötzlich zu erzählen an, immer mit einer Stimme, die scheinbar manchmal von einem Schluchzen unterbrochen wurde. Ja, sie war schlecht, das wollte sie ja garnicht streiten. Aber wie sollte man denn auch gut bleiben, so wie es nun 'mal in der Welt zunging? Es hatte sich doch nie im Leben Einer ihrer angenommen, von Kind auf war sie immer ganz auf sich selber angewiesen gewesen. Was man da alles sah und hörte! Als sie noch keine dreizehn Jahre alt gewesen war, hatten die halbreifen Burschen ihr schon nachgestellt, und die Arbeiter hatten ihr Abends Worte zugerufen, — es war garnicht zu sagen, was für Worte! Und dabei hatte sie immer den ehrlichen Willen gehabt, gut und anständig zu bleiben und sich ihr Brod reblich zu verdienen. Ja, Du lieber Gott, das war leichter gesagt als gethan. Was sie nicht alles versucht hatte. Aber man

mußte nur wissen, wie es in den Fabriken und in den Geschäften zuging. Wenn man da dem Herrn Inspektor oder dem Geschäftsinhaber nicht zu Willen war, wurde man einfach wieder fortgejagt, — ein Grund fand sich dazu immer. Diese Herren lebten, wie die Paschas. Heute die und morgen die, — Abends bei der Abrechnung wurde das ausgemacht. Da gab's gar kein Hin und Her; entweder — oder. Und die meisten Mädchen hatten noch womöglich einen alten Vater oder kleine Geschwister mitzuernähren, da konnte man nicht immer so bloß an sich selbst und seine Mädchenehre denken. Den Meisten war's ja auch ganz recht, man hatte es dann nachher gut und konnte sich schon 'was 'rausnehmen. Und natürlich waren die Hübschesten immer am meisten gefährdet, die ließ kein Mensch in Ruhe. Man mochte es also anfangen, wie man wollte: anständig bleiben, nein, das gab's nicht, dabei konnte man verhungern. Und schließlich: wenn's doch so stand, wozu sich dann überhaupt noch mit Arbeit abplacken? Dann doch schon lieber gleich, von Berufs wegen, so Eine werden. Dabei stand man sich erstens viel besser, und zweitens hatte man seine Ruh' und konnte sich selber seine Auswahl treffen, brauchte sich nicht diesen ordinären Menschen zu ergeben, die noch Wunder wie anständig und vornehm vor der Welt thaten und öfters sogar verheirathete Leute waren. So war's gekommen und nicht anders. Und jetzt konnte sie hier, wo das Elend ja wahrhaftig groß war, wenigstens einspringen und dafür sorgen, daß nicht die ganze Familie verhungerte. Und der Lude hatte sie gern, das war nicht zu leugnen, er würde auch gewiß denken, wenn die arme Rieke 'mal nicht mehr da sei, könnte er sie, die Niese, haben. Aber davon war ja gar keine Rede, dazu war er ihr doch viel zu verkommen. Und übrigens würde sie es aller Wahrscheinlichkeit nach ja auch selber nicht lange machen. Die Thedens waren alle schwindfüchtig und starben früh, da war nichts zu thun. Besonders bei diesem Leben und in der schlechten Luft hier am Fluß. Fort, — ja, o ja, warum nicht? Aber wohin? Ueberall würde dasselbe Malheur sein. Am liebsten ginge sie

in eine Familie, als Haushälterin oder so, — aber wer würde sie denn nehmen wollen?

Während Mieke sprach, hatte sie ein paarmal durch den Haarschleier zu Gotthold aufgeblinzelt, der, die Lippen nagend, mit jagender Röthe auf Stirn und Wangen, vor ihr stand und ihr zuhörte. Fast mit Gewalt hatte er sich schließlich von ihrer Hand befreit und war wieder im Zimmer auf und nieder gegangen, bis sie zu Ende war. So hatte er sich das alles freilich nicht gedacht. Aber es erregte den vollen Eindruck der Wahrheit, — nur zu sehr. Da that Hülfe noth, hätte schon lange nothgethan. Wenn er nur gleich gewußt hätte — Das alles stürmte so auf ihn ein und verwirrte ihn. Dies Mädchen war also wirklich eine Verworfene; aber weniger eigne Schuld, als das grausame Leben vielmehr hatte sie dazu gemacht, — die Menschen hatten sie zu Grunde gerichtet, — systematisch. Und sie wollte sich ja retten lassen.

Er blieb stehn und sah sie an, in Gedanken verloren. Sie schüttelte sich das Haar aus dem Gesicht und wischte sich über die Augen hin. „Ganz wie eine hüfende Magdalena sieht sie aus,“ mußte er denken. Und ein Zittern war in seinen Nerven. Wenn nur dieser hülflos-schmachtende Blick bei ihr nicht gewesen wäre! Er that ihr vielleicht bittres Unrecht, aber dieser Blick behielt immer etwas Schauspielerisches für ihn. Er berührte ihn überhaupt peinlich. Anfangs war sie ihm so spöttisch und birnenhaft entgegengekommen und nun plötzlich dies weitgehende Vertrauen — und dieser Blick. Wenn der nicht gewesen wäre, hätte er sie jetzt gleich, wie sie da war, mit sich genommen und bei sich behalten. Das wäre das Beste gewesen. Er hätte sie unter den Augen behalten, er hätte über sie wachen können. Und offenbar gewann er ja jetzt Einfluß über sie. Irma konnte auch eine Wirthschafterin sicherlich brauchen. Aber nun sträubte sich etwas in seinem Inneren dagegen. Immerhin war sie doch eine Dirne, — gleichviel wie sie dazu geworden war. Dirnengeruch mochte er nicht in seinem Hause haben, wenn es sich irgend vermeiden ließ. Und man hätte auch Anstoß daran nehmen, es hätte die

bösen Zungen in Bewegung bringen können. Nein, besser, dies Mädchen wurde anderswo untergebracht. Fort mußte sie natürlich, — lieber heute, als morgen.

„Das alles ist sehr traurig, was Sie mir da gesagt haben,“ redete er sie an und sah an ihr vorüber, weil er ihren lauernden Gesichtsausdruck jetzt nicht ertragen konnte. „Und Sie haben ganz Recht; in unsren Kreisen hat man leider von dergleichen keine Ahnung, oder wer die Dinge kennt, stellt sich doch, als ginge alles rechtmäßig her, und drückt die Augen zu dabei. Und ich danke Ihnen, daß Sie so offen gewesen sind. Das ist mir ein gutes Zeichen dafür, daß Sie noch nicht verberbt sind, sondern umkehren können und wollen. Und ich verspreche Ihnen, daß Ihnen geholfen werden soll.“ Er reichte ihr ganz feierlich die Hand hin.

„Ach, und wie denn?“ fragte sie mit einem neugierigen Lächeln.

Er sah auf ihre Hand herab, die nun wieder in der feinigsten Lage, und wunderte sich, was sie für zierliche Finger hatte, die nur an den Spitzen noch etwas schwärzlich aussahen, von vielen Nadelstichen. „Ich werde mir das überlegen,“ sagte er, mit einer gewissen verlegenen Hast, „ich komme morgen wieder.“

Sie schien etwas enttäuscht zu sein und blickte von der Seite, aus ihren halbgeschlossenen Augen lustern zwinkernd, zu ihm auf. „Ja,“ machte sie gedehnt, „wenn ich so ganz zu wem ziehn könnte — Ich wollt' auch gewiß sehr bescheiden sein. Wenn man bloß sein festes Unterkommen hätte! Denn hier kann einen die Polizei oder der Hauswirth ja schließlich jeden Tag 'rausschmeißen. Die Konzession hab' ich nämlich nicht, müssen Sie wissen. Das sollt' mir fehlen! Ne, wie'n Stück Vieh sich behandeln lassen, das paßt mir nicht. Lieber heimlich und alle Augenblicke 'n Krach gewärtig sein, aber sein eigener Herr bleiben.“

Sie sah, daß er roth wurde, und das gefiel ihr, sie hätte beinahe laut aufgelacht. So ein unschuldiger Mensch! Und den Pfaffen sagte man doch sonst nach, daß sie die aller-

geriebensten wären. Von diesem sich „belehren“ lassen, das konnte ganz hübsch werden. Das Leben, das sie jetzt führte, war ihr ohnehin über geworden. Sie lächelte. Was der für einen strengen Mund hatte! Dem 'mal das Küssen beibringen! dachte sie.

Gotthold hatte eine Weile garnichts sagen können. Er wurde aus diesem Gemisch von Gemeinheit und Unschuld, von Sehnsucht nach Besserem und lüsterner Verderbtheit, nicht klug. Er fühlte sich unsicher und unbehaglich. Nochmals drückte er ihre Hand. „Nun ja, also, wie gesagt: ich werde Ihnen morgen Näheres mittheilen. Inzwischen erwarte ich, daß Sie Ihr schmähliches Gewerbe nicht fortsetzen. Gehen Sie zu Ihrer kranken Schwester und beten Sie mit ihr! Der Herr hat Ihnen Vieles zu vergeben. Leben Sie wohl.“

Ehe sie noch etwas erwidern konnte, war er die Kellertreppe schon hinaufgestolpert. Es kam ihm vor, als ob leise hinter ihm drein gelacht wurde, aber er mochte das nur in seinen stark vibrirenden Nerven spüren. Raschen Ganges schritt er die Straße hinunter.

X.

Nach einer Weile erst fragte er sich, wohin er denn eigentlich wolle. Als er drüben die Sauter auf ihrer Kellertreppe, unter ihrem Grüntram, hocken sah, wie immer einen grauen Strickstrumpf in den Händen und einen Knaben von drei oder vier Jahren neben sich, der wohl der „Laß“ sein mochte, dachte er, ihr freundlich zunicend, an Kurt Wellmann. Aber er ging weiter. Nein, der nicht — der sollte ihm nicht helfen. Aber Helga Lehr konnte er fragen, ob sie für das Mädchen nicht eine passende Unterkunft wußte. Sie war doch immerhin eine Frau, wußte mit dieser Art von Leuten umzugehen und war hülfsbereit. Er sah auf die Uhr. Mit der Bibelstunde würden sie nicht mehr auf ihn warten. Und bei dem schwülen, regenbrohenden Wetter, das ihm alle Augenblicke einen sprühenden Tropfenguß in's Gesicht warf, würde Helga Lehr schwerlich mit dem Kinderschwarm auf die Waldhügel gezogen sein. Ob er sie freilich zu Hause traf, war trotzdem fraglich genug. Sie war ja wohl den ganzen Tag unterwegs, in den Häusern der Armen.

Er hatte schon längst zu ihr gehn oder sie oben am Waldrand, auf der Rajenbank, aufsuchen wollen. Wenn er ehrlich gegen sich selber war, mußte er sich das eingestehn. Und er freute sich nun, daß er endlich einen Vorwand dazu gefunden hatte. In Wahrheit konnte er ja garnicht wünschen oder auch nur daran denken, Mieze Theben bei Helga Lehr, oder sonst in einem Hause, unterzubringen, das diese ihm vor-schlagen würde. Wenn ihm an einer „Rettung“ dieser Ver-

worfenen gelegen war, doch gewiß nicht. Aber es reizte ihn, mit dem Mädchen wieder einmal in einen Disput zu kommen, den, damals kaum begonnenen, Kampf mit ihr weiter auszufechten. Immer schon hatte er gehofft ihr wieder zu begegnen. Damals waren sie Beide ja noch lange nicht zu Ende gekommen. Und wenn es ihm gar gelingen würde, sie zu überwinden, sie zu belehren, diese starke, trotzige Mädchenseele — Ein heißes Verlangen danach, gleichsam ein Vorkosten des Triumphgefühls, das ihn dann erfüllen mußte, gährte in ihm auf. Ja, er mußte zu ihr. Wie er's zu seinem Onkel schon einmal ausgesprochen hatte: den faulen Baum mit seinen Wurzeln ausrotten, — darauf kam's an. Die Proletarier würden zu Gott zurückkehren, wenn die Gebildeten ihnen das Beispiel dazu gaben, eher nicht. Jetzt sagten sie sich, in ihrer trotzigen Verbitterung, an einen Gott, der für die Gebildeten nicht mehr gut genug sei, brauchten sie auch nicht mehr zu glauben. In diesem Sinne hatte Pastor Gadebusch Recht: den Reichen mußte man das Evangelium zuerst predigen.

Das Haus des Doktors Lehr lag, unweit vom städtischen Friedhof, an einer Quergasse der langen Vorstadtstraße, die noch nicht ganz bebaut war und einen ländlichen Anstrich hatte. Der Fabriklärm drang freilich, wie das Getöse eines nahen Meeres, bis hier herüber, aber im Vorgarten blühten in allen Farben die Blumen des Spätfrühlings, und in der, von rankender Klematis untwundenen, Spalierlaube konnte man sich in dörflicher Einsamkeit glauben. Gotthold hatte das Haus, das man ihm als das des Doktors bezeichnet hatte, schon mehrfach auf seinen Gängen umstrichen, manchmal sogar einen kleinen Umweg gemacht, um daran vorüberzukommen. Aber niemals war er eingetreten. Heute zog er hastig die Schelle draußen am Gartenthor, wo auf einem kleinen Porzellanschilde der Name „Dr. med. Gustus Lehr“ stand. Die Stadtpforte sprang von selbst auf, als er den Messingknopf bewegt hatte, und er trat ein.

Als er auf die Hausthür zuschritt, sah er Helga in der Klematislaube sitzen. Sie hatte zuerst nicht aufgehehrt, aber

wie sein Fuß nun den Kies auf dem schmalen Wege unter sich kreischen ließ, hob sie die Stirn von dem Buche empor, das vor ihr lag, und, da sie den Antömmeling erkannte, stand sie auf und ging ihm entgegen. Sie schien garnicht überrascht zu sein, ihre Züge blieben so klar und ruhig, wie immer, und um ihre Augen lag nur etwas wie ein leichter Flor, als hätten sie sich noch nicht ganz von dem Buche getrennt und in die Wirklichkeit gefunden.

„Sie suchen meinen Vater?“ fragte sie, als er grüßend herantrat, „ich erwarte ihn jeden Augenblick. Wenn Sie solange verziehn wollen —“ Sie machte eine einladende Handbewegung gegen die Laube hin, die dicht und dunkel war; alles mit einer Ruhe und Natürlichkeit, die ihm immer wieder auffielen.

„Ich suche Sie selber, Fräulein Lehr,“ sagte er. „Wenn Sie Zeit für mich haben —“

„Gewiß. Wollen Sie hier Platz nehmen? In den Zimmern ist's schwül.“

Sie verrieth weder Neugierde noch die Befürchtung, daß es zwischen ihnen zu einem Disput kommen werde. Sie behandelte ihn, wie jeden andren, ihr oberflächlich bekannten Menschen, und als hätte sie ihn gestern erst gesehen. Das reizte und verdroß ihn, weil er sein eignes Herz klopfen fühlte. Aber er bezwang sich. Nur ein jäh aufflackerndes Verlangen war in ihm, eines Tages einmal diese schöne Ruhe einer heißen Erregung weichen zu sehn. Etwas wie Neid und Erstaunen wollte sich seiner bemächtigen, wenn er daran dachte, wie wirr es in seinem eignen Inneren aussah, und daß ein Leben ohne Gott diesen klaren Frieden gewähren könne.

Als er dann neben ihr auf der Lattenbank, unter dem dichten Gerank, saß, das selbst ein leises Regengesprühe noch abhielt, ging er sofort auf sein Ziel los und sprach von Miese Theben. Obgleich er Helga dabei nicht ansah, glaubte er doch ein gewisses Befremden bei ihr zu bemerken. Ein paar-mal rückte sie sogar auf der Bank hin und her, aber sie unterbrach ihn nicht, sondern spielte nur mit einer Stanke, die sie

vom Lattenwerk abgepfückt hatte und nun zwischen den schlanken Fingern hielt. „Ich glaube, daß wir uns darin be gegnen werden,“ schloß er, „für das Mädchen muß etwas geschehn.“

Nun erwiderte sie: „Wenn es nicht schon zu spät ist — und das glaub' ich.“

„Zu spät?“ Er sah sie überrascht an.

„Ja. Ich halte sie für völlig verderbt und glaube nicht an die Möglichkeit einer Rettung für sie. Ich glaube auch nicht, daß sie je hätte gerettet werden können. Sicherlich trägt das Leben, wie es nun einmal ist, viel Schuld an ihrer Verderbtheit, aber die Hauptsache bleibt doch wohl immer ihre Naturanlage. Was sollte man auch für sie thun? Arbeiten wird sie schwerlich wollen, vielleicht kaum mehr können, — mir gegenüber wenigstens hat sie das stets im frechsten Ton verweigert, — und die Lust an der Sünde ist viel zu mächtig in ihr, als daß sie sich an ein bescheidenes, ruhiges und anständiges Leben noch gewöhnen könnte oder wollte. Ich habe jeden dahin zielenden Versuch längst aufgegeben und halte jeden für durchaus nutzlos.“

Gotthold war sehr betroffen. Er erinnerte sich daran, daß Heiga Lehr, als er ihr zum ersten Male bei den Mügels begegnet war, Wieze Theden garnicht gegrüßt, überhaupt ge than hatte, als sähe sie sie nicht. Es verdroß ihn, daß er auch hier wieder erst hinter ihr dreingekommen war, und er meinte einen Ton der Ueberlegenheit aus ihren Worten zu vernehmen, der ihn vollends zum Widerstand stachelte. Noch nie hatte er ein weibliches Wesen so ruhig und kühl über eine Verworfene ihres Geschlechts urtheilen hören. Oder war das alles nur Verstellung? Selbstbeherrschung?

„Mir gegenüber hat das Mädchen ganz anders gesprochen,“ sagte er hastig, „sie sehnt sich danach, aus ihrem sündhaften Lebenswandel erlöst zu werden, sie ist zu allem bereit, was man über sie beschließen wird, wenn sie dies nur erreicht, — ihr ekelte vor dieser unwürdigen Existenz. Und sie hat mir alles bekannt, — wie es gekommen und geworden ist. Ich fand sie voller Vertrauen und ganz gefügig.“

„Ja, sie ist eine gute Komödiantin,“ sagte Helga.

„Wie hart Sie urtheilen!“ fiel er unmutig ein.

„Ich glaube nicht. Ich bemühe mich nur, klar zu sehen und wahr zu sein. So wenig ich mich selbst verstellen könnte, so wenig mag ich auch über Andre nach dem Schein urtheilen. Und aus meinen Ueberzeugungen mach' ich kein Hehl. Ich fürchte, daß dies Mädchen Ihnen eine Komödie vorgespielt hat.“

„Sie sind sehr strenge, Fräulein Lehr. Von Duldsamkeit und Milde entdeci' ich nicht viel bei Ihnen. Freilich“ — seine Stimme zitterte, sein Ton klang bitter und gereizt — „ich habe ja auch keine Christin vor mir.“

Er hatte das Wort kaum ausgesprochen, als er es auch schon wieder bereute. Aber keine Miene in ihrem Antlitze hatte sich verändert, sie erröthete nicht einmal. „Darüber haben wir ja wohl schon gesprochen,“ sagte sie. „In kirchlichem Sinne bin ich gewiß keine, aber sonst — ich möchte es wenigstens sein. Und ich kann nicht finden, daß sich Ihre Kirche wesentlich durch Milde und Duldsamkeit auszeichnet. In unstrichen Tagen gewiß nicht. Was ist überhaupt, im Namen dieser Kirche, schon gesündigt und gefrevelt worden! Welche Verbrechen sind, im Namen dieser Kirche, im Lauf der Jahrhunderte, begangen! Man schaudert, wenn man daran denkt. Daran ist das Christenthum nicht schuld, werden Sie sagen. Gewiß nicht. Aber so wenig es seine Bekenner zu jenen Schand- und Gräueltthaten der Geschichte veranlaßt hat, so wenig darf man von ihm rühmen, daß es zu Milde und Duldsamkeit zwingt. Auf die Menschen selber kommt es allein an. Wie Große und Edle es zu allen Zeiten gegeben hat, und auch heute noch giebt, die keine Christen waren und sind, wissen Sie so gut, wie ich. Ich — trotzdem ich in Ihren Augen keine Christin bin — mühe mich, Christus mir zum Vorbild zu nehmen. Und ich mühe mich wahrlich auch, milde und duldsam zu sein. Aber vor allem möcht' ich doch wahr sein, Herr Pastor.“

„Wenn ich Sie recht verstehe,“ sagte er nach einer kleinen Weile, halb spöttisch, „so wollen Sie mir sagen, daß wir ein

Christenthum in meinem Sinne und eine christliche Kirche, durchaus nicht brauchen, — am wenigsten brauchen, um gute und edle Menschen zu sein.“

„Ungefähr das, ja. Ich glaube vor allem, daß wir die Gebote der Sittlichkeit vollständig loslösen müssen von der religiösen Ueberzeugung und von den Lehren einer bestimmten Kirche. Sie stehen ja ganz außerhalb jeder derselben und sind für jeden Menschen, wess' Glaubens er auch sein möge, gleich verbindlich. Buddha und Mahomed haben kein schlechteres Sittengesetz gelehrt als Christus. Man ist nicht gut, weil man Christ ist, und man braucht nicht Christ zu sein, um gut zu werden, — Christ im Sinne Ihrer Kirche. Uebrigens: da sind wir ja wieder mitten in unserem unfruchtbaren Disput. Und wir wollten von Miese Theben sprechen.“

„Nach dem, was Sie mir gesagt haben, mein Fräulein,“ erwiderte er bitter, „sind wir darüber ja wohl zu Ende. Sie glauben an eine Rettung des Mädchens nicht und wollen die Hand nicht dazu bieten. Mich lehrt mein Glaube, das Gegentheil zu thun.“ Er machte Miene, aufzustehn, setzte sich aber doch wieder. „Man kann dies Mädchen doch nicht einfach ihrem Schicksal überlassen,“ sagte er, nach einer kleinen Pause, „ich begreife nicht, wie Sie das mit Ihren Grundsätzen vereinigen können. Ich weiß ja, daß Sie sonst viel Gutes thun.“

„Gutes? Wer kann das sagen?“ Sie blickte mit eigenthümlich sinnendem Ausdruck vor sich hin. „Ich glaube, ich sagte Ihnen damals schon: meine Pflicht such' ich zu thun und nichts weiter. Weil wir weiter nichts können; das aber können wir Alle und sollten wir Alle, — ganz gleich, was wir für einer Religionsfekte angehören, und ob überhaupt einer. Das ist kein Verdienst, sondern ein Gewissenszwang, ein Naturtrieb. Und gut und schlecht sind doch nur Begriffe, die wir Menschen erfunden haben, die von Natur aus garnicht da sind. Aber eben deshalb glaub' ich, daß dies Mädchen, das Sie „retten“ möchten, garnicht zu retten ist, daß sie nicht gerettet sein will. Sie folgt eben auch ihrer Natur, und ihre Natur treibt sie zu dem Lebenswandel, den sie führt,

und sie würde es in keinem andren aushalten. Man würde, was man für sie thut, einer Andren entziehen, der es zu gute kommen könnte, während es bei ihr verschwendet ist oder womöglich die Dinge noch verschlimmern und allerlei Unheil anrichten könnte. Ich habe mich leider nach mancherlei Versuchen zu dieser Ueberzeugung belehren müssen. Uebrigens möcht' ich Sie nicht zu beeinflussen suchen. Mir gegenüber hat Niese Theben sich stets geweigert, die Wege zu gehn, die ich ihr wies. Vielleicht sind Sie glücklicher."

"Ja," entgegnete Gotthold, „das hoff' ich. Denn wahrscheinlich hatten Sie nur die rechte Art nicht, ihr in's Gewissen zu reden. Diese Leute wissen ja wohl Alle, daß Sie selber eine Ungläubige sind, und sie wollen erst erweckt sein, um sich zu läutern. Ohne Christus finden sie sich auf keiner neuen Bahn zurecht. Wenn der ihnen nicht voranschreitet, folgen sie nicht.“ Er gewahrte, daß ein leises Lächeln um ihre Lippen ging, das zwar nicht spöttisch, sondern eher wehmüthig war, ihn aber doch reizte. „Sie glauben mir nicht?“ fragte er. „Ihresgleichen pflegt doch sonst wenigstens für die Enterbten noch einen Gott und eine Religion reserviren zu wollen, wenn Sie selber auch beide nicht mehr nöthig haben auf der sicheren Höhe Ihrer überlegenen Wissenschaft.“

Helga hatte sich unwillkürlich etwas höher aufgerichtet, ihr Auge blickte strenger, als vorher. „Ich lasse nicht nur Jedem seinen Gott, ich habe auch den meinigen, Herr Pastor. Und wenn es der Ihre nicht ist, — wer will sagen, daß es nicht der wahre ist? Mir ist er's. Und Ihr Spott über die Wissenschaft geht fehl. Wissenschaft und Glauben schließen sich ja garnicht aus, sie sind Parallelgebiete, die mit einander garnichts zu thun haben. Jeder, auch der wissenschaftlich Gebildetste, kann glauben, wie ihm um's Herz ist; das ist sein Ureigenstes, an das Niemand ihm rühren soll, und zu dem er auch selbst nichts dazu und nichts davon thun kann. Man sollte aber deshalb auch von dem Versuch lassen, einem Menschen den Glauben aufbringen zu wollen, und man sollte nur

nicht versuchen wollen, den einen Glauben als den alleinberechtigten zu beweisen, oder ihn in Dogmen festzulegen. Das ist genau so thöricht und so nutzlos, als wenn die Wissenschaft uns den Glauben wegdisputiren will, was weder ihre Aufgabe ist noch in ihrer Macht steht. Ich bin wahrlich die Letzte, die den Armen ihren Gott rauben möchte, wenn sie Trost und Frieden in ihm finden. Aber ich kann anderseits auch Ihre Belehrungsversuche im Armenviertel weder begreifen noch gut heißen.“

„Ah!“ machte er. „Sie fürchten also doch, diese Proletarier könnten ihren Gott wieder lieben lernen, Fräulein Lehr? Denn wie könnten Sie es sonst mißbilligen, daß ich ihnen von ihm erzähle? Sie haben ihn ja vergessen, und ich muß ihnen doch diesen Gott wieder nahebringen, damit sie von ihm erfahren. Falsche Propheten und Lügenapostel haben ihnen sein Bild besudelt oder aus dem Herzen gerissen, und Sie wollen mir nicht einmal erlauben, es diesen Hungern und Dürstenden in seiner leuchtenden Klarheit wieder vor Augen zu halten?“

„Doch,“ entgegnete sie, wieder ruhiger, als vorher. „Aber ich fürchte: Sie thun mehr, als das, Herr Pastor.“

„Nun, und was thäte ich denn?“ Seine Augen blitzten.

„Sie drohen diesen Leuten mit Ihrem Gott. Es ist nicht nur der Gott der Liebe, mit dem Sie ihnen Trost und Ruhe spenden wollen, Sie schrecken sie auch mit dem Gott des Zornes und der Rache.“

„Nun? Und lebt ein solcher Gott nicht, Fräulein Lehr?“

„Nach meinen Ueberzeugungen nicht.“

„Ich habe hier nur nach der heiligen Schrift zu fragen, — die Sie wohl freilich nicht kennen.“

„Ich kenne sie nicht nur, Herr Pastor, sie gehört auch zu meinen Lieblingsbüchern. Aber gleichviel. Was kümmert uns heute der Jehovah, wie ihn sich ein fernes morgenländisches Hirtenvolk vor tausenden von Jahren in seiner Einbildungskraft geschaffen hat? Ein Gott, dem ich kleinliche, menschliche Eigenschaften, wie Rache und Verfolgungssucht, an-

dichten wollte, wäre mir kein Gott mehr, und ich würde fürchten, ihn zu entwürdigen. Gott kann doch immer nur der Inbegriff aller höchsten Eigenschaften sein.“

„Es heißt: wir sollen Gott fürchten und lieben,“ fiel Gotthold streng ein.

„Das hat ein Mensch gesagt, Herr Pastor. In der Liebe ist keine Furcht. Und wer nur aus Furcht nicht sündigt, bleibt doch sicherlich ein Erbärmlicher. Um aber auf diese Leute zurückzukommen, denen Sie Gott wieder nahe bringen wollen, — ich fürchte: Sie werden bei Manchem mehr Unheil stiften, als Nutzen, Herr Pastor, ohne es zu wollen oder auch nur zu ahnen.“

Er lachte kurz und fast verbissen auf. „Warum glauben Sie das, mein Fräulein?“

„Weil ich diese Menschen besser kenne, als Sie. Und weil ich weiß, daß man mit der Erregung von Furcht bei ihnen selten Gutes stiftet. Wenn es sich nun gar um so erregbare Kranke handelt, wie die Mühel —“

„Ist Christus nicht gerade für die Armen und Kranken gekommen? Soll ich ihr das Sterben nicht leicht machen im Hinblick auf ihn?“

„Gewiß, das wäre ein gutes Werk. Aber Sie haben sie statt dessen nur angstvoll und verwirrt gemacht, Herr Pastor. Sie haben tausend Zweifel in ihre Seele gesenkt und Wahnbilder in ihr geweckt, die zum Fanatismus und zum religiösen Wahnsinn führen könnten. Es ist nicht besser, sondern schlimmer geworden, seit Sie zu jenen Leuten gekommen sind. Man hätte ihnen andern Trost schaffen können.“

„Das sagen Sie, weil ich diese Frau Ihrem Einfluß entzogen habe!“ warf er erregt ein. „Ich begreife es. Und ich hoffe, Sie werden bald die gleichen Erfahrungen auch an andern Orten machen. Glauben, Reue, inbrünstige Sehnsucht nach dem Heiland, — das alles ist Ihnen Fanatismus und Wahnsinn. Und die Bilder aus dem Vorstellungskreis der Bibel — Ihnen sind sie Schemen und Mythen. Wozu streiten wir da noch lange? Ich war ohnehin nicht deswegen hierher

gekommen, um Ihnen etwas vorzupredigen. Auch Ihre Stunde wird kommen, Fräulein Lehr, wo Sie vor dem lebendigen Gott niederfallen und schluchzend seine Füße umklammern werden, — davor ist mir nicht bange. Gott läßt seiner nicht spotten. Und damit ist meine Mission hier ja wohl erledigt.“ Er stand stürmisch auf. Seine nervös spielenden Hände hatten das Buch ergriffen, das noch aufgeschlagen vor Helga auf dem Tische lag. „Das Leben ohne Gott,“ las er. Ein bitteres Lachen quoll ihm von den Lippen. „Das da ist Ihre Bibel! Und Sie wollen den Hungern den Brod und den Dürstenden Labe spenden. Was frommt es denn diesen Menschen, wenn Sie ihnen von Christus, dem Zimmermanns-Sohn, erzählen und seine Gotteskindschaft doch weglegnen? Streichen Sie ihnen alle Wunder und alle göttlichen Offenbarungen fort, nehmen Sie diesem Jesus seinen übernatürlichen Ursprung, und was soll der jüdische Rabbi noch für die Mühseligen und Beladenen von heute?“

„Und ich frage,“ fiel Helga mit leicht erhobener Stimme ein, — auch sie war aufgestanden, und ihr Auge strahlte in warmem Glanz, während ihre Hand sich auf das Buch stützte, das er unmuthig hingeworfen, — „ich frage, Herr Pastor: wie ist es möglich, daß man uns diesen Jesus zum Gott machen und seinem Menschenthum entrücken will? Begreift man denn nicht, daß er als Gott für uns aufhört, Muster und Vorbild zu sein? Wie könnten wir schwachen und unvollkommenen Menschen einem Gott nachzueifern wollen? Und wohin schrumpfen seine Thaten und sein Opfertod, ja, sein ganzes Leben für uns zusammen, wenn es sich um einen Gott handelt? Für einen Gott, der das Unmögliche vermag, ist das alles ja nichts Großes und nichts Bewundernswerthes. Wenn ein Mensch lebte, lehrte und litt, wie Jesus, dann — und nur dann — kann er uns begeistern und entflammen, kann seine milde Weisheit uns trösten und ihm nachziehen. Der Gott bleibt uns als das ewig Unerreichbare fern, der Mensch durchbringt unser ganzes Leben und Sein mit seiner läuternden Größe. Ich habe nie verstehen können, daß die

Theologie das nicht einseht, daß sie noch heute zum Theil die wissenschaftliche Arbeit von Jahrhunderten einfach wegleugnen möchte, um uns eine Vergewaltigung der Vernunft zuzumuthen, die uns diesen Jesus ja doch nicht menschlich näher bringen, sondern im Gegentheil nur in mystische Fernen entführen kann. Al' diese Mühe, um gerade das Entgegengesetzte von dem zu erreichen, was man will! Nein, Herr Pastor, auch diese Armen und Enterbten sind heute nicht mehr naiv genug, um, wie vor Jahrhunderten, an die übernatürliche Geburt eines Gottessohnes zu glauben, und gerade weil die Kirche ihnen diesen aufdrängen will, wenden sie sich ganz von Jesus ab. Das ist das Werk der Kirche, — nicht der atheïstischen Wissenschaft! Den Menschen Jesus hätten diese Hungernben und Dürstenden sich niemals rauben lassen, aber diesen Menschen wollte und will die Kirche ihnen nicht gönnen. Ihn hätten sie lieben gelernt und ihn brauchten sie ja nicht gleichzeitig zu fürchten. Was die Kirche, in ihrer fanatischen Verblendung, mit ihrem starren Festhalten an dem mystischen Kinderglauben einer längst verschollenen Epoche, gesündigt hat, das sollte sie jetzt nicht dem Unglauben und nicht dem Materialismus zuschieben. Ihrer ist die Schuld, — ganz allein ihrer!"

Gotthold hatte dem Mädchen, das sich immer mehr beim Sprechen erwärmt hatte, mit gesenkten Augen, wieder sein bitteres Lächeln um die Lippen, zugehört, nur in leiser Ungeduld hin und wieder mit den Fingern auf die Tischplatte trommelnd. Jetzt blickte er auf und ihr gerade in das geröthete Gesicht und in die flammenden Augen. „Sie sind ein guter Anwalt für eine verlorene Sache, Fräulein Lehr," sagte er, und es war etwas seltsam Stockendes in seiner Stimme, „Sie werden aber wohl begreifen, daß ich es heute vorziehe, jeden Versuch, Sie andren Sinnes zu machen, aufzugeben. Ich kann nur wiederholen, was ich Ihnen schon vorhin sagte: auch Ihre Stunde wird schlagen, wo Sie den Herrn sehen werden in seiner Herrlichkeit. Heute habe ich nur um Verzeihung zu bitten, daß ich Sie so lange schon belästigt habe." Er verneigte sich kühl, in leichter Verwirrung. Helga schien erstaunt.

War das Flucht, oder hielt er es nur nicht mehr der Mühe für werth, nicht mehr seinem Amt angemessen, mit ihr weiter zu kämpfen? „Und was haben Sie über jenes Mädchen — Mieke Theben, mein' ich — beschlossen?“ fragte sie.

„Ich werde sie wahrscheinlich zu mir in's Haus nehmen.“

„Ah!“ Sie entgegnete nichts mehr, und er wollte gehn. In diesem Augenblick wurde die Gartenpforte geöffnet, und Doktor Lehr trat ein. Er war, wie immer, sehr eilig und hatte die Augen am Boden. Aber mit diesen kleinen, schief liegenden, grauen, zwinkernden Augen sah er haarscharf alles, was um ihn her vorging. Fast wäre er mit Gotthold zusammengerannt, der grüßend zur Seite trat.

„Herr Pastor von Wenden, Vater,“ sagte Helga.

Doktor Lehr zeigte keinerlei Verwunderung über den Besuch. Er wunderte sich niemals über etwas. Mit seiner knarrigen Stimme, die sich immer in den grauen Haarstoppeln gleichsam zu verlieren schien, sagte er: „Ich habe Sie schon gesehen. Bei der kleinen Näherin, da oben hinterm Thurm. Heute haben wir sie begraben. Ob die ihre membra disjecta nun zusammensammeln wird, wenn die katholische, oder wenn die protestantische Weltgerichtsposaune erschallt, weiß ich nicht. Es wird 'n Dilemma werden.“

„Gott hat nicht gewollt, daß sie dem Glauben, auf den sie getauft worden, noch abtrünnig wurde, Herr Doktor. Er rief sie zu sich, bevor sie ihn abschwor.“

„So? Mir auch recht. Wenn man dem armen Ding mehr Osteologie als Religion in den Kopf geimpft hätte, wär's besser gewesen.“ Er lachte ingrimmig auf. „Wenn man der hätt' verordnen können, was sie brauchte, lebte sie noch. Die Meisten lebten dann noch. Ja, es ist 'n Vergnügen, 'n sogenannter Arzt und Helfer der Menschheit zu sein.“ Er wollte müthend in's Haus laufen.

„Wie verstehen Sie das, Herr Doktor, daß man den Leuten nicht verordnen darf, was sie brauchen?“ fragte Gotthold.

Der kleine, vierschrötige Mann kehrte um und schob seinen Hut in den Nacken. Dann stemmte er beide Arme in die

Hüften, sah Gotthold herausfordernd in's Gesicht und sagte: „Weil auf dem Recept immer stehn müßte: recipe Geld — Geld — und zum dritten, Geld! Kapiren Sie? Das wär' die Panacee für diese Leute, weiter brauchen sie garnichts.“

„Sie wollen damit sagen, daß Viele von ihnen nur an ihrer Armuth zu Grunde gehn?“

„Viele?“ Wieder ein ingrimmiges Aufschachen. „Sagen Sie nur getrost: die Meisten, lieber Herr! Die Mittel, die ich ihnen aufschreibe, und die sie sich selber nicht kaufen können, kann man ihnen ja zur Noth noch schenken. Aber diese Apothekergebräue thun's doch nicht allein, — beileibe! Und alles, was dazu kommen müßte: gute Pflege, gute Kost, gute Luft, Ruhe, — kurz: eine völlig veränderte Lebensweise, eine bequeme, sorgenfreie, wie sie sich reiche Leute verschaffen können, — wie soll man ihnen denn die verordnen? Und ohne die ist ja alles andre Humbug, Schwindel, Betrug. Ich schreib' ihnen das auf, um sie los zu werden, um ihnen und mir was vorzumachen, verstehen Sie? Sonst hat's ja gar keinen Zweck. Ich weiß ja doch, daß es nichts hilft, daß sie, trotz aller Pillen und Mixturen, zu Grunde gehn, — an ihrer Arbeit, an ihrer jämmerlichen Ernährung, an ihrer verpesteten Luft, an ihrer, aller Hygiene spottenden Lebensweise. Und da mach' ich ihnen und mir nu 'n X für'n U, ich elender Lügner und Betrüger, der ich bin, und kauf' mich los und laß' mich als Retter und Wohlthäter der Armen feiern. Und wenn's Glück gut ist, schleich' ich mich auf die Art auch noch 'mal in 'n Himmel ein.“ Er lachte polternd und lief, ohne einen Gruß hinzuzufügen, in's Haus.

„Sie müssen ihn nehmen, wie er ist,“ sagte Helga, als Gotthold dem Verschwundenen etwas verdußt nachstarrte. „Der Widerspruch zwischen dem, was er kann, und dem, was er möchte, frisst an ihm, wie ein zehrendes Fieber. Er ist der beste und weichste Mensch, den es giebt, deshalb zeigt er sich so härbeißig. Der Zwiespalt, der durch die Welt geht, läßt ihn keiner Stunde seines Lebens froh werden.“

„Wenn er seinen Heiland in sich trüge, würde er Frieden

haben," entgegnete Gotthold leise, reichte dem Mädchen die Hand und ging.

Als er die Straße hinunterschnitt, sah er Kurt Wellmann sich entgegenkommen. Die beiden Männer stuzten einen Augenblick, als sie sich gewahrten, Jeder schien daran zu denken, woher der Andre kam, beziehentlich wohin er ging, und Beider Stirnen krausten sich. Ein paar Sekunden lang schien jeder sich zu überlegen, ob er den Andern anreden solle, dann gingen sie, Beide auffallend hastig, mit kühlem Gruß aneinander vorüber. Gotthold konnte sich aber an der Straßenecke nicht enthalten, sich umzudrehn, und wirklich sah er Kurt Wellmann in das Lehr'sche Haus eintreten. Es wallte etwas in ihm auf, worüber er sich keine Klarheit verschaffen konnte, etwas Bitteres, Neidisches, Gehässiges. Aber dann dachte er: „Und warum denn nicht? Sie gehören ja ohnehin zueinander, — diese Menschen einer neuen Zeit, der abtrünnige Kandidat der Theologie und die Heidin.“ Rascher ging er weiter.

Drüben auf dem Friedhof sah er, nahe der niedrigen Umfassungsmauer, an der er entlang ging, einen frisch aufgeworfenen Hügel. Ein großer Kranz von Weisken und Rosen, die durcheinander geflochten waren, lag darauf. Und neben dem Hügel kniete, in der zitternden Dämmerung des grauen Tages, eine dunkle Gestalt. Es gab Gotthold einen Ruck, als er sie wahrte. Er mußte daran denken, daß heute, wie Doktor Lehr ihm vorhin erzählt hatte, die arme Nähterin aus dem Hause „hintern Thurm“ begraben worden war. Und der dort kniete und neben ihrem Grabe betete, ganz versunken in seinen Schmerz und wie aufgelöst in der großen, traurigen, grauen Stille und Einsamkeit um ihn her, mußte der Pfarrer Benedikt Hegeler sein. Und doch war, die da unter der Erde ruhte, eine Ketzerin. Betete er, daß der Vater im Himmel sie dennoch erlösen möge? Oder welcher geheimnißvoller Zusammenhang bestand zwischen dem katholischen Priester und der armen, protestantischen Nähterin? Gotthold mußte im Weitergehn daran denken, wie Pastor Gadebusch, an jenem Abend, als er zum ersten Male bei ihm gewesen, so trübe fragend vor sich

hingespochen hatte: „Was ist denn Wahrheit?“ und daß Helga Lehr ihm gesagt hatte, es gäbe keine andre Religion, als die Pflicht, die für jeden Menschen, wess' Glaubens er auch sonst, die gleiche sei. Weshalb fiel ihm das wieder ein? Ein schlechter Priester, und die Töchter dieses brüsten Atheisten, — was kümmerten ihn die, und was konnt' er von ihnen lernen? Er diente allein dem geoffenbarten Gottessohn und verkündete die ewige Wahrheit seiner Lehre. Zwischen jenen und ihm selber gab es keine Gemeinschaft. Und doch konnte Gotthold auf dem ganzen Heimwege das Bild des einsamen, schmerzverfunkenen Priesters, an dem frischen Grabhügel da draußen, nicht los werden. Und wieder tönte ihm ein Wort von Pastor Gabebusch im Ohr: „Der da ist mehr als ein Priester, der ist ein Mensch.“ Ein Mensch? War das das Höhere? Wohin wollten sie ihn da locken mit ihren Trugschlüssen? Er blieb mitten auf der Straße stehn und blickte nach oben. Sein Herz war geschwellt von heiligen Entschliefungen, eine weiche Schwärmerei hatte sich seiner bemächtigt. „Nein, nicht lau werden,“ klang es in ihm, „keine Kompromisse schließen mit den Halben und mit den Abtrünnigen; kämpfen und leiden und sterben für dich, Herr mein Gott, der du allein die Wahrheit bist und das Leben!“

XI.

Es war beschloffen worden, um die Vollendung der Lutherkirche zu fördern, einen Wohlthätigkeitsbazar zu arrangiren und eine Aufführung lebender Bilder zu veranstalten. Auf diese Art sollte der schwebende Streit, zwischen dem Kommerzienrath von Willing und der Majorität der städtischen Vertretung, aus der Welt geschafft werden. Der Kommerzienrath selber hatte die Anregung hierzu gegeben. Es lag ihm an einer raschen Beendigung des Baus, um die Hände für seine neuen Unternehmungen frei zu bekommen. Eine nahezu fieberhafte Ungebuld hatte ihn neuerdings ergriffen. Seit von einem Besuche des Kaisers in der Stadt, gelegentlich der großen Herbstmanöver in der Provinz, die Rede war, und man in solchem Falle bestimmt auf einen Besuch des hohen Herrn in den industriellen Etablissements rechnen durfte, kannte er keine Ruhe mehr. Bis zu diesem Besuche mußte die projektierte Erweiterung seiner Werke wenigstens in der Anlage vor sich gegangen sein, und der Monarch so den vollen Eindruck des Riesenunternehmens gewinnen können, dessen patriotische Bedeutung auf der Hand lag. Bei seinem ausgesprochenen Interesse für die heimische Industrie und ihren Wettbewerb mit derjenigen anderer Länder, besonders Englands, konnte es nicht fehlen, daß der hohe Besucher die Willing'schen Werke dann besonders im Auge behielt und ihnen sofort die großen Staatsaufträge zuwandte, die für die nächste Zeit zu erwarten standen. Und damit wäre das günstige Schicksal der Werke auf einen Schlag entschieden gewesen, während es andrenfalls

noch mancherlei Kämpfe kosten mußte, ehe sie sich den Rang eroberten, den der Ehrgeiz des Kommerzienrathes für sie erstrebte und voraus sah. Großes stand also auf dem Spiel. Und die warme Theilnahme des Staatsoberhauptes konnte um so sicherer gewonnen werden, wenn die Lutherkirche inzwischen vollendet worden war und man gleichzeitig auch sonst auf musterhafte Wohlfahrtseinrichtungen für die Arbeiter und die loyalen, von allen Umsturzbestreben sich fernhaltende Gesinnung derselben, hinweisen konnte. Der Kommerzienrath war ohnehin dem Kaiser persönlich nicht mehr unbekannt. Er war ihm, gelegentlich einer Jagd bei dem ihm befreundeten Amtsrath von Dibbern, einem politischen Gesinnungsgenossen, vorgestellt worden, und der Monarch hatte schon damals, in einem leutseligen Gespräch, seine Sympathien für die ihm von Herrn von Dibbern angebeuteten, sozialen Bestrebungen des Kommerzienrathes an den Tag gelegt, sogar wörtlich geäußert, daß es, wenn alle großen Fabrikherren von gleichen Gesinnungen besetzt wären, wohl schwerlich eine mit so vergifteten Waffen kämpfende Sozialdemokratie mehr geben könne. Der Boden war also vorbereitet, und die Entscheidung, die im Herbst fallen mußte, war von weittragender Bedeutung.

Der Kommerzienrath hatte jetzt vielfache Unterredungen mit Gotthold. Diesem hatte die Idee, zum Besten des Kirchenbaus ein Verkaufslager und theatralische Aufführungen zu veranstalten, anfänglich durchaus widerstrebt. Wenn gebelustige Helfer da waren, warum gaben sie nicht, ohne dazu durch listige Ueberredungskünste, Schein und Komödianterei — wenn nicht gar Schlimmeres — gestachelt zu werden? Und wenn es ihnen, wider ihren Willen, abgeloct wurde, welchen Werth hatte solche Gabe dann? Er wollte keine Wechsler und Krämer im Tempel des Herrn. Diese Frömmigkeit und Wohlthätigkeit, unter dem Mantel weltlicher Künste und Vergnügungen, war ihm nicht die echte. Er hatte alles versucht, um das Vorhaben zu hintertreiben, und war mit dem Kommerzienrath mehrmals ziemlich ernst darüber zusammengearthen. Willing warf ihm Hartköpfigkeit, Mangel an weltläufigem Benehmen

und übertriebene, engherzige Glaubensstrenge vor. Es fiel sogar einmal der Ausdruck „Pfafferei“ von seinen Lippen. Erst der Superintendent, den der Kommerzienrath zu Hülfe gerufen, gab den Ausschlag. Gotthold sollte zur Strafe für seinen zähen Widerstand nun selber bei den Veranstaltungen hülfreiche Hand leisten, man wählte ihn in das Komitee, das die lebenden Bilder aussuchen und die geeigneten Vertreter dafür finden sollte. Er kam hierdurch mit allen Kreisen der Stadt in Berührung, und eine Welt von ungeru erfüllten Pflichten ruhte auf ihm.

Das Verhältniß zu seinem Onkel war in der letzten Zeit überhaupt minder herzlich geworden, ohne daß ein bestimmter Grund dafür vorgelegen hätte. Gotthold bewunderte die zähe Thatkraft und die eiserne Entschlossenheit dieses Mannes, der wie ein Fürst unter seinen Arbeitern schaltete, nach wie vor. Aber es verdroß ihn, daß der Gewaltige, dem der Kommandoton in Fleisch und Blut übergegangen war, auch ihn zu Hofmeistern versuchte, seine Predigten kritisirte und über sein Thun und Treiben genauen Aufschluß haben wollte, um dann daran herumzundörgeln. Dem Kommerzienrath predigte er nicht genug von den Segnungen der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung, und nicht genug vom Zorn Gottes, der sie so gewollt hatte. Für ihn sollte auch der sonntägliche Gottesdienst nur gleichsam ein Glied sein, in dem strenge geregelten System, die arbeitende Bevölkerung vor dem Gift des Sozialismus zu bewahren. „Ich bin nicht Dein Beamter, Onkel,“ hatte Gotthold ihm einmal sagen müssen, „ich diene überhaupt nicht den Menschen, sondern allein der Kirche.“ Der Aristokrat erwachte dann in ihm.

Dem Kommerzienrath verträbelte er auch viel zu viel Zeit bei Leuten, die mit dem städtischen Fabrikleben in keinerlei Zusammenhang standen, mit ehemaligen Arbeitern, die wegen Krankheit oder Unregelmäßigkeiten entlassen worden waren —, kleinen Handwerkern und Tagelöhnern. Nach seiner Anschauung hatte Gotthold mit allen diesen garnichts zu schaffen, sondern sollte „Fabrikgeistlicher“ sein, wie es einen „Fabrikarzt“ gab.

Er selbst hatte dies Wort einmal in bitterem Spott gebraucht und hinzugefügt, er sei aber zu den Kranken und Sündern gesandt, nicht zu den Gesunden und Gerechten, worauf Willing erwidert hatte: „Ja, ja, ich sehe schon, Du willst den modernen Jesus spielen, mein Lieber.“ Besonders Aergerniß erregte Gotthold bei seinem Onkel durch sein Studium der sozialistischen Literatur, das diesem nicht lange verborgen bleiben konnte, weil Gotthold sich in mancherlei technischen Fragen, die ihm während seiner Lektüre aufgestoßen waren, Auskunft von ihm erbat. Gotthold ließ sich aber nicht einschüchtern. „Ich thu', was ich für meine Pflicht halte,“ blieb sein Refrain, „und ich kann nichts bekämpfen und verdammen, was ich garnicht kenne.“ „Ebenso gut müßte der Arzt verpflichtet sein, jedes Gift erst an sich selber zu probiren,“ meinte Willing. Aber Gotthold wollte den Vergleich nicht gelten lassen. Und nun hatte er gar eine Dirne aus der Hefe des Volks zu sich in's Haus genommen! Um sie ihrer Umgebung und ihrem lafterhaften Lebenswandel zu entziehn. Um sie zu „retten“, wie er das nannte. Unter seinen Augen sollte sie wieder gut und rein werden. Es hatte einige Mühe gekostet, Irma für sein Vorhaben zu gewinnen. Aber da diese sich am liebsten ganz ihren Andachtsübungen widmete und andrerseits, durch die immer häufigeren Speisungen Armer, die Haushaltung umständlicher wurde, mußte sie zugeben, daß eine Hülfe in der Wirthschaft wohl am Platze sei. Und Miese mißfiel ihr nicht. Sie hatte etwas Gewandtes und Unterwürfiges in ihrem Wesen, man merkte ihr von der „Dirne“, die sie gewesen sein sollte, nichts an. Sie war im Gegentheil so schüchtern, daß sie meist garnicht die Augen aufschlug, wenn man zu ihr sprach. Offenbar schämte sie sich ihrer Vergangenheit.

Der Kommerzienrath nannte das Ganze einen der dümmsten Streiche, die Gotthold hätte begehen können. „Zu sich in's Haus genommen hätte selbst Jesus die Magdalena nicht,“ meinte er, mit ärgerlichem Lachen. Und er prophezeite, daß unabsehbares Aergerniß aus diesem unüberlegten Schritt entstehen würde. Die Freisinnigen würden über den Pastor, der sich

eine bildhübsche Person zur Besserung ins Haus nahm, nicht genug witzeln und höhnen können, und selbst bei den „Gutgesinnten“ würde die Sache Anstoß erregen. Gotthold war viel zu jung, ein viel zu „hübscher Mann“, um solche Experimente machen zu dürfen; er mochte sich die bis zu späterer Zeit aufsparen. Jetzt hieß es geradezu, mit dergleichen der Opposition eine Handhabe für Verläumdungen und Verdächtigungen bieten. Uebrigens hatte er auch sonst die schwersten Bedenken. Das Mädchen, das er sofort in Augenschein genommen hatte, sah ihm gar nicht darnach aus, als ob sie fortan in Sad und Asche werde Buße thun wollen. Das war offenbar alles bloß Heuchelei und Berechnung; der Himmel mochte wissen, was sie im Schilde führte. Gotthold konnte nichts Gesehelteres thun, als sie so bald wie möglich, mit guter Manier, wieder aus dem Hause schaffen. Verdorbenes Blut war's, und das ließ sich nicht mehr kuriren, am allerwenigsten mit Milde und Sanftmuth. Der angebliche jähe Umschwung in den Gesinnungen dieser Dirne war doch äußerst verdächtig. So rasch ließen sich solche Verworfenen nicht bekehren! Und jedenfalls war sie im Hause eines jungen, unverheiratheten Geistlichen ganz und gar nicht an ihrem Platze. Man hätte sie ganz aus der Stadt fort und in gesunde Landluft bringen sollen; selbst draußen bei ihm in der Villa wäre sie immer noch besser aufgehoben gewesen, wenn man denn durchaus dies Rettungswerk in Scene setzen wollte.

Aber Gotthold blieb diesmal, allen Vorstellungen gegenüber, taub. Weder Spott noch Warnung vermochten ihn umzustimmen. Und selbst der Superintendent, den der Kommerzienrath auch hier wieder zu Hülfe rief, mußte die Segel streichen. Gotthold berief sich auf soviel Bibelstellen und nahm seine Seelsorgerpflicht so ernst, daß er, nach einigen väterlichen Ermahnungen, sich zurückzog; er war überhaupt kein Mann des Streitens, sondern auf dem Standpunkt, möglichst Jeden gewähren zu lassen, wenn er nur Frieden behielt, und sein Magenleiden sich nicht durch ein stattgehabtes Aergerniß verschlimmerte. Im letzteren Falle konnte aus dem kleinen,

weisen, alten Herrn, der wie ein weißes Mäuschen aussah, und die ganze Woche nur im Flüstertone redete, um sich Sonntags von der Kanzel her verständlich machen zu können, freilich plöblich ein Zelot werden. Da das Jeder wußte, war man auf der Hut davor, ihn zu ärgern, vor allem aber ging er selber jeder Gelegenheit dazu aus dem Wege.

Gotthold war mit seiner eigenen Handlungsweise zufrieden. Inwieweit der Troß gegen Helga Lehr daran Theil hatte, machte er sich nicht klar. Er hatte mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, ehe Mieke Theben zu ihm in's Haus zog, und gerade das bestärkte ihn in seinem Vorhaben und in der Ueberzeugung, das Rechte zu thun. Sie selber war zwar sofort bereit gewesen, mit ihm zu gehn, gerade als ob sie auf diesen Vorschlag nur gelauert hätte, aber die Kranke wollte nun plöblich nichts mehr davon hören. Mieke war im Hause unentbehrlich, der Lude würde sie Alle todt schlagen, wenn er das Mädchen nicht mehr vorfände, und in das Haus des Pastors dürfe sie in keinem Falle; da gehöre sie nicht hinein und werde bloß Unheil anrichten, eine so verlogene und durchtriebene Person, wie sie sei, eher solle man sie noch anderswohin thun! — Es war Gotthold der peinliche Gedanke aufgestiegen, als ob diese von Fiebergluth verzehrte, von Hustenkrämpfen geschüttelte Frau mit einem Male die Schwester beneidete oder ihr den neuen Lebenswandel nicht gönnte, den sie beginnen sollte. Daß sie selber verloren sei, war ihr lange zur Gewißheit geworden, und Gotthold widerstrebte es, ihr diese Ueberzeugung, wie Pastor Gadebusch gethan hätte und auch Helga Lehr that, auszureben. Nun fürchtete sie, trotz all' ihres Betens und Vereuens, die Sünden ihres Lebens, bis zu ihrem nahen Ende, nicht mehr abbüßen zu können, während Mieke noch so viel Zeit dazu blieb, daß sie sich garnicht einmal zu beeilen brauchte. Auch das dauernde Weisammensein mit ihm, Gotthold, schien sie der Schwester zu mißgönnen. Es bedurfte sehr strenger Worte aus seinem Munde, ehe sie ihren Einspruch aufgab. Aber dann gab es noch einen sehr häßlichen Auftritt mit dem Lude, der, stark angetrunken, Gotthold auf der Straße

anhielt, um ihm, nach den widrigsten Verdächtigungen, die er ausstieß, zu drohen, er werde ihm alle Knochen im Leibe zerbrechen, wenn er es wirklich riskire, ihm das Mädchen wegzunehmen, für eine „Pfarrerstübin“ sei sie viel zu schade, da sollte er sich nach Andren umsehen. Auch Wieze selber schwebte in fortwährender Angst vor dem Jude, wenigstens gab sie sich immer den Anschein, als fürchte sie, er könne kommen und sie zurückholen. Sie hatte sich auch Ausbedungen, alle Tage einmal auf eine Stunde nach der Schwester und den Kindern sehn zu dürfen, für welche im Uebrigen die Prioste, „um Gotteslohn“, zu sorgen versprochen hatte.

Im Uebrigen fügte sich Wieze rasch und leicht in das neue Leben. Irma war sehr zufrieden mit ihr, weil sie ihr nach und nach die ganze Wirtschaftsführung abnahm und sie selber zu ihren geistlichen Uebungen volle Muße behielt. Auch Gotthold fand sie stets willig und demüthig, an allen Bibelstunden nahm sie Theil, und nie kam ein häßliches Wort über ihre Lippen. Nur wie sie ihn manchmal ansah, gefiel ihm nicht. Es war dann etwas lüsterndes in ihren Augen, und ein ganz leises Lächeln schien dabei um ihre Lippen zu huschen. Er fühlte sich peinlich davon berührt, es sah aus, als ob sie auf etwas warte oder ihn zu etwas ermuntern wolle. Und doch waren es offenbar nur die alten, leidigen Gewohnheiten, die sie noch immer nicht ganz abstreifen konnte. Uebrigens hatte er jetzt auch nicht viel Zeit, sich um sie zu kümmern. Zu allem, was er sonst — pflichtgemäß und aus freien Stücken — auf sich genommen, nun auch noch die Kommissungen wegen des Kirchenbazzars und die Laufereien von Einem zum Andern, um eine allgemeine Betheiligung der gebildeten Kreise zu Wege zu bringen und die lebenden Bilder zu ermöglichen!

Da Irma sich von allen „weltlichen Vergnügungen“ fern hielt und diese Wohlthätigkeitsveranstaltungen hartnäckig dazu rechnete, sah er sich ganz auf fremde, weibliche Hilfe, ohne die er nicht fertig werden konnte, dabei angewiesen. Anfangs hatte er an seine Kouzine Waleška von Willing gedacht. Aber dies

oberflächliche Weltkind schien ihm dann doch für ernste Berathungen, über die wichtigen Einzelheiten des Festes, ungeeignet. Sie sah nichts darin, als eine willkommene Gelegenheit, sich in dem „langweiligen Neste“ einmal wieder zu amüsiren, und hatte nur Toiletten-Sorgen und Personen-Intriguen im Kopf. Hatte doch auch der Kommerzienrath selber kaum einen andren Gedanken, als daß alles recht glänzend arrangirt werden möge und recht viel Aufsehn erregte. Der eigentliche Zweck der Veranstaltung trat überall in den Hintergrund; es hätte sich ebenso gut um den Bau eines Theaters für die leichtgeschürzte Muse handeln können. So kam Gotthold endlich zu dem Entschluß, Magdalene Meinert zur Beihülfe aufzufordern.

Er hatte sie, seit jener ersten Begegnung im Hause ihrer Eltern, nicht wiedergesehn. Die wenigen Male, wo er das stille Pfarrhaus am Jakobikirchplatz betreten hatte, war er aus Meinert's Studirstube nicht hinausgekommen. Und damals hatte er kein Wort mit ihr gewechselt. Er erinnerte sich nur noch, wie sie bei seinen Andeutungen dessen, was er hier im Ort wirken und schaffen wolle, — Andeutungen, die Michael Meinert und seine Frau mit verständnißlosem Schweigen aufgenommen hatten, — einmal einen tiefen Athemzug gethan und ihn angeblickt hatte. Ihre feinen Nasenflügel hatten leise vibriert. Es war gewesen, als wenn ein edles Roß plötzlich den herben Salzgeruch des Meeres wittert. Wider seinen Willen hatte Gotthold noch manches Mal daran denken müssen. Und jetzt, wo er den Kirchplatz überschritt, der in der Lindendämmerung des stillen Spätfrühlingstages träumte, fiel ihm wiederum ein, was Pastor Gadebusch ihm von des Mädchens Liebe zu einem jungen Naturwissenschaftler erzählt hatte, dem der Vater „von Amtswegen“ die Tochter nicht geben dürfe, bis er sein großes Werk beendet habe, das aller Welt beweisen sollte, wie Wissenschaft und Glauben nicht wider einander stritten. „Seltsam!“ dachte er beim Ersteigen der Treppe, auf der man unwillkürlich immer seinen Schritt dämpfte, um die Ruhe dieses Hauses nicht zu unterbrechen, „wie zwei Menschen sich in Liebe zu einander finden können,

während die Gedanken ihres Kopfes und die Empfindungen ihres Herzens so weit auseinandergehn! Ober sollte dies Mädchen eine Abgefallene sein?“ Sekundenlang stand, ungerufen, Helga Lehr's Bild vor seinen Augen. Wenn sie ihren Heiland geliebt hätte! Wenn er seine heiße Heilandsliebe ihr hätte in's Herz pflanzen können! Ein stürmisches Begehren darnach war in ihm.

Bei Meinert's fand er alles genau so, wie bei seinem ersten Besuche. Es war alles still und sauber, es roch auf dem Korridor nach den guten Schürztüchern der Frau Prebiger, und in den Zimmern nach den Räucherkerzen, die den Cigarrengeruch übertäuben sollten, der in diese appetitliche Wohnung so garnicht zu gehören schien. Und wieder fiel es Gotthold auf, daß keine Sonne in diese lindenüberschatteten Zimmer fiel, denen die hohe Kirchenwand drüben jeden Ausblick nahm. „Es ist, als ob, die hier wohnen, vor dieser Kirche die Welt nicht sehn,“ mußte er denken, „und nicht den freien Himmel.“

In Meinert's Studirstube traf er Pastor Gadebusch. Er hatte für Meinert einen Stoß Bücher herbeigeschleppt, von dem man nicht begriff, wie er ihn hatte über die Straße tragen können. Uebrigens kamen sie natürlich nicht von ihm, er besaß gar keine Bibliothek, aus der man sich etwas hätte entleihen können, kaum das Nothdürftigste, denn er hatte keine Zeit zum Lesen. Pfarrer Hegeler schickte sie. Dessen Bibliothek hatte überhaupt nur die Verbindung zwischen ihm und Meinert hergestellt, und Meinert brauchte den tief gelehrten, unscheinbaren Priester nothwendig, um sich tausend Mal Rath zu holen, wo ihn seine eigenen, mangelhaften Kenntnisse in den philosophischen, sprach- und naturwissenschaftlichen Doktrinen im Stiche ließen. Ohne Hegeler hätte er sein großes Werk schon lange liegen lassen müssen. Niemals ließen die beiden Priester verschiedener Konfessionen sich in irgend einen theologischen Disput ein, niemals stritten sie über irgend eine Stelle in einem alten Kirchenvater oder Philosophen. Hegeler erklärte vielmehr stets nur in seiner bescheidenen Art, was da

stand, ohne ein Wort des Urtheils darüber hinzuzufügen, und Meinert nahm, ebenfalls kritiklos, Notiz davon. So hatten sie es durch Jahre miteinander getrieben, ohne sich menschlich auch nur um den kleinsten Schritt näher gekommen zu sein. Heute hatte Hegeler zum ersten Male nicht selber kommen wollen, sondern Gabebusch gebeten, die Bücher zu überbringen, die Meinert brauchte. Gabebusch erzählte, daß der kleine Priester, seit dem Tode der Näherin Mathilde Loose, im alten Durchgangshause „hintern Thurm“, menschenfurcht und wunderlich geworden sei. Wie gebrochen sitze er zu Hause unter seinen Büchern oder schleiche umher wie ein Schatten. Ob er sich nun doch nachträglich Gewissensstrupel mache, weil er die Verstorbene nicht rechtzeitig in den Schooß der allein-seligmachenden Kirche zurückgeführt habe, wisse er nicht.

Meinert hörte diesen Bericht mit seinem guten, weltfremden Lächeln an und schien erst in dieser Stunde daran erinnert zu werden, wela ein Abgrund eigentlich zwischen ihm und diesem Priester klaste. In leichtem Unbehagen rückte er auf seinem Sessel hin und her. „Nun, nun, nun,“ meinte er dann, „er wird schon wiederkommen.“ Und in den Büchern und Skripturen auf seinem Schreibtische blätternb, fügte er, wie um sich abzulenken, hinzu: „Da hab' ich heute bei einem holländischen Gelehrten das folgende Wort gefunden: „Die Naturgesetze sind keine Ketten, welche der göttliche Gesetzgeber sich selbst angelegt hat, sondern Fäden, welche er in seiner Hand hält.“ Vortrefflich, nicht wahr, lieber Fürchtgott? Und wenn die modernen Naturwissenschaftler fragen, warum denn nun heute keine Wunder mehr geschehen, wie zu den Zeiten der Bibel, so muß man erwidern, daß das, was sich heute auf natürliche Weise erklären läßt, dadurch noch lange nicht aufhört, ein Wunder zu sein. Und man kann dreist annehmen, daß ein Simson auch heute noch die Thore von Gaza ausheben und auf's Gebirge tragen könnte, wenn Gott es so wollte. Jesus aber schilt schon bei Johannes, wenn die Leute immer neue Zeichen und Wunder sehen wollen, und verlangt den Glauben ohne Wunder. Wir müssen sittlich jetzt weit

genug vorgeschritten sein, um dieser sichtlichen Zeichen und Glaubensstärkungen nicht mehr zu bedürfen. Was meinst Du, Fürchtgott?"

"Hab' mir noch nie den Kopf darüber zerbrochen, Michael," sagte Gadebusch und passete vor sich hin, "hab' mich noch nie nach einem Wunder gesehnt."

"Eine viel schwierigere Frage ist," fuhr Meinert fort, "wie man das Auffinden von Pfeilspitzen und sonstigen Spuren des Verstandes und der Kunstfertigkeit, in den Schlamm- und Eishöhlen, mit der mosaïschen Schöpfungsgeschichte des Menschen zusammenreimen kann. Aber sowenig unter den Thieren der Arche Noah des Mammuths Erwähnung gethan wird, das man doch mit Haut und Haaren im sibirischen Eise gefunden haben soll —"

"Lieber Michael," unterbrach ihn Gadebusch aufstehend und legte ihm die gewaltige Hand auf die Schulter, "das alles ist ja sehr interessant und lehrreich. Aber erstens hab' ich keine Zeit, es mit anzuhören, und zweitens ist Herr Konfrater Wenden hier, der ein Anliegen an dich hat. Also versuche mal, Dich 'n bißchen in die Wirklichkeit zurückzuschwingen, und verlier' über dem ollen Mammuth den Humor nicht ganz! Und Sie, Herr Konfrater, schießen Sie los! Wo brennt's denn? Sie sehen aus, wie 'n Mann auf 'ner treibenden Eisscholle. Nur ruhig treiben lassen! Irgendwann stößt man schon an's Ufer."

Gotthold erörterte kurz, was ihn hergeführt hatte. Während Meinert, mit seinem zerstreuten Lächeln, zuhörte, ließ Gadebusch einen zischenden Pfiff durch die Zähne hören. "Also der Karneval soll wirklich los gehen?" rief er endlich und schlug sich mit beiden Händen, sich hin und her wiegend, auf die Kniee. "Zur Ehre Gottes kokettiren und charmuziren, und flirten, Possen treiben und seinen Leib zur Schau stellen, sich mit bunten Flittern behängen und verliebte Augen machen, feilschen und schwachern und auf die gemeine Sinnenlust spekuliren? Na, ich bin sonst nicht gerad' was man einen Pfaffen nennt, Herr Konfrater, aber in dem Punkt — Das Geld,

das auf solche Weise zusammengeschnorrt wird, ist Sündengeld, davon kann kein Tempel des Herrn gebaut werden, Konfrater! Besser, er bleibt unvollendet, als daß man mit verbuhltem Getändel denen das Geld aus der Tasche lockt, die es sonst nie für einen Kirchenbau hergegeben, sondern tausendmal eher in die öffentlichen Singspielhallen oder an den Pharaonisch getragenen hätten!“

„Nun, nun, nun, — lieber Fürchtgott!“ mahnte Meinert.

„Sie wollen plötzlich einmal päpstlicher sein als der Papst, Herr Amtsbruder,“ sagte Gotthold mit gerunzelten Brauen. „Ich hatte ja selber meine Bedenken. Aber am Ende: die Kirche muß doch einmal fertig werden.“

„Für wen?“ rief Gadebusch dazwischen. „Für die Arbeiter, die mit dem Worte Gottes Zügel und Peitsche zu schmecken kriegen sollen? Nun gut, aber dann sollen auch die freiwillig die Unkosten tragen, zu deren Besten das ist. Eine Art Drillanstalt soll's werden, nicht wahr? Aber dann sollen sie auch ihre Taschen aufmachen, die Herren. Wie heißt es im Jakobus fünf: „Wohlan, ihr Reichen, weinet und heulet über euer Elend!“ Erinnern Sie sich an das Gleichniß vom reichen Mann, Herr Konfrater, bei Lukas im sechszehnten? Herrlich lebte er und in Freuden, und als ganz selbstverständlich heißt es dann von ihm: „Als er nun in der Hölle und in der Qual war —“ denn wohin sollte er denn sonst auch kommen? „Wie schwer ist es, daß ein Reicher in das Reich Gottes komme!“ heißt's bei Matthäus im neunzehnten, und wo nicht sonst noch alles ähnlich?“

„Fürchtgott,“ fiel Meinert mit seinem guten Lächeln hier ein, „weißt Du, was die Leute sagen? Sie sagen, das wären Deine einzigen Predigttexte, und deshalb hättest Du diese Bibelstellen so gut im Kopfe.“ Gadebusch stuzte einen Augenblick, dann brach er in ein bröhnendes Gelächter aus. „Kann sein, Michael, kann ganz wohl sein. Wenn ich diese Leute nicht gehörig zusammenschmeißen kann, ist mir niemals wohl auf der Kanzel. Mit der sozialen Frage muß sich eben heute Jeder auseinandersetzen, so oder so, kein Mensch kann

mehr daran vorbei. Und nach meinem Dafürhalten sind diese Reichen die eigentlichen Anarchisten und Nihilisten, Michael. Daß die soviel Geld zusammenraffen und wieder vergeuden, ist gegen die göttliche Weltordnung, das ist Umsturz, verstehst Du? Denn der natürliche Zustand wär's, und Gottes Wille ist's, daß Jeder in der Welt genug zum Leben hat, keiner zu viel, keiner zu wenig. Und bloß die Reichen verschulden also die ungleiche Vertheilung, die Unzufriedenheit, die Gährung, den Unglauben und das Elend. Quod erat demonstrandum. Und nun muß ich gehn.“ Er schüttelte Meinert's Hand beinahe aus dem Gelenk. „Du, Michael, heiläufig: kannst Du mir nicht 'n bißchen Geld geben? Wenn's auch nur zehn Märker sind!“

Meinert gerieth in einige Verlegenheit. Er griff in all' seine Taschen, obgleich er wußte, daß er niemals einen Nidel bei sich trug, zog einige Schubladen auf, in denen er ganz sicher war, kein Geld zu finden, und stammelte dann: „Ich glaube, Hanna hat alles an sich genommen, Fürchtgott. Ich will doch mal gleich mit ihr reden.“

Aber Gadebusch hielt ihn lachend zurück: „Nein, laß nur lieber, Michael. Ich denke, sie hat ganz recht daran gethan. Ein Kind wie du, kann mit Geld ja auch noch garnicht umgehn. Und herausrücken thut sie doch nichts, das kenn' ich schon. Thät's an ihrer Stelle auch nicht. So einen leichtsinnigen Kerl, wie mir, vertraut so eine bona mater familiaris nichts an. Aber Geld brauch' ich notwendig. Sie, Herr Konfrater, hätten Sie nicht noch ein Scherflein für mich? Ich glaub' zwar, ich bin Ihnen noch eins schuldig. Aber es kommt alles in gute Hände, wissen Sie!“

Während Gotthold sein Portemonnaie herauszog, drohte Meinert, der sich dadurch etwas erleichtert fühlte, Gadebusch mit dem Finger. „Du, Fürchtgott, wenn das Deine Regina wüßte!“

„Pst!“ machte Gadebusch und legte den Zeigefinger an die Lippen, während er zwinkern die Augen eintniff. „Wenn's nach mir ginge, Michael, brächt' ich alle Deine alten Schmöker

zum Antiquar. Nimm Dich in Acht, daß ich sie Dir nicht mal heimlich wegtrage!" Nachlässig steckte er das Geld, das Gotthold ihm gereicht hatte, in seine Westentasche, ohne es anzusehn. „Danke. Adieu.“

„Adieu, alter Fechtsbruder,“ rief Meinert, der ganz ausgeräumt geworden war. Und als die Thür sich hinter Gabebusch geschlossen hatte, setzte er hinzu: „Ich glaube, er hat nur noch ein einziges Hemd in seinem Wäschkasten, der gute Fürchtgott. Und wenn seine Regina ihm das nicht heimlich wegschleppt, trägt er auch das noch fort zu seinen Armen. Alles betteln sie ihm ab, und er wird oft gewiß sehr gemißbraucht. Aber welch ein guter Mensch, welch ein guter Mensch, lieber Herr Amtsbruder!“ Er seufzte leise. „Und nun lassen Sie uns doch zu den Damen hinübergehn. Wir wollen gleich einmal hören, wie sie Ihren Vorschlag aufnehmen werden. Ich selbst habe ja leider keine Zeit, mich mit solchen Dingen zu befassen. Aber meine Hanna wird alles schon zum Besten wenden.“

Und wieder saß Gotthold in dem sauber-freundlichen Wohnzimmer mit den vielen Blumentöpfen am Fenster, den vielen gestickten Sophakissen und den gehäkelten Deckchen über allen Stuhllehnen. Frau Hanna hatte ihren schwarzen Kater neben sich auf der Sophallehne, schenkte ihm ihren gut duftenden Kaffee ein, pries ihre Schürztuchen an und ließ sich von ihrem Manne mit ihrem „Spital“ necken. Es war alles ganz wie damals; hier schien die Zeit stille zu stehn. Gute, in sich befriedigte Menschen, — aber zum ersten Male dachte Gotthold doch: was sie im Grunde für Egoisten sind! Solche Menschen kann unsre Zeit nicht mehr brauchen.

Wieder kam Magdalena zu spät an den Kaffeetisch, und wieder wollte sie schweigend dastehn, als Gotthold sofort das Wort an sie richtete und seine Bitte vortrug. Nun ging sie mit unerwarteter Lebhaftigkeit auf seinen Vorschlag ein, während Frau Hanna, in ihrer klagenden Sprechart, gewichtige Bedenken äußerte.

„Mein weltfremdes Kind, das so gar keine Gesellschafts-

routine hat, Herr Pastor, — Ich weiß wirklich nicht — Wir leben so ganz außerhalb aller weltlichen Vergnügungen und Ideen — Magdalena wird gar nicht einmal wissen, wie sie sich mit Herren zu benehmen hat, — sie ist ausschließlich an weiblichen Verkehr gewöhnt, hat ihre Lesetränzchen und Erbauungsstunden mit den Freundinnen, aber sonst —“

„Nun, nun, nun,“ machte Meinert in seiner stets begütigenden Art. „Wie sie sich mit Herren zu benehmen hat, wird sie wohl wissen, liebe Hanna, Magdalena ist über zwanzig, dünnt mich.“

Gotthold sah, daß Magdalena Meinert seinen Vorschlag mit verlangenden Händen aufgriff. Wieder wie damals, zitterten ihre feinen Nasenflügel leise, und in ihren Augen war ein seltsames Flackern. Offenbar wollte sie die willkommene Gelegenheit nützen, aus dieser Stille und Enge ihres Elternhauses endlich einmal einen Schritt ins Leben hinaus zu thun. Wieder mochte sie das Gefühl haben, als wehe der kräftige Salzhauch des Meeres zu ihr hinüber, und sie öffnete leicht die Lippen und schloß die Augen, um ihn einzuathmen. Wußte Frau Hanna nichts von dem, was in ihrer Tochter vorging? Lebten die Weiden wie Fremde neben einander in diesem Klosterfrieden? Aber daß Magdalene einen Mann liebte, dessen Weib sie nicht werden durfte, mußte sie doch wissen. Und konnte man ein solches Mädchen wohl noch so als Kind behandeln? In Gotthold dümmerte eine Ahnung auf, als ob dieser stille Frieden vielleicht nur den Deckmantel einer Tyrannei bilde — gewollt oder ungewollt. Und um so wärmer trat er für seinen Vorschlag ein. Ein halb erstaunter, halb dankbarer Blick aus Magdalene's Augen traf ihn dafür.

Endlich gab Frau Hanna nach, wenn auch in so klagendem Ton, daß man hätte denken können, es handle sich um den Besuch in einem Typhuslazareth. Meinert selber war schon längst wieder in seine Gedanken versunken und wußte gar nicht mehr, um was es sich handelte. Er lächelte nur milde und entsagend vor sich hin. Gotthold berichtete von den lebenden Bildern, aus der Geschichte der Provinz, die man in

Vorschlag gebracht hatte, und die von dem, auch als Maler thätigen Zeichenlehrer des Gymnasiums arrangirt werden sollten. Es gab da vielerlei über die Kostüme und die geeigneten Vertreter der in Aussicht genommenen Rollen zu berathschlagen. Magdalene ging verständnißvoll und lebhaft auf alles ein, sie war auch sofort bereit, Gotthold zu den übrigen Komitédamen zu begleiten, mit denen man sich ins Einvernehmen setzen mußte. „Wir müssen die Verantwortung doch auf möglichst Viele abwälzen,“ sagte sie lächelnd, „denn es wird voraussichtlich mancherlei Unzufriedenheit, Neid und Intrigue dabei absehen.“

Gotthold wunderte sich immer mehr über die ruhige, reife und weltkluge Art, in der dies „Kind“ sprach. „Wo sie das nur alles gelernt hat!“ dachte er. Und manchmal brach aus Magdalene's Worten der Funke eines so leidenschaftlichen Temperaments hervor, daß er fast verschüchtert zu Frau Hanna hinüberblickte, die aber nichts davon zu gewahren schien, sondern nur hin und wieder, in ihrer klagenden Tonart, einige Zwischenbemerkungen einstreute, die mit dem behandelten Gegenstand in gar keinem Zusammenhang standen. Magdalene selber ließ dann auch wohl, als ob sie fühlte, daß sie sich zu weit vorgewagt, ihre Lider plötzlich halb über die Augen herabfallen, und ihre Lippen schlossen sich mit jenem herben Zuge, der Gotthold damals zuerst in ihrem schön geschnittenen Gesicht aufgefallen war.

Als sie dann Beide zusammen aufbrachen, und Meinert, mit einem zerstreuten Lächeln, wie erlöst, in sein Studirzimmer hinüberging, während Frau Hanna wehmüthige Mahnworte an ihre Tochter richtete, etwa als verlasse sie zum ersten Male das Vaterhaus, hatte er eine Empfindung, wie wenn er da eine schwere Verantwortung auf sich genommen hätte. Er lächelte selber über den Gedanken, aber doch war ihm nicht ganz frei zu Muth. Dieses stille Pfarrhaus, mit seinem guten Blumen-, Kuchen- und Räucherkerzenbust, mochte für einen lebhaften und thatenbursigen Geist wohl wirklich zu Zeiten etwas von einem Gefängniß besitzen, aber war es seines Amtes gewesen, Magdalene daraus zu befreien?

Er hatte geglaubt, daß sie auf ihrem gemeinsamen Wege, nun sie sich nicht mehr unter der ständigen Beobachtung ihrer Mutter befand, frei und lebendig zu ihm sprechen werde, aber darin hatte er sich getäuscht. Sie blieb jetzt ganz stumm, und der strenge Zug um ihre Lippen schien sich nur noch zu vertiefen. Wollte sie ihn irreführen, oder war es ihr schon wieder leid, ihn einen flüchtigen Blick in ihr sonst so ängstlich verschlossen gehaltenes Innenleben thun gelassen zu haben?

„Sie kommen sonst wenig in die Welt, Fräulein Meinert?“ fragte er.

„Gar nicht, Herr Pastor.“ Ihr Ton war gleichgültig und kühl. Jetzt zitterten nicht einmal ihre feinen Nasenflügel mehr dabei. Ruhig und aufrecht schritt sie neben ihm her, kaum um einen Zoll breit kleiner als er selbst.

„Und wie nützen Sie Ihren Tag?“ fragte er weiter.

„Ich? Ich helfe meiner Mutter die Blumen begießen und franke Katzen pflegen.“ Selbst jetzt gährte keine verhaltene Bitterkeit in ihren Worten, eher war etwas Herausforderndes in dem Klang ihrer Stimme, als wollte sie ihn fragen, wie denn er dazu komme, sich in ihr Eigenstes und Innerstes einzudringen zu wollen.

„Nein, es kommt keine Sonne in das Haus,“ dachte Gotthold wieder — dann sagte er laut: „Und die kranken Menschen, Fräulein Meinert? Es giebt heute so viele, die krank sind, an Leib und an der Seele. Haben Sie für die keine Stunde übrig am Tage? Ich glaube, Sie würden sie zu Ihren glücklichsten zählen.“

Sie schwieg eine Weile, um dann mit einem trozigen Kopfschütteln zu erwidern: „Ich bin die Tochter meiner Eltern, Herr Pastor.“

„Sie wollen doch nicht damit sagen, daß Ihre Eltern Ihnen in den Weg treten würden, wenn Sie Werke der Barmherzigkeit üben möchten, Fräulein Meinert?“

„Oh,“ machte sie in wegwerfendem Tone, „gewiß nicht. Aber auf so etwas verfällt man bei uns im Hause eben nicht. Man giebt übrigens reichlich für die Armen. Meine Mutter

ist eine gute Rechnerin und hat ihren besonderen Etat für wohlthätige Zwecke, der nie überschritten wird, aber auch nie unverbraucht bleibt. Bei uns ist überhaupt alles genau zugeschnitten und eingetheilt.“

Es war Gotthold seltsamerweise, als ob sie hätte hinzufügen wollen: „Auch die Gedanken und Gefühle.“ Aber er irrte sich sicherlich. Es schien überhaupt nicht wohlgethan, auf diesem Wege weiter fortzufahren, er fürchtete sich vor dem, was Magdalene weiter hätte sagen können. Schweigend schritten sie eine Weile nebeneinander her. Sie mußten jetzt die Breitenstraße durchqueren, auf deren Trottoiren, um diese nachmittägige Stunde, die Menschen, wie bei einem Corso, auf und nieder wogten. Magdalene wurde von einem hochgewachsenen, schwarzbärtigen Herrn begrüßt, der gleichzeitig Gotthold einen stehenden Blick zuwarf. Gotthold hatte sogar die Empfindung, daß er hinter ihnen stehen bleibe, um sich nach ihnen umzusehn. „Wer war das?“ fragte er und sah, daß Magdalene bleich geworden war. „Doktor Ebert,“ gab sie zur Antwort.

Er fragte nicht weiter. Stumm legten sie den Rest ihres Weges zurück.

XII.

Gotthold hatte schon seit längerer Zeit den Wunsch, eine sozialdemokratische Versammlung zu besuchen. Was er in Büchern und Flugschriften gelesen hatte, hätte er nun gern einmal auch mit lebendigem Munde verkündigen hören und die Wirkung beobachten mögen, die dies neue Evangelium auf die Gemüther derer hervorbrachte, die sich zu Unrecht von den Gütern dieser Welt ausgeschlossen wähnten. Aber Alle hatten ihm dringend abgerathen, seinem Wunsch nachzugeben. Man sagte ihm, er könne Unannehmlichkeiten haben, wenn man ihn erkenne und für einen Spion halte. Auch sei der, in diesen Versammlungen angeschlagene Ton neuerdings so roh, daß er sich nur angeekelt dadurch fühlen werde, oder er werde sich gar durch sein Temperament fortreißen lassen, auf die provokatorischen Reden dieser Maulhelden etwas erwidern zu wollen, und dann werde vollends eine Kette von Mißlichkeiten daraus entstehen.

„Ein Pastor gehört nicht in die Politik!“ erklärte der Kommerzienrath. „Schlimm genug, daß es heute Männer im Talar giebt, die in die Volksversammlungen niedersteigen. Ein Pastor ist der Diener der Regierung und hat nicht nach rechts oder links zu sehn.“

Selbst die Ingenieure und Werkmeister auf den Wiling'schen Werken, mit denen Gotthold vielfach in Berührung kam, warnten ihn vor einem Besuch der Parteiversammlungen. Die Stimmung sei jetzt sehr erbittert, weil man schon Nachsicht habe von der geplanten Erweiterung der Werke und einem

daraus folgenden, regen Zuzug fremder Arbeiter, durch welchen den brachliegenden, unsicheren Elementen am Ort vollends die Hoffnung auf Wiederbeschäftigung entzogen werde. Man erwarte einen bekannten Berliner Agitator, der die Trägen und Lauen im Lande wieder einmal aufheizen solle. Man müsse jetzt also ein besonders scharfes Auge auf die gesammte Arbeiter-Masse haben und, bei der Feindseligkeit im andren Lager, könne es in jeder Versammlung unschwer zu Gewaltthätigkeiten kommen; eines Funkens bedürfe es ja ohnehin nur, um dies Pulverfaß zur Explosion zu bringen.

Gotthold war durch die erhaltenen Auskünfte wenig befriedigt. Daß man auf den Willing'schen Werken die Sozialdemokraten als eine Herde von wilden Thieren hinstellte, war ihm nichts Neues. Für den Kommerzienrath und seine Leute gab es überhaupt keine soziale Frage und keine berechtigigte Bewegung des vierten Standes. Alle diese Rebellen hatten es in Wahrheit so gut, wie sie es nur verlangen konnten, und wenn sie dennoch revoltirten, mit großen Phrasen um sich warfen und plötzlich die Welt von unterst zu oberst lehren wollten, hätte man das arbeitscheue, verkommene Gesindel auf ein paar Kriegsschiffe laden und deportiren sollen. Zwangskolonien in den afrikanischen Besitzungen, für die Sozialdemokraten, — das war Willing's Programm, und dafür wollte er öffentlich eintreten, wenn er erst einmal im Reichstag saß; denn eher gab es keine Ruhe im Lande, als bis man sich all' dieser gährenden Elemente durch ein Radikalmittel entledigt hatte. Hier war der Punkt, in dem Gotthold's Anschauungen sich von denen seines Onkels trennten. Willing verschmähte jede Kenntnißnahme der sozialistischen Tendenzen und Forderungen, weil er von vornherein das Bestehende für das einzig Mögliche und Berechtigigte erklärte, er wollte Gewalt gegen Gewalt anwenden und betrachtete selbst die Religion nur als eine Art von Zwangsmittel. Von milder Belehrung, auf die Gotthold's Wünsche zielten, wollte er nichts wissen, wilde Thiere ließen sich eben nicht belehren; wenn man sie nicht todtschlug, würde man von ihnen gefressen.

Unter den Willing'schen Fabrikingenieuren war einer, für den Gotthold ein besonderes Interesse hatte. Er galt als nicht ganz „sicher“. Wenn er nicht der brauchbarste von allen und in seinem Ressort geradezu unentbehrlich für die Werke gewesen wäre, hätte Willing ihn wahrscheinlich, auf den bloßen Verdacht einer Sympathie mit den sozialistischen Bestrebungen der Zeit hin, schon lange aus seinen Diensten entlassen, denn er kannte sonst in ähnlichen Fällen keinen Spaß und war von langem Parlamentiren kein Freund; sein Grundsatz war, lieber hundert zu Unrecht Verdächtige zu entlassen, als einen mit Recht Verdächtigten auf seinen Werken zu behalten. Konstantin Maywald war ein sehr stiller, ernster und verschlossener Mensch. Er that mit eiserner Konsequenz seine Pflicht, obgleich er als kränklich galt. Aber außerhalb der Arbeitsstunden auf den Werken war er für nichts zu haben und verkehrte mit keinem seiner Genossen. Man wußte nicht recht, was er trieb, der hagere Mann mit den hochgezogenen Schultern, der schlechten Haltung und den tiefliegenden Augen in dem blassen, von schwarzem, dünnem Bart umstarrten Gesicht war daher den Andren etwas unheimlich. Bestimmtes konnte man ihm freilich nicht nachsagen, denn er ließ sich nie in ein Gespräch ein, das über die geschäftlichen und technischen Dinge hinausging, und sein Arbeiterpersonal leistete Mustergültiges. Da man ihn nie in der Kirche sah, ging das Gerücht, daß er jüdischer Herkunft sei, Manche wollten aus seiner Sprache sogar entnehmen, daß er aus Rußland oder doch von der russischen Grenze herkommen müsse. Thatsächlich hatte er in verschiedenen Herren Länder schon gearbeitet, obgleich er die Dreißig kaum überschritten haben konnte, und brachte von überallher glänzende Zeugnisse mit.

Gotthold war er durch die knappe Sachlichkeit aufgefallen, mit welcher er ihm alle gestellten Fragen beantwortete, und durch sein zurückhaltendes Wesen, das doch nichts Hinterhältiges, sondern nur etwas Abwartendes und Nachdenkliches zu haben schien. Er fragte ihn jetzt nach seiner Ansicht über die Stimmung im sozialistischen Lager, und ob er, als Neffe des

Kommerzienraths und Geistlicher, wohl ohne Bedenken eine der Parteiversammlungen besuchen könne. Maywald zögerte eine Weile mit der Antwort. Dann sagte er, nach seiner Gewohnheit zu Boden blickend: „Ich sehe keinen Hinderungsgrund. Sofern die Versammlungen nicht ausschließlich für Parteigenossen anberaumt sind, was häufig der Fall ist, steht der Zutritt Jedermann offen, und man wünscht die Betheiligung Andersdenkender ja um so mehr, als man dadurch nur für die sozialistischen Ideen Propaganda zu machen denkt. Und das Gastrecht wird in diesen Versammlungen durchaus gewahrt. Es wird sich übrigens vielleicht empfehlen, zu warten, bis der sozialistische Reichstagsabgeordnete kommt, dessen baldigem Erscheinen man hier entgegenfieht.“

„Sie besuchen diese Versammlungen zuweilen?“ fragte Gotthold.

„Ja.“ Es klang ruhig und kühl.

„Haben Sie auch Kurt Wellmann schon sprechen hören?“

„Ich höre ihn fast jeden Sonnabend sprechen.“

„Sind die Versammlungen so regelmäßig?“

„Nicht die sozialdemokratischen, aber die der Freidenker.“

„Freidenker?“ Gotthold sah überrascht auf. „Giebt es solch' einen Verein hier?“

„Er steht in engster Verbindung mit der Sozialdemokratie. Man könnte sagen: er wird aus denjenigen Elementen derselben gebildet, die noch ein religiöses Bedürfnis haben und sich nicht in der absoluten Negation alles Religiösen gefallen. Es ist die Richtung, welche Kurt Wellmann vertritt, und welche durch ihn, hier am Ort, zahlreiche Anhänger gefunden hat. Sie tritt den politischen und sozialen Bestrebungen der Partei im Uebrigen durchaus bei, wird aber trotzdem von den atheïstischen Politikern derselben etwas scheel angesehen.“

„Sie sind ja auffallend gut orientirt, Herr Ingenieur,“ sagte Gotthold unwillkürlich.

Der Andre warf ihm von unten herauf einen kurzen, glimmernden Blick zu, dann versetzte er, in demselben kühlen, gleichmäßigen Tone, wie bisher: „Ich pflege mich überall, wo

ich bin, genau mit den Zeitströmungen bekannt zu machen, Herr Pastor, und das Leben der arbeitenden Klassen außerhalb der Arbeitszeit zu verfolgen.“

„Sie studiren das Volk also, sozusagen?“

„Ich wüßte nichts Interessanteres.“

„Und welchen Eindruck haben Sie von der hiesigen Arbeiterbevölkerung gewonnen?“

Wieder jener flüchtig aufglimmernde Blick, der Gotthold überstreifte. Und dann kam die ruhige Antwort: „Ich bin ein Angestellter dieser Fabrik, Herr Pastor, und stehe dem Neffen meines Prinzipals gegenüber.“ Er verneigte sich kurz.

Gotthold biß sich auf die Lippen. Er hatte das Gefühl, von diesem Manne, dessen scharfen, klugen Geist er aus jedem seiner Worte hervorleuchten sah, mehr und Werthvolleres zur Charakteristik der Situation hier erfahren zu können, als aus all' den „offiziellen“ Berichten, die ihm zu Theil wurden, und aus seinen eigenen Wahrnehmungen, die so oft zu widerspruchsvollen Resultaten geführt hatten. Aber da war wieder einmal das „System“ seines Onkels, das sich immer hemmend geltend machte, wenn man ein offenes Wort und eine ehrliche Meinung hören wollte, dies vortreffliche System, auf das er so stolz war, und das aus seinen Werken einen einzigen, tadellos fungirenden Mechanismus geschaffen hatte, an dem keine kleinste Schraube je sich zu lockern wagte. Dieser „Angestellte“ weigerte sich, ihm auch nur sein Urtheil über die Leute auszusprechen, die im Solbe seines Onkels standen und „also“ keine Sozialdemokraten sein durften! Er selbst konnte ja auch ein Spion sein; es gab solche Spione in den Willing'schen Werken.

„Sie dürfen mir dann wenigstens sagen, wo und wann die Versammlungen der „Freidenker“ stattfinden, Herr Ingenieur,“ sagte Gotthold, mit einer gewissen Bitterkeit.

„Da die Behörde dem Verein alle nur erdenkbaren Schwierigkeiten in den Weg wirft, — der frühere Jugendunterricht ist Kurt Wellmann untersagt worden, und er hat sogar eine Haftstrafe für die Uebertretung dieses Verbots verbüßt; die Versammlungen werden polizeilich überwacht, häufig aufgelöst

und die Redner wegen Gotteslästerung, Religionsbeschimpfung u. s. f. zur Verantwortung gezogen, — finden die Zusammenkünfte, während der warmen Jahreszeit jetzt, im Freien statt. Alle Sonnabend um acht Uhr Abends, auf dem Arthursberg.“

„Ich danke Ihnen. Der Zutritt ist Jedermann gestattet?“

„So viel ich weiß, ja. Ich bin nicht Mitglied des Vereins —“ der Sprecher betonte diesen Satz mit einer gewissen bitteren Auffälligkeit — „aber ich besuche die Versammlungen sehr häufig. Man sieht Angehörige aller Stände dort. Die Mehrheit bilden freilich die Arbeiter.“

Gotthold hatte genug gehört. Er verabschiedete sich von dem Ingenieur mit einem Händedruck und ging. Morgen war Sonnabend. Er konnte die Stunde kaum erwarten, wo er Kurt Wellmann würde predigen hören. Predigen! Das Wort war ihm so in den Sinn gekommen, aber er lächelte herb dabei. Eine Predigt würde das wahrlich nicht sein, was der einstige Jugendfreund, den nach dem Worte dürstenden Arbeitern, vorredete und womit er ihre Herzen vergiftete. Einst hatte er mit so flammender Begeisterung sprechen können. Würde er es heute noch können, wo nicht mehr Christus ihn anfeuerte, sondern er den Antichrist verkündigen wollte? Denn was war dieser Christus, an den er glaubte, und den er sich nach eigenem Gutdünken zurechtgemacht hatte, anderes? Und was sollte dieser den Mühseligen und Beladenen frommen, die er um sich sammelte?

Der nächste Tag war sommerlich heiß. Gotthold war, schon vom frühen Morgen an, in einer fieberisch erregten Stimmung, ohne daß er es vor sich selber eingestehen wollte. Er hatte seine eigene Predigt noch auszuarbeiten, fand aber keine Ruhe dazu. Ein paarmal, während er über dem Text des Johannesevangeliums im neunten Kapitel brütete, wo der von Jesus geheilte Blindgeborene den Pharisäern auf ihre Worte: „Wir wissen nicht von wannen dieser Jesus ist,“ antwortet: „Das ist ein wunderbarlich Ding, daß ihr nicht wisset, von wannen er sei und er hat meine Augen aufgethan; wäre dieser nicht von Gott, er könnte nichts thun,“ ertappte er sich

selber darüber, daß er sich fragte, ob auch Helga Lehr wohl zu Kurt Wellmanns Neben komme. Als ob das ihn etwas hätte zu kümmern brauchen! Sie war ja ohnedies von denen, die da nicht wußten, nicht wissen wollten, von wannen dieser Jesus sei, und man konnte nur beten, daß Gott auch ihr einmal die Augen aufthun möchte, damit sie sehend werde. Heute tappte sie blind in der Finsternis umher, wie sie Alle, Alle. Und morgen wollte er auf der Kanzel von diesen seelisch Blinden sprechen, die Gottes eingeborenen Sohn nicht zu schauen vermochten, der sich doch in seiner ganzen Herrlichkeit ihnen geoffenbart hatte.

Schon zweimal hatte Niese, in ihrer geräuschlosen Art, die Thür seines Studierzimmers geöffnet, um ihren rothblonden Kopf durch die schmale Spalte hereinzustecken. Sie wollte offenbar etwas von ihm, wagte aber nicht, ihn zu stören. Und er blickte auch von seinen Büchern gar nicht auf. Daß sie ihn so viel umschlich, immer wieder mit hundert kleinen Anliegen, die ebenso gut durch Irma hätten erlebigt werden können, sich zu ihm einbrängte, verdroß ihn schon längst und war ihm unheimlich. Es war etwas Katzenhaftes in ihrem Wesen, das ihm nicht gefiel. Manchmal mochte er ihr gar nicht in die Augen sehen. Und dann dies Lächeln, vor dem er förmlich roth wurde, zumal er dann immer an ihrer Weider erstes Zusammentreffen denken mußte!

„Was wollen Sie denn, Marie?“ Hier im Hause hieß Niese Marie. „Warum kommen Sie nun schon zum dritten Mal an meine Thür?“ Seine Stimme klang unfreundlich, seine Stirn war gerunzelt.

„Verzeihen Sie tausendmal, Herr Pastor, aber ich habe eine Bitte. Ich möchte heute aus.“

„Warum wenden Sie sich nicht an meine Schwester damit?“

„Das Fräulein ist immer so wunderbar, Herr Pastor. Ich hab' manchmal ordentlich Angst vor ihr. Sie sieht einen manchmal so an, als kennte sie einen gar nicht, wenn man zu ihr kommt. Und dann die Augen! Das ist ja wohl ge-

rade, als wäre sie nicht so ganz bei sich, — entschuldigen Sie man.“

„Nun gut, gehen Sie nur! Meine Schwester ist mit Ihnen zufrieden, also habe ich keinen Grund, Ihnen Ihren Ausgang zu verweigern. Wir haben das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie diese Erlaubniß jetzt nicht mehr mißbrauchen werden.“ Er winkte ihr mit der Hand, zu gehen.

Sie kam aber noch näher auf ihn zu, immer mit ihrem lauernnden Lächeln und ihren lazenhaften Bewegungen und griff rasch nach seiner Hand, die über der aufgeschlagenen Bibel lag. „Was ist denn? Was wollen Sie denn noch?“ fragte er unruhig, während ihn ein prickelnder Nervenschauer übermannte. Seine Fingerspitzen wurden plötzlich eiskalt.

„Bloß ihnen die Hand küssen, Herr Pastor. „Ich danke Ihnen so. Sie sind so gut zu mir.“

„Lassen Sie nur! Lassen Sie nur!“ Er mußte ihr seine Hand mit Gewalt entziehen. „Ich habe jetzt keine Zeit. Gehen Sie mit Gott! Grüßen Sie Ihre Schwester von mir! Morgen komm' ich zu ihr. Adieu!“ Und er drehte sich von ihr ab und stützte, über der Bibel, seinen Kopf in beide Hände, als ob er sich vor ihr verstecken wollte. Er hörte garnicht, daß sie wegging, auch sagte sie kein Wort weiter. Als er nach einer Weile sich umblickte, war sie aber fort. Sein Herz begann ruhiger zu klopfen. Es war seltsam: aus diesem Mädchen wehte ihn immer etwas an, was ihn verwirrte und beunruhigte. Es mußte der Hauch der Sünde sein, der sie umgab. Er stand auf, um, mit auf dem Rücken gekreuzten Händen, das Zimmer zu durchwandern. Dazwischen setzte er sich immer wieder einmal nieder, um weiter an seiner Predigt zu arbeiten, aber die rechte Stimmung wollte heute nicht kommen. Er blickte, am Fenster lehrend, zu dem Neubau der Lutherkirche hinüber. Wenn er dort erst auf der Kanzel stehen würde! Aber gerade in der Nähe dieses neuen Tempels, in dem man dem lebendigen Gott dienen wollte, hielten die Ungläubigen und die Umstürzler, die da verkündigten, es sei im Weltall heute kein Platz mehr übrig für einen Schöpfer

Himmels und der Erden, ihre Versammlungen ab und die Menge strömte ihnen zu.

Die Sonne war im Niedergehn. Noch lag ihr letzter warmer Glanz auf den Hügelwellen und über den Kronen der Laubwälder. Auch den Kirchenbau in der Mulde überlohte er noch, als wäre ein heiliges Feuer darin angezündet worden. Dann verblüht er, — dort am ehesten. Und nun ragte der nackte, kahle, dachlose Bau, im Kranz der Gerüststangen, nüchtern und hilflos in das webende, graue, kalte Zwitterlicht. Es durchschauerte Gotthold. Alles wie weggeblüht, — wie erstorben. Und plötzlich mußte er denken: Wer weiß, ob ich jemals dort Gottes Wort verkünden werde! Wer weiß, ob jemals dies Haus des Herrn dort oben vollendet werden wird!

Er strich sich unmuthig über die Stirn hin. Was für thörichte, verzagte Gedanken! „Jesus Christus gestern und heute, Jesus Christus auch in Ewigkeit!“ sprach er laut, mit den Worten des Hebräerbriefes, vor sich hinaus.

Lange vor der festgesetzten Zeit, machte er sich auf den Weg. Fast hätte er die Wohnung verlassen, ohne Irma Lebewohl zu sagen. Er lehrte an der Korriborthür noch einmal um und ging zu ihr. Als sie ihn verwundert und verständnißlos ansah, daß er an einem Sonnabend Abends das Haus verlassen wollte, mußte er an Mieke denken, die gesagt hatte, manchmal kenne Irma Einen garnicht, und es wäre dann, als sei sie garnicht recht bei sich. „Bleib doch hier!“ sagte sie plötzlich, Gotthold's beide Hände umklammernd, „ich hab' solche Angst.“

„Angst? Wovor? Warum denn?“

„Ich weiß nicht.“ Sie fuhr sich mit beiden Händen rasch einmal an den Schläfen entlang. „Es kommt manchmal. Und heut ist's wieder.“ Sie sah mit stieren Augen zu dem Kreuzifix hinüber. „Ich fürcht' mich dann vor dem da,“ flüsterte sie hastig, — „beinahe fürcht' ich mich vor ihm.“

„Irma!“

„Ja, nicht wahr? Es ist schrecklich.“ Sie schauderte

zusammen. „Und doch lieb' ich ihn ja so, Gotthold.“ Sie lehnte sich an seine Brust, sie barg ihren Kopf an seiner Schulter, bohrte ihn förmlich in sie hinein.

Er streichelte ihr Haar, gab ihr beruhigende Worte. „Wo gehst Du hin?“ fragte sie endlich.

Er sagte es ihr. „Und weißt Du, wer dort sprechen wird? Du kennst ihn ja auch, Irma: Kurt Wellmann.“

Sie stieß einen Schrei aus und warf ihre Arme in die Luft, als ob sie stürzte. Er mußte sie halten und niederstigen lassen. „Was hast Du denn?“ fragte er. „Wußtest Du garnicht, daß er hier lebt und unter die Sozialdemokraten gegangen ist?“

Sie schüttelte, stier vor sich hinblickend, den Kopf. „Das hast Du mir nicht gesagt.“

„Ich wußte nicht, daß es Dich interessieren würde. Dich interessiert so wenig von dem, was in der Welt vorgeht. Du fragst nie, Du wehrst alles von Dir ab. Immer sagst Du mir, daß Du mit Dir allein genug und übergenug zu thun hast. Ich hätte Dir's auch jetzt nicht gesagt, es ist mir nur so herausgefahren. Ich sprach ihn nur einmal. Du begreifst, wie weit unsre Wege jetzt auseinandergehn. Uebrigens fragte er damals auch nach Dir.“

Irma blieb eine Zeitlang weiter ganz starr und regungslos sitzen. Sie brütete, wie entgeistert, vor sich hin. Dann zuckte sie leise zusammen und drehte ganz langsam und scheu den Kopf nach dem Kreuzifix herum. Es machte den Eindruck, als wollte sie ängstlich nach dessen Mienen und Gesichtsausdruck, nach den Augen spähen, mit denen er sie anblickte. Und ein leises Zittern durchrann sie. Plötzlich sagte sie: „Ich möchte mit Dir gehn. Aber er will's heute nicht.“ Und sie kroch auf ihrem Stuhl immer mehr in sich zusammen, ohne die Augen mehr aufzuheben.

Gotthold betrachtete sie ein paar Sekunden lang mit heißem Erbarmen. Dann sagte er: „Gut denn, wir gehen also ein andermal zusammen, Irma. Für heute lebe wohl.“

Sie gab keine Antwort mehr, und er ging. Er horchte

draußen noch zögernd einen Augenblick, ob sie nach ihm rufen werde, aber alles blieb still. So verließ er das Haus in trübem Sinnen.

Schon als er von der Vorstadtstraße abbog, um den hügelan führenden Weg einzuschlagen, begegnete er kleinen Trupps von Arbeitern, welche die gleiche Richtung mit ihm verfolgten, und es fiel ihm auf, daß sie nicht, wie an den Sonntags-Nachmittagen, lärmend und singend einherzogen, sondern still und ernst, wie zu einem Gottesdienst. Sie sprachen wenig, und was sie sprachen, war kein roher Scherz, wie sonst wohl, sondern ein Austausch kurzer, ruhiger Bemerkungen. Manche hatten ihren Sonntagsstaat angelegt, in der schmutzigen Arbeitsblouse kam kein Einziger. Hier und da gewahrte Gotthold bekannte Gesichter aus dem Stadtviertel am Flusse, Männer und Frauen. Alle hatten das gleiche Ziel. Als er die Höhe erreicht hatte, sah er, daß man auch Einen im Rollstuhl heraufgehoben hatte. Zwei junge Frauen, von denen die eine einen Knaben an der Hand führte, stießen denselben aufwärts. Eine Alte humpelte mühselig hinterher. Der Mann im Wägelchen war mit einem weiten, schwarzen Tuche eingehüllt, das die ganze linke Körperseite verhüllte, während der rechte Arm frei blieb. Er hatte ein blondbärtiges, hübsches Gesicht mit ernststen, traurigen Augen. Einmal drehte er sich halb nach der alten Frau um und sagte: „Na, kannst Du auch noch, Mutter? Da hab' ich's bequemer in meiner Klippasche.“

„Wird schon gehn, wird schon gehn,“ gab die Alte zurück, „macht nur vorwärts. Ich komm' nach.“

Gotthold erkannte die alte Grünträgerin Emilie Sauter, die im Keller des Hauses, in welchem Kurt Wellmann wohnte, ihren Handel trieb. Und das da vorn waren also ihre Töchter, die den Bruder zum Arthursberg hinaufführten, damit auch er Kurt Wellmann sprechen hören konnte. Es hatte etwas wider seinen Willen Nührendes für Gotthold, als er sich's klar machte. Die jüngere der Frauen, die eine starke, üppige Blondine war, hatte es sichtlich besonders eilig, an Ort und Stelle zu kom-

men. Sie ließ sich die Worte der Alten gesagt sein und drängte vorwärts, den Knaben an der Hand mit sich reisend.

Gotthold trat an die zurückbleibende Alte heran, die leicht erschraf, als sie ihn erkannte, und grüßte sie. „Nun, Sie wollen auch zur Versammlung?“ fragte er, und eine gewisse Bitterkeit klang in seinen Worten.

„Ach, Herr Gott, ja, Herr Pastor, ja,“ erwiderte sie stehenbleibend. „Die Kinder haben mir ja keine Ruhe gelassen. Abends kann ich ja abkommen, und die Ehlermann steht schon 'mal nach den Ziehkindern von der Trude. Es ist das allererste Mal, Herr Pastor, — ganz gewiß. Ich hab' nie gewollt. Aber die Kinder sagen ja, so schön, wie das letzte Mal, hätt' er noch nie geredet, der rothe Wellmann, und Viele hätten richtige Thränen geweint, und vielleicht würd's heut' wieder so schön. Und da sollt' ich nu mal sehn, daß das kein Heidenthum und keine Gotteslästerlichkeit wäre, sondern alles gut und brav, und käme von Herzen und ginge zu Herzen — 'ne ganze richtige Predigt, bloß nach der neuen sozialdemokratischen Mode, wo man alles ruhig von glauben könnte, und brauchte sich gar nichts vorzumachen. Ich denk' mir, das bloße Anhören kann wohl keine Sünde sein, Herr Pastor.“

Sie hatte ihm einen verlegenen Blick zugeworfen, und er sagte, neben ihr hergehend: „Nein, nein, ich gehe ja selber hin, wie Sie sehn.“

Die Alte holte tief Athem und nickte vor sich hin. „Schade, schade,“ murmelte sie. „Ich hab' mein ehrliches, rechtschaffenes Christenthum, Herr Pastor, und ich bin auch immer glücklich und zufrieden dabei gewesen und brauch' garnichts andres. Ich versteh's nicht, warum man heute was anderes haben muß. Aber die Kinder sagen's ja, und wenn man mit den Kindern gleichen Strang ziehen könnte, wär's doch schön.“

Sie erschraf sichtlich vor ihren eigenen Worten und sah Gotthold ängstlich von der Seite her an. Er erwiderte aber eine Weile nichts, sondern schien ihre letzten Worte kaum gehört zu haben. Erst nach geraumer Zeit sagte er: „Lassen

Sie uns nur an unserm alten Gotte festhalten, Frau Sauter. Er lebt noch."

Sie hatten den Schiebewagen und die beiden Frauen mit dem Knaben wieder erreicht und waren jetzt dem Versammlungsort nahe. Als der blonde Mann unter dem schwarzen Tuche, das die traurigen Verstümmelungen seines Körpers verdeckte, die Alte, in Begleitung Gottholds, herankommen sah, warf er spöttisch die Lippen auf. Als diese aber mit einer Handbewegung gegen die Gruppe zu sagte: „Das sind meine Kinder, Herr Pastor, und das hier ist der kleine Laß," und der Pastor nun, mit freundlichem Gruße, seinen Hut zog, grüßte auch er respektvoll. „Ich habe schon von Ihnen gehört," sagte Gotthold, „Sie haben Schweres erlebt."

„Andre haben's noch schwerer," sagte der Verstümmelte ruhig. „Ich bin bloß noch 'n halber Mensch, den andre halben hat die Maschine aufgefressen. Aber ich hab' zu leben. Andre haben nicht 'mal das." Sein Auge sprühte vor Zorn und Erbitterung.

„Laß doch man, Willem," fiel die ältere der Schwestern ein, die rundlich und lebhaft war, während die Andre einen stillen, schwärmerischen Leidenszug in dem hübschen, offenen Gesicht aufwies, „Herr Pastor wird ja schon wissen, daß wir Sozialdemokraten sind."

„Ja wohl," sagte der Mann mit einem gewissen Stolz, „das sind wir. Und daraus machen wir vor Kaiser und König kein Hehl. Und mit Herrn Wellmann gehn wir durch Dick und Dünn. Denn eher, als bis die Welt sozialdemokratisch wird, kann's ja nicht besser drin werden. Mit Beten, Choral-singen und Kirchengehn ist nichts gethan. Damit macht man uns heute nicht mehr dumm."

„Aber Willem!" fiel die Alte entsetzt ein.

„Lassen Sie ihn nur!" sagte Gotthold ruhig, „ich höre solche traurigen Reden ja nicht zum ersten Mal."

„Wir müssen jetzt näher 'ran," drängte die jüngere Schwester, die schon mehrfach Zeichen von Ungebuld von sich gegeben hatte, „er muß gleich kommen. Laßt doch jetzt das Gerede."

„Ja, ja, vorwärts,“ mahnte auch die andre junge Frau. Und sie schoben den Wagen weiter, während Wilhelm Sauter kühl den Hut küstete.

Gotthold folgte neben der Alten. „Wenn die 'nen Pastor sehn,“ klagte diese, „das ist beinah' grade, als ob 'n Stier 'n rothes Tuch vorgehalten bekommt. Es ist ganz schrecklich. Die haben gar keinen Respekt mehr, die jungen Leute von heutzutage. Da ist gar keine Verträglichkeit mehr. So wie sie's wollen, so muß alles ganz allein richtig und gut sein, und weiter soll nichts mehr gelten. Das ist grade, als ob die ganze Welt mit einem Male anders geworden wär'. Man findet sich garnicht mehr zurecht, man kann sich nur lieber gleich in die Erde legen.“

Sie hatten den Versammlungsplatz jetzt erreicht, und sie brach scufzend ab; die ganze Höhe war von dichten Menschenwärmen bevölkert, die aber still und schweigsam verharrten. Die Meisten standen, Einige saßen auf der Erde, Andre gingen, in leisem Gespräch, auf und nieder. Eine erwartungsvolle, fast feierliche Stimmung waltete vor. Gotthold nahm ganz im Hintergrunde seinen Platz ein, er wollte nicht erkannt werden. Trotz der herrschenden Dämmerung, die von keinerlei Lichtschein durchbrochen wurde, unterschied er den größeren Theil der Versammlung. Es waren zumeist Arbeiter, Männer und Frauen, aber hie und da tauchten auch Gestalten auf, die aus anderen Berufen stammen mußten. Manche hatte Gotthold schon hier oder dort gesehn, Einige mühten sich sichtbar, ebenso wie er selbst, unerkannt zu bleiben. Es war eine wunderbar gemischte Gesellschaft, die Neugier, Andacht oder Hoffnung hierher gelockt hatte. Eine Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seiner, gegen die er vergeblich anrang. Warum strömten diese Alle nicht in die Kirchen? Warum hatte die Kirche diese Alle ihrem Bannkreis entfliehn lassen?

An zwei, in etwa Mannslänge von einander entfernt stehenden Baumstämmen, am Waldrande, blickte Lichtschein auf. Ein Mann, in dem Gotthold den Barbier Böbrow zu erkennen glaubte, hatte an jedem derselben eine brennende Laterne be-

festigt. Nun trat völlige Stille ein, die Leute schoben sich enger an einander, reckten die Hälse. Gotthold sah, wie Wilhelm Sauter in seinem Kollwagen sich weiter nach vorn stoßen ließ und die Leute ihm bereitwillig Platz machten. Lene hatte den kleinen Laß auf ihren Arm genommen und ließ ihn auf ihrer Schulter reiten, damit er nur ja sehen und hören könne. Die alte Mutter schlich dagegen mit gesenktem Kopf, sichtlich verzückt und verwirrt, rathlos hinterdrein.

Und nun war ein Mann auf den bemoosten Felsblock zwischen den Laternenbehangenen Baumstämmen gestiegen, und es war so ruhig geworden, daß Gotthold das Athemholen der ihm zunächst Stehenden vernehmen konnte. Sein Herz schlug plötzlich laut. Der Mann dort drüben war Kurt Wellmann. Hochaufgereckt, mit milben, leuchtenden Schwärmeraugen, stand er da oben, eine Christusgestalt, ganz wie damals, als er, ein junger, von glühendem Eifer beseelter Student, manchmal dem gleichstrebenden Gotthold von Wenden eine seiner künftigen Predigten, in kurzen Umrissen, vorgeführt hatte. Und es war noch dieselbe von heißer, innerer Erregtheit bebende Stimme, mit der er nun, über die Köpfe der andächtig Lauschenden hin, wie in eine lichte Ferne hinausblickend, zu sprechen begann:

„Liebe Freunde, Brüder und Schwestern!

Es ist eine wundersame Zeit, in der wir leben. Keine der Müdigkeit und des Verfalls, wie uns früh abgelebte Pflücker und entnervte Männer, die niemals Männer waren, gern glauben machen möchten, sondern eine Zeit der Gährung, des Aufschwungs und Umschwungs, eine gewaltige Zeit, die ein Neues gebären will, auf das die Menschheit wartet. Dies zu Ende gehende Jahrhundert ist nicht greisenhaft, sondern jugendfrisch und voll ungestümen Schaffenstriebes. Wir leben in einer Zeit großartiger Entdeckungen, und große Männer bringt sie hervor. In ihrer athemlosen Geschäftigkeit verbraucht sie freilich auch rasch und viele Kräfte, unbarmherzig schaltet sie mit Menschenleben. In ihrem Werdebrange zermalmt sie, was Tausenden heilig gegolten, und fragt nichts danach, was

der Einzelne darunter leidet und einbüßt, ob er daran zu Grunde geht oder dadurch sich aufrichtet. Die Zeit ist ehern und braucht Männer mit starkem Geist und mit freien Stirnen.

Eine heiße Christus-Sehnsucht geht durch unsere Tage. Woher kommt das, meine Freunde? Es kommt daher, weil die Menschheit einen Christus braucht, und weil sie uns doch unsren Christus nicht gönnen wollen. Denn der Christus, den sie uns von den Kanzeln verkündigen, und den die Kirche feiert, mit dem sie uns broht, und mit dem sie sich brüstet, das ist unser Christus nicht, das ist nicht der Christus der Bibel; es ist ein Zerrbild, an dem die Jahrhunderte geschaffen haben, und wenn der Rabbi von Nazareth heute wiederkehrte und in unsren Kirchen sich und seine Lehre predigen hörte, er würde traurig-verwundert den Kopf schütteln und sich nicht wiedererkennen. Und wenn er nun gar ins Leben hinausträte und sähe, wie es in unsren Staaten, die sich „christliche“ Staaten nennen, und in denen das Christenthum zur offiziellen Religion geworden ist, aussieht und zugeht, er, der das Reich der Brüder verkündigt hat, die sich unter einander lieben sollen, würde sein Haupt verhüllen und weinen, wie beim Anblick des hochgebauten Jerusalem.

Es sind ihrer Viele heut, die den Namen „Jesus“ im Munde führen, aber seine Lehre kennen sie nicht. Und wenn sie sie kennten, würden sie nicht danach leben wollen. Wo sind die, denen das Christenthum in Herz und Geist übergegangen ist, die davon ganz beherrscht werden und ganz darin aufgehen? Ich sehe sie nicht. Wer heute nach der Lehre Christi wirklich leben wollte, wer ein That-Christ sein wollte und kein bloßer Wort-Christ, der würde der Welt zum Gespötte dienen oder zum Märtyrer werden. Kein tragischeres Loos wäre auszubedenken, als das seine. Das ist's, weshalb diese große Christus-Sehnsucht durch unsre entgötterte Welt geht. Wir wollen nicht zu Christus beten, denn er war ein Mensch; wir wollen keinen ewigen Weltriichter in ihm sehen, der da Lohn und Strafe austheilt, und vor dem wir uns fürchten müßten, denn dann wäre, was er gethan und gepredigt, für

Menschen ja doch zu schwer und für ihn kein Verdienst; dann wäre jeder Versuch einer Nacheiferung unsrerseits, eitel Bemühen, und er hätte auch kein Recht, ihn von uns zu fordern. Nein, wir wollen nicht beten, sondern handeln. Wir wollen in Christus leben und mit Christus wirken. Wir wollen Menschen sein, wie er, und nicht Worte machen oder leeren Ceremonien nachtrachten, nicht Dogmen prägen oder Andersgläubige hassen und verdammen, sondern nach Christi Lehre, dieser tausendfach verfälschten, reinsten und erhabensten Lehre, unser Dasein neu ordnen und lebenswert machen. Alle zugleich, damit es endlich Ernst werde mit dem Reich der Brüder, das er im Geiste gegründet hat, der Zimmermannssohn von Nazareth.

Man sagt uns nach, meine Brüder, wir glaubten an keinen Gott, deshalb wären wir schlechte und unmoralische Menschen. Gottglauben und Moralität für eins zu halten, die Moral abhängig zu machen von der Anschauung, die man über Gott hat, — welch' ein ungeheurer Denkfehler, welch' eine Begriffsverwirrung, welch' eine freche Vermessenheit! Nur herrschsüchtige Priester waren dazu im Stande, die ihr Selbstdenken in den Dienst der Kirche gaben und für ihre Kirchen-Moral keine andre Begründung wußten als Drohungen und Belohnungen. Unglaube und Unmoralität ist ihnen das Gleiche. Zum Beweise für die alleinige Richtigkeit ihres Glaubens verweisen sie uns auf die Bibel, die übermenschlichen Ursprung haben soll; und wollen wir uns auch hiermit nicht abspeisen lassen, so schleudern sie, um weitere Rechtfertigungen verlegen, einfach den Bannstrahl gegen uns. Wo sie nicht beweisen können, verdammen sie, in ihrem ungemessenen Selbstgefühl. Meine Brüder, kein Glaube läßt sich beweisen. Und kein Glaube braucht bewiesen zu werden. Denn der Glaube an sich ist schon Segen, und es kommt gar nicht mehr erst auf den Hintergrund des Glaubens an, den man vor aller Ansehung und vor allem Zweifel sicher stellen müßte. Lasset ihnen ihren Glauben, wenn sie in Wahrheit einen Glauben haben, und sie sollen uns den unsrigen lassen. Jeder Glaube ist berechtigt, jeder ist Segen. Glauben ist aber deshalb auch

innerste Herzenssache und kann Niemandem eingepflanzt oder aufgebracht werden. Er wächst in uns und ist ein Theil von uns, und wir können nicht anders, als mit ihm leben und sterben. Auch wir, meine Brüder, haben unsren Glauben. Die da sagen, wir seien glaubenslos, lügen. Wir haben den schönen, hellen Trostglauben an die Zukunft, an eine Verbrüderung der Menschheit, an eine gerechte Vertheilung der irdischen Güter und an den Frieden auf Erden. Wir haben die echte Christus-Sehnsucht in uns, die durch diese Welt der schönen Willkür und des feilen Knechtsinns geht, durch diese in Waffen starrende, im Eigennuß eingerothete Menschheit, welche das Wort Christi bis zum Ekel und Ueberdruß im Munde führt, sich damit brüstet und bläht, damit droht und wettert, und bei allem Augenverdrehn, Kniebeugen und Phrasenshwall dennoch vom Geiste dieses Wortes und vom Darnachhandeln genau so weit entfernt ist, wie jene Pharisäer und Schriftgelehrten, die den vermeintlichen Sohn Gottes an's Kreuz schlagen ließen, — aus Furcht vor dem, was kommen mußte, wenn seine Lehre Macht gewann in der Welt. Wir, die angeblich Glaubenslosen, wir allein stehen heute auf dem Boden dessen, was der jüdische Rabbi im fernen Morgenlande, vor fast zweitausend Jahren, gelehrt und ersehnt hat. Uns sollte man Christen nennen. Und was aus seiner Lehre in dieser Welt geworden ist, wo die Heuchelei sich in den Glaubens- und Tugendmantel hüllt, und die Herrschsucht ihre angemakten Rechte aus den Worten dieses mildesten und demüthigsten aller Menschen zu entlehnen wagt, das beweist eben die heiße Christus-Sehnsucht, die heute wieder durch diese Welt geht.

Dein was ist aus dieser Lehre geworden! Wie hat man sie verfälscht und entstellt, zurechtgebogen und verdreht! Christus hat eine Gemeinde von Brüdern gegründet, und an die Armen und Besitzlosen erging sein Wort, die Mithseligen und Beladenen rief er zu sich, die Kranken und die Unglücklichen tröstete er. Unsr christliche Kirche heute ist eine Klaffenkirche geworden. Die Besitzenden soll sie schirmen gegen den tobenden Unmuth derer, die von allen irdischen Glücksgütern

ausgeschlossen sind, für die Herrschenden soll sie das Bollwerk bilden, hinter dem sie sich verschanzen, damit die mit Füßen Getretenen sich nicht aufbäumen gegen die „von Gott verordnete Obrigkeit“. Zum Zwangsmittel, zum Schutzgitter und zur Hezpeitsche haben sie das Wort Christi gemacht, das da der leidenden Menschheit Heil bringen sollte. Und diese nennen sich Christen und entrüsten sich mit hohen Worten gegen uns Ungläubige! Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: es ist auch nicht ein Fünkchen Christenthum in ihnen Allen, in diesen Heuchlern und Sündern!

Da ist vor vielen Jahrhunderten ein Königssohn gewesen, im fernen Indien, am Ufer des Ganges. Der hieß Siddharta aus dem Geschlechte der Kasja. Und da er das weite Reich durchwanderte, über das er einst herrschen sollte, und sah alle die Armen und Unglücklichen, die darin wohnten, erglühete sein Herz in heißem Erbarmen, und er schämte sich seines Prunkes und seines Glanzes und seiner Macht. Da entkleidete er sich freiwillig seiner eiteln Königswürde und that all seinen Reichthum von sich, um fortan in selbstgewählter Armuth zu leben, und zog durch's ganze Land, um seine Brüder das Mitleid zu lehren mit aller lebendigen Kreatur, und sie zu befreien aus den finstren Irrlehren des Göpenthums. Dieser milde Königssohn ward unter dem Namen Buddha zum Stifter einer neuen Religion, die heute viele Millionen von Anhängern zählt in den andren Welttheilen. Wie spöttisch oder entrüstet blicken, von der eingebildeten Höhe ihrer Ueberzeugungen und ihres Glaubens, die sogenannten Christen auf diese asiatischen Barbaren, auf die Anhänger Buddha's herab. Sind es doch Heiden, für die es keine Erlösung geben kann, und die auf einer bellagenswerth niedrigen Stufe der Menschheit stehn. Nun, meine Brüder, ich frage Euch: wo ist heute der Königssohn, oder der reiche Mann, oder der Mächtige, der so thäte, wie jener Siddharta? Ich sehe Keinen. Und doch brüsten sie sich mit ihrem Christenthum. Sie alle aber haben nicht, was jener indische Herrscherproß hatte, und was den Nazarener gleich ihm durchglühete, in seiner tiefsten Seele: Das Mitleid. Das Christen-

thum von heute ist eine herrschsüchtige und eigenwillige Religion geworden. Angst und Besorgniß stacheln es auf zum Widersinn, weil, die da im Besitze der Macht sind, fürchten, sie müßten sich ihrer sonst entäußern. Deshalb geht diese heiße Sehnsucht nach der Wiederherstellung der wahren und echten Christus-Lehre durch unsre Welt, meine Freunde.

Unsre Feinde werfen uns vor, daß wir nur an das Irdische denken, und daß die Aussicht auf ein Jenseits uns weder tröstet, noch lockt. Liebe Brüder, wir wissen nicht, was jenseits des Grabes sein wird. Keiner weiß es, auch nicht, die sich dessen rühmen in jeder Verebbarkeit. Und wenn wir hienieden unsre Pflicht thun, arbeiten und leiden, wie es Menschenloos ist, so kann kein Jenseits uns schrecken. Vergeblich droht man uns damit, vergeblich malt man es uns in leuchtenden Märchenfarben. Was wir wissen, ist allein, daß unsres Wandels auf Erden ist, und daß wir ein Recht haben auf Glück während dieses Wandels. Warum läßt die christliche Legende den Sohn Gottes zur Erde niedersteigen und Mensch werden, meine Freunde. Liegt darin nicht der tiefe Sinn, daß das Reich Gottes auf Erden errichtet werden soll und nicht in einem erträumten Märchenhimmel? Zur Erde ist die Liebe niedergestiegen, auf daß auf Erden die Menschheit in Liebe sich verbrüdere! Das ist der einzige Sinn dieser heiligen Mythe, aber von diesem wollen die Mächtigen dieser Welt nichts wissen, weil sie sonst ihre Truhen aufstun müßten und ihre Häuser öffnen, damit ihre Brüder dort einziehen, die da krank und arm und verlassen sind. Wir wollen das Reich Gottes auf Erden, — deshalb sind die Mächtigen wider uns!

Sie bauen Kirchen und Kasernen, — dafür haben sie immer Geld, — aber Wohnstätten für Menschen, die kein Dach über ihrem Haupte haben, bauen sie nicht. Sie könnten diese kostspieligen Niesenbauten, welche die Macht zu ihrem Schutze aufführt, sich ersparen, wenn sie daran gingen, das verheißene Reich Christi zur Wahrheit zu machen, meine Brüder. Denn in diesem Reiche brauchen wir keine Kirchen mehr, sondern halten unter dem freien Himmel unsre freie, gemein-

same Andacht. Und in diesem Reiche brauchen wir auch keine Kasernen, denn es wird Friede herrschen unter den Brüdern, und für die rohe Gewalt der Waffen kein Raum sein. Aber Häuser brauchen wir, gesunde Häuser für gesunde, glückliche Menschen. Warum bauen uns alle jene, die sich Christen nennen, diese Häuser nicht? Die Eiszeit der Herzen ist angebrochen, liebe Brüder. Sie rühmen sich zwar, sie hätten Großes gethan mit ihren Spitalern und Armenhäusern, mit ihren Gesetzen und Vortehrungen zum Schutze der Arbeitsinvaliden; aber das alles ist nicht so viel werth, wie das dürftige Scherflein der armen Wittwe, und wirkt wie ein einziger Tropfen auf einen heißen Stein. Auch hat ja nur die Angst und hat nur die unerbittliche Nothwendigkeit ihnen diese schwachen Zugeständnisse erpreßt; sie denken, genug gethan zu haben, wenn sie uns diesen Bettelpennig von ihrem Reichthum zuwerfen, und wollen nicht begreifen, daß sie sich, um Christen zu werden, all' ihrer Habe entäußern müssen bis zum letzten, um sie an die Brüder auszuthemen. Oder sie begreifen es auch wohl, weil sie klug sind wie die Schlangen, aber sie stellen sich, als ahnten sie nichts davon.

Meine Freunde und Brüder! Was wollen wir denn, wir Geschmähten und Verfolgten? Wir wollen die Neubefee- lung und Erhebung des Menschengeschlechts, die sittliche Neugeburt des Einzelnen, eine friedliche, aufbauende Umgestaltung unhaltbarer Zustände. Der Entschluß für den Einzelnen mag schwer sein. Selbstlos handeln heißt für ihn die alleinige Weisung auf all seinen Wegen und Stegen. Wenn aber viele sich zu gleicher Zeit entschließen, so werden sie einander Halt und Stütze, Trost und Hoffnung bieten. Ueber den Einzelnen gehen die Sturzwellen des Lebens hin, und er sieht sein Boot, dem Untergang geweiht, auf hoher See treiben; aber wenn sich Alle aufraffen zu gemeinsamer That, wird Großes geschaffen werden. Deshalb ergeht unsre Mahnung an die Reichen und Mächtigen der Welt: entkleidet Euch Eurer Macht und thut von Euch Euren Reichthum, gleich jenem Königssohn am Ganges, und hört auf die Worte, die der Nazarener gesprochen hat:

„Was ihr gethan habt einem unter meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan,“ damit wir nicht von ihnen sagen müssen: „Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich nicht gespeist!“ Es steht in der Apostelgeschichte, im vierten Kapitel, zu lesen, daß keiner von seinen Gütern sagte, sie seien sein, sondern davon hingab in unbegrenzter Opferwilligkeit. So thaten die ersten Christen, die das Evangelium des Nazareners noch unverfälscht überkommen hatten und darnach lebten. Und uns, die wir nichts anderes wollen, als sie, nennen die heutigen Christen, die ihr Geld nur zu eigem Genießen oder zum Bau von Kirchen und Kasernen aufbrauchen, Abtrünnige und Ungläubige. Die Abtrünnigen und Ungläubigen sind sie selber, meine Freunde. Wir aber wollen zurück zu Christus und sprechen mit den Worten der Offenbarung Johannis: „Alle Christen sind Könige und Priester“ und mit Matthäus im 23ten: „Einer ist euer Meister: Christus. Ihr aber seid Alle Brüder!“ Das Reich der Brüder wollen wir gründen, meine Freunde. Das ist das Ziel der verruchten Sozialdemokraten, die da gehäßt und gehetzt werden, als wären sie reisende Thiere oder gemeinschädliche Verbrecher. Man möchte uns verfolgen, — denn es begreift sich, nach Menschenart, daß es den Mächtigen schwer wird, ihrer Macht sich zu entäußern, und den Reichen, ihr Geld unter die Brüder zu theilen — — aber daß sie es thun unter dem Deckmantel des Christenthums, das ist der Gipfel der Heuchelei und der Lüge, von denen allein sie leben. Saget jedoch deshalb nicht, meine Brüder, denn der Tag wird trotzdem kommen, wo das Reich Christi auf Erden errichtet werden wird, unsere Anhänger wachsen beständig, denn die Noth der Zeit schreit zum Himmel auf, und daß es nicht bleiben kann wie es ist, sieht heute Jeder ein. Also gehet getrost hin und harret, meine Freunde! Breitet unsre Lehre aus, die so alt ist wie die Welt, und nicht eher als mit der Welt untergehn wird! Seid still und hoffet! Unsre Stunde wird schlagen!“

XIII.

Der Redner hatte geendet, und eine Weile hindurch herrschte noch tiefste Stille über der Versammlung. Es war, als ob jeder von diesen andächtigen Zuhörern die verheißungsvollen Trostworte des schwärmerischen Propheten noch eine Zeitlang in seiner Seele wiederklingen lassen wollte, ehe er, neu gestärkt, in den nüchternen Alltag der Wirklichkeit zurückkehrte. Kurt Wellmann war von dem Steinblock heruntergestiegen und hatte sich unter die Menge gemischt, um hie und da die sich ihm entgegenstreckenden, schwieligen Hände zu drücken. Er sprach kein Wort dabei; der Schweiß stand ihm in hellen Tropfen auf der Stirn, und er athmete mühsam; matt, mit einem verzerrten Lächeln um die Lippen, drückte er alle diese Hände. Nur der schwärmerische Glanz in seinen Augen erlosch nicht; sein Antlitz war erdfahl geworden. Besonders die Frauen drängten sich in seine Nähe. Einige der älteren schluchzten vor Ergriffenheit. Manche wollten Kurt's Hand küssen, aber das litt er nicht. Hundert strahlende Augen waren auf ihn gerichtet.

Gotthold sah das alles aus der Ferne mit an und rührte sich noch immer nicht. Er hatte schon lange gehen wollen, mitten aus der Rede fort, die jede Faser seines Innern zum Aufruhr brachte, aber er hatte nicht gekonnt. Wie gefesselt stand er da. Es war ihm, als hätte man ihm den Vorhang von einer neuen, unbekanntem Welt fortgerissen. Und doch war das alles nichts Fremdes mehr für ihn, was dieser Schwärmer da, vor seinen lauschenden Zuhörern, ausmalte,

denn Aehnliches hatte er schon in manchen der Schriften gelesen, die auf seinem Schreibtisch aufgehäuft lagen. Nur, wie er es sagte, war neu und ergreifend. Und wie es in den Herzen derer zündete, für die es berechnet war, darüber konnte Gotthold sich ja mit einem einzigen Blick vergewissern. Ein Wink von diesem Manne da, und die Menge hätte sich vor ihm niedergeworfen, um schluchzend und jubelnd ihn als ihren Herrn zu verehren. Wie einen neuen Christus hätten sie ihn auf ihre Schultern gehoben und hätten ihm grüne Zweige auf den Weg gestreut und hätten „Hosiannah“ gerufen. Denn der Mann, der zu ihnen gesprochen hatte, hatte Recht: eine heiße, ungestüme Christus-Sehnsucht war in ihnen. Etwas wie Neid glomm in Gotthold auf. Was für eine Macht der „rothe Wellmann“ ausübte! Warum kamen sie nicht zu ihm, zu seinen Predigten, in seine Kirche, alle diese, die da hungerte und dürstete nach dem Manna aus der Höhe? Wenn er daran dachte, wie sie dumpf und stumpf in den Holzbänken des Betssaales kauerten, ihren Choral plärrten und verständnißlos zu ihm aufglockten, wenn er ihnen das Wort Gottes verkündigte! Also auch hier hatte er wohl die rechte Art nicht, so wenig wie bei seinen Werken der Barmherzigkeit. Auch hier ließen Andre ihm den Rang ab, und sein ehrlicher Wille und sein heißer Wunsch führten zu keinem Ziel. Weil er ein Priester war! Und diese Menschen wollten keine Priester. Sie wollten nur dienende und helfende Brüder. Sie wollten das Reich Gottes, das Reich der Liebe schon auf der Erde herstellen und zu einer einzigen großen Gemeinde zusammenschmelzen, wie die ersten Christen. Was war da Gottfeindliches in ihrem Wollen und Thun? Und was — da sie jede Anwendung von Gewalt verschmähten und verwarfen — war Staatsfeindliches darin?

Gotthold hörte in seiner Nähe schluchzen und sah die alte Grüntramhändlerin Emilie Sauter, die sich mit beiden Händen ihre Schürze vor's Gesicht hielt. Die mochte Kurt Wellmann nun auch wohl bekehrt haben, und es stand nichts Trennendes mehr zwischen ihr und ihren Kindern. Sie wollten

ihren Christus ja nicht rauben, wie sie immer gefürchtet hatte. So also mußte man zu diesen Leuten reden, — sie trösteten und sie hoffen lassen, nicht sie mahnen und schrecken, und nicht mit unklaren Jenseitshoffnungen sie über den Jammer der Wirklichkeit forttäuschen wollen, sondern auf einen Wandel in diesen traurigen Wirklichkeitszuständen vertrauensvoll und vertrauenerweckend hinweisen! Und weiter wanderte sein Blick über all' diese, von Arbeit und Lebensmühen verhärteten und durchfurchten Gesichter. Wieviele von ihnen hatte er im täglichen Leben, stumpf und trozig, spöttisch und verbissen gesehen, und welsch' aufrichtige Ergriffenheit lag heute in ihren Zügen! Selbst der Barbier Bödow hatte sein hohnvolles Lächeln abgelegt, und auf dem düstern Antlitz des Krüppels im Rollwagen lag ein seliges Leuchten, während Lene, die neben ihm stand, den kleinen Laß hoch im Arm hielt, als wollte sie ihm, mit strahlenden Augen, den Mann zeigen, der dem neuen Geschlecht, zu welchem er gehörte, den Frieden und das Glück verkündigte. Immer heißer schwoll die Bitterkeit an in Gotthold's Herzen. Seine Augen suchten nach Helga. Würde nicht auch sie sich unter diesen Andächtigen befinden? Würden nicht auch ihre Blicke mit Verzündung an dem neuen Propheten hängen, mit dem sie sich ja ohnehin eins wußte im Innern? Es war ihm, als spüre er förmlich ihre Nähe, aber er konnte sie nirgends entdecken. Nur den Ingenieur Konstantin Maywald gewahrte er. Er stand ihm gerade gegenüber, die Arme über der Brust gekreuzt, den Rücken gegen einen Baum gelehnt, und seine tiefliegenden, düstern Augen glitten mit ruhig-kühler Beobachtung über die Menge hin. Er allein von Allen schien völlig unberührt geblieben zu sein, es wollte Gotthold sogar scheinen, als zude ein ironisches Lächeln um seine Lippen. In dieser Minute kam ihm dieser seltsame Mann da drüben, der ihn schon immer interessirt hatte, plötzlich unheimlich vor. Er wandte sich und schritt den Weg hinab, heimwärts.

Als er die erste Wegbiegung erreicht hatte, sah er die alte Hölzerfrau auf einem Stein sitzen. Sie schien die Ihrigen, die sich, gleich den meisten andren Zuhörern, noch immer nicht

zum Weggehen entschließen konnten, sondern Kurt Wellmann umdrängten, um ein Wort oder einen Blick von ihm zu erhaschen, hier erwarten zu wollen. Als sie Gotthold erkannte, schral sie sichtlich leicht zusammen.

„Nun,“ sagte er, in aufquellenber Herbheit, „nun werden Sie die Kirche und mich und den lieben Gott dazu wohl leicht entbehren können, Frau Sauter.“

Die Alte schüttelte, leise aufschluchzend, den Kopf. „Ach Gott, nein Herr Pastor, ganz gewiß nicht, — ach Gott, wie wär' das denn wohl möglich? Nie, nie, im ganzen Leben nicht. Aber es war doch so schön, Herr Pastor, so was hab' ich ja noch nie im Leben gehört. Ich weiß selber nicht recht, wie mir belehrt ist. Das ist ja wohl, als hätt' der liebe Gott es dem rothen Wellmann eingegeben, daß er so hat sprechen können. Das war ja garnichts Menschliches mehr. Ach Herr Gott, wer das gedacht hätte.“

Antwortlos ging Gotthold weiter. Es that ihm wohl, als nun das Dunkel und die Stille ihn umgaben. Er hätte das alles, was hinter ihm lag, für einen Traum halten können. Wenn nicht das wilde Klopfen seines Herzens gewesen wäre! Wenn er nicht, in neidischer Aufwallung, hätte empfinden müssen, daß es ja die Sehnsucht seines eigenen Innern, seiner eigenen Jugend gewesen sei, die heiße, verschwiegene, heilige Sehnsucht, der dort der einstige Genosse seiner Pläne und Bestrebungen heute Worte zu leihen gewußt hatte! Wie ein Schlafwandler langte er vor seinem Hause an.

Als er sich die Korridorthür aufschloß, wunderte er sich, daß keine Flurlampe mehr brannte. War es denn schon so spät, oder hatte man vergessen, daß er noch nicht zurück war. Er tappte sich den Gang entlang, nach seiner Zimmerthür. Dabei hörte er das Knarren einer Thür zur Rechten, er fühlte etwas, wie einen Lusthauch über sich hinwegeln, er hörte leise, rasche Athemzüge. Sein Herz klopfte laut und beklemmend. „Ist da Jemand?“ fragte er. Ein leises, unterdrücktes Lachen klang zurück. Es stieg etwas heiß in Gotthold auf, — er wußte nicht, was es war. Er ging einen Schritt vorwärts.

Da stieß er an etwas Weiches, Warmes. Er prallte zurück, er sah, daß Mieke's Kammerthür offen stand, daß in der Tiefe derselben ein halbverdecktes Licht stand und einen Theil ihres Bettes überhellte. Und in derselben Sekunde — denn nur Sekunden währte das alles — hörte er an seinem Ohr flüstern, — nein, nur hauchen: „Komm! Die Minna ist aus und das Fräulein schläft ganz fest, — kein Mensch hört uns —“

Blötzlich begriff Gotthold, während sein Herz in stürmischem Takt hämmerte. Es war Mieke; Mieke setzte heimlich ihr altes Gewerbe fort; Mieke erwartete um diese Stunde, wo sie alles dunkel gemacht hatte und keine Ueberraschung fürchtete, einen ihrer Liebhaber, dem sie den Korridor Schlüssel anvertraut haben mußte. Und nun — eine wilde Empörung, ein heißer Horn stiegen in ihm auf. Aber ehe er noch ein Wort hervorbringen konnte, hatte ein weicher Arm sich um seine Schulter geschmiegt, und Mieke's Stimme klang ihm an's Ohr: „Komm doch! Es ist wirklich ganz sicher. Und ich hab' wahrhaftig lange genug auf Dich gewartet, — Abend für Abend —“

Er riß sich los, er stieß voller Abscheu nach ihr, stürmte in ihre Kammer, hob das Licht dort in die Höhe und leuchtete ihr gerade in's Gesicht. Er hatte erwartet, daß sie einen wilden Schreckensschrei ausstoßen würde, sobald sie ihn erkannte. Aber sie lächelte nur, — und es war dasselbe Lächeln, das er auf ihren Lippen gesehen hatte, als er zum ersten Male ihre Kammer, neben der Stube der todtkranken Schwester, betreten hatte. Und nun sah er auch, daß sie nur Hemd und Unterrock trug, und daß das Hemd sich über ihrer Brust verschoben hatte. Ein zorniger Ekel ergriff ihn, — vielleicht gerade, weil er das heiße Gähren seines Blutes spürte, und weil er sich dessen schämte, weil es ihn aufbrachte. Ein häßlicher, peinvoller Gedanke durchzuckte ihn. Wie, wenn sie ihn, gerade ihn erwartet hatte? Wenn sie überhaupt nur deshalb in sein Haus gekommen war, die Rolle der reuigen Büßerin gespielt hatte, um ihm nahe zu sein, um ihn verführen —?

Wie entsezt starrte er sie an. Und sie lächelte immer noch, — verheißend, befriedigt, sehnsüchtig.

„Marie!“ stieß er fassungslos aus.

„Hm?“ machte sie, scheinbar immer noch ganz ahnungslos über das, was in ihm vorging, mit ihrem leisen, kichern- den Ton, und wollte sich ihm auf den Schooß setzen.

Da fuhr er auf und schrie sie an und packte sie mit beiden Händen an den nackten Schultern und schüttelte sie wüthend hin und her. „Dirne! Dirne!“

Seine Nägel hatten sich in ihr Fleisch gegraben, und sie zuckte schmerzhaft zusammen. „Sie thun mir ja weh,“ sagte sie schmollend und wollte sich losmachen. „Und schreien Sie doch nicht so. Das Fräulein wird aufwachen.“

„Ist das alles, was Du mir zu sagen hast, Dirne?“ knirschte er. Zum ersten Mal nannte er sie „Du“, es schüttelte ihn wie ein Krampf. Und zugleich war das Gefühl einer ungeheuren Ohnmacht in ihm. Auch an Helga mußte er denken und an das, was sie ihm gesagt hatte, als er ihr seinen Entschluß mitgetheilt, dies Mädchen da zu retten. Scham und Zorn kämpften in ihm.

Und währenddessen hatte sie sich von ihm freigemacht und sich auf den Bettrand niebergelauert, wo sie nun, mit schmerz- lich verzogenen Lippen und müden, verbroffenen Augen sich die Schultern rieb und brummende Laute ausstieß. „Was soll ich denn sagen? Aus Ihnen werd' mal Einer klug! Wozu haben Sie mich denn hergenommen? Wozu bin ich denn gekommen? Ich hab' das ja ganz gut begriffen, daß Sie erst immer so thaten, und besonders vor den Leuten — es soll ja auch ganz gewiß nie ein Mensch erfahren, das versteht sich doch. Aber schließlich — heute — und am Ende wird mir die Sache langweilig, wissen Sie — Sie gefallen mir ja sehr, besonders weil Sie so 'was Unschuldiges und Gutes haben, — so 'ne Männer giebt's heutzutage überhaupt nicht mehr, aber 'n Vergnügen ist es schließlich doch nicht, hier immer so eingesperrt zu sitzen, und wenn man gar nichts davon hat —“

Gottbold hatte sich zu fassen gesucht. Er stand auf und

trat dicht vor sie hin. Seine Augen flammten. „Deshalb allein bist Du gekommen? Wolltest zur Abwechslung einmal meine Dirne werden und nicht mehr die von aller Welt? Und dachtest, so wäre der Handel gemeint gewesen?“ Der Ekel drohte ihn zu überwältigen. „Wahrscheinlich hast Du daneben aber noch Dein Sündengewerbe weiter getrieben, so oft Du aus dem Hause gingst, nicht wahr? Und heute — weil Dir die Zeit zu lang wurde — Dirne! Dirne! Ich muß mich bezähmen, daß ich mich nicht an Dir vergreife. All' Dein frommes und züchtiges Gethue war also Heuchelei, — schmäbliche Heuchelei, — Du wolltest bloß mich sicher machen —“

Sie hatte ihren schmollenden Troß allmählich verloren und war in ein rathloses Weinen ausgebrochen. „Herr Gott im Himmel, was wollen Sie denn eigentlich von mir? Ich hab' Sie doch so gern, und wenn Sie mich wollen, will ich ja auch ganz gewiß nicht mehr mit dem Lude oder sonst wem zusammen kommen. Aber bloß immer beten und die Küche besorgen — na, da geh' ich lieber diese Nacht noch meiner Wege — so ist's nicht gemeint gewesen —“ Sie stand heulend auf und wollte an ihm vorüber.

Aber er hielt sie fest. „Hier geblieben! Wirf Dich auf die Kniee, Dirne, und bete! Bete, daß Gott Dir Dein vollgerüttelt Maß von Sünden vergiebt. Dann wollen wir weiter sehn, was über Dich zu beschließen ist.“

Wieder packte er sie an den Schultern, um sie niederzureißen, aber sie widerstand ihm. „Nein, ich hab's satt. Wenn's so steht — ich will nicht, sag' ich Ihnen, ich will nicht —“ Sie rang mit ihm.

Und währenddem hatten sie nicht gehört, daß die Korridorthur sich geöffnet hatte, und Minna, die Köchin, zurückgekommen war, um nun an der offen gebliebenen Kammerthur stehn zu bleiben, und einen Augenblick, wie von Schreck gelähmt, mit neugierigen, entsetzten Augen zu ihnen hereinzustrarren. In der nächsten Sekunde kreischte sie laut auf. „Fräu-

lein! Um Gottes willen, Fräulein! Kommen Sie rasch! Unser Herr will die Marie — Fräulein! Fräulein!“

Gotthold hatte Niece losgelassen und drehte sich mit todesblassem Gesicht nach der Schreierin um. Niece, die sich augenblicklich in die veränderte Situation fand und sofort begriff, wie sie dieselbe für sich ausnützen könne, sank die Hände vor's Gesicht schlagend, vornüber auf ihr Bett. Ehe Gotthold, in seiner Verwirrung und Empörung, noch ein Wort hervorbringen konnte, war drüben auch Irma durch den Lärm geweckt, im Nachtkleid, ein Licht in der Hand, unter ihrer Thür erschienen und blickte mit groß aufgeweiteten Augen auf das Unerhörte, was sich da abzuspielen schien. Worte fand sie nicht gleich, sie zitterte nur am ganzen Leibe. Minna, die selber auch zu heulen anfang, weil sie nicht wußte, wie sie sich sonst benehmen sollte, machte Anstalten, davon zu laufen. Aber Gotthold's bröhnender Ruf hielt sie zurück: „Hier geblieben!“ Und als sie nun bebend stehn blieb, fuhr er fort: „Ich habe diese Dirne, die sich so weit vergessen hatte, mir aufzulauern, auf die Kniee niederzwingen wollen, damit sie zu Gott um Verzeihung flehen sollte. Aber ihr Herz ist verstockt, und sie weigert sich. Ich werde sie diese Nacht hindurch in ihrer Kammer einschließen, und morgen wollen wir weiter über sie bestimmen. Sie, Minna, werden über den Vorfall Schweigen bewahren. Morgen reden wir mehr darüber.“

Er hatte seine Stimme zur Festigkeit gezwungen, und Keiner gab ihm Antwort. Aber er hatte die lähmende Empfindung, daß man ihm nicht glaubte. Und als er nun Miene machte, Niece's Kammertür in der That von außen zu verschließen, heulte diese entrüstet auf, sprang von ihrem Bett, in dessen Rissen sie sich gewälzt hatte, empor und warf sich gegen die Thür. „Oho!“ schrie sie, „so haben wir nicht gewettet. Erst will der Herr Pastor mich vergewaltigen, und dann wird die Schuld auf mich geschoben, und ich soll auch noch eingesperrt werden, damit ich nicht 'rauslaufe und aller Welt erzähle, wie mir's hier in dem frommen Hause gegangen ist? Na, das nu doch nicht! Gleich jetzt lassen Sie mich fort, Herr

Pastor, ober, so wie ich da bin, lauf' ich weg oder Klettre aus 'm Fenster. Dann pfeifen Sie mir man 'mal nach! Und dann nehm' ich auch weiter kein Blatt vor'n Mund, sondern schrei's allen Leuten zu, was Sie für Einer sind. Schonung ist dann nicht mehr. Die Thür auflassen, sag' ich!"

Sie schlug, in halber Raserei, mit beiden Fäusten gegen die Thür, die Gotthold noch immer mit seinen Händen umklammerte, und er blickte sich, rathlos über ihre Frechheit, und außer Stande, ihr eine Erwiderung darauf zu gönnen, nach Hülfe um. „Lassen Sie sie doch man um Gotteswillen laufen, Herr Pastor,“ jammerte Minna, „der Himmel weiß, was sie sonst noch alles anrichtet. So 'ne gerissene Person! Und wenn Sie sie einsperren, können Sie ja wohl noch mit der Polizei 'was zu thun kriegen. So was ist ja nicht erlaubt.“

„Gewiß, Gotthold, Du mußt sie gehn lassen,“ setzte Irma hinzu, die erst jetzt das erste Wort sprach, „je eher die Person da einem aus den Augen kommt, desto besser.“ Sie trat nach diesen Worten in ihr Zimmer zurück und verriegelte die Thür hinter sich. Es war, als ob sie mit all' diesem Widrigen nichts mehr zu thun haben wollte. Die Ueberzeugung, daß sie ihm glaubte, hatte Gotthold immer noch nicht. Aber vielleicht hatte sie Recht: man besudelte sich nutzlos durch die Nähe dieser Verworfenen. Wieder mußte er an Helga denken, und er biß die Zähne zusammen.

„Es ist gut,“ brachte er nach einer kleinen Weile, während Mieke sich ruhig anzukleiden begann, heraus, „gehen Sie, wenn Sie nicht bleiben wollen! Zwingen kann ich Sie nicht. Aber das letzte Wort ist noch nicht zwischen uns gesprochen worden.“ Und er wandte sich und ging in sein Schlafzimmer hinüber.

Wie todtmatt sank er dort auf einen Stuhl. Draußen hörte er noch eine geraume Zeit hindurch ein Flüstern zwischen den beiden Mädchen, ein paar Mal dazwischen ein leises Nicken Mieke's. Was die jetzt alles zusammenlügen mochte! Und es gab kein Mittel, ihr den Mund zu stopfen! Wenn die jetzt in die Welt hinausstrug, daß er ein unftittliches Attentat gegen sie habe verüben wollen, — wie Viele würden ihr

glauben! Daß ein Geistlicher eine hübsche Dirne, von deren lieberlichem Lebenswandel er genau unterrichtet war, zu sich in's Haus nahm, um eigener Sinneslust zu fröhnen, würde den Menschen, wie sie nun einmal waren, um Vieles glaubwürdiger erscheinen, als daß er es that, einzig und allein, um ihre Seele zu retten. Zu solchem Vorfaß würden sie nur mit cynischem Lächeln beige stimmt haben. In solchem Ansehn stand der Priester! Und so waren die Menschen, — diese selben Menschen, die das Wort Gottes im Munde führten, nach seinen Geboten zu leben vorgaben und vor der Geistlichkeit demüthig und ehrfürchtig die Augen verdrehten. Ein unfäglicher Stel packte ihn wiederum. Und diese Menschen wollen das Reich Christi, das Reich der Brüderlichkeit, das Reich der Liebe, auf Erden gründen! mußte er denken. Sind sie es denn auch werth, daß es ihnen zusalle? Müßten sie nicht erst Alle an ihrem eigenen Innern bauen und wirken, um darauf vorbereitet und dafür würdig zu werden? Hier war zuerst die Hand anzulegen, wenn nicht alles ein schöner, ewig unerreichbarer Traum bleiben sollte!

Es war still geworden draußen, und Gottbold schiedte sich an, zur Ruhe zu gehen. Schlafen! Wenn er nur hätte darauf rechnen dürfen, daß er es konnte! Wie Vieles hätt' er gern verschlafen mögen! Zu wieviel Schwerem sich aufs Neue stärken! Aber die Unruhe in seinem Blut würde ihn ja doch keinen Schlaf finden lassen.

Er hatte eben den Rod abgeworfen, als ein schriller Klingelton draußen ihn zusammensahren ließ. Man hatte an der Korridorschelle gerissen. Wer das nur sein konnte? Es war fast Mitternacht. Er zog seinen Rod wieder an und ging selber mit dem Licht hinaus, um zu öffnen. Womöglich verlangte gar ein Sterbender danach, mit ihm zu beten.

Draußen stand die Britzle in Begleitung des Portiers, den sie unten herausgelopft hatte, damit er ihr das Haus öffnete und hinaufleuchtete. Sie sah schreckhaft verstört aus und konnte geraume Zeit hindurch nichts vorbringen, als: „Ach, um Gotteswillen, Herr Pastor, Herr Pastor —“

„Was ist denn geschehen?“ fragte Gotthold, der selber bleich geworden war. „Bei den Müßels? Die Frau ist kränker geworden? Ich soll kommen?“

Die Britzle nickte und schüttelte immer abwechselnd mit dem Kopfe und konnte nicht sprechen. Sie rang nach Luft und legte die Hand auf's Herz. Der Portier, der mit verschlafenen Augen und wirren Haaren in einem schmierigen Schlafrock neben ihr stand, puffte sie in die Seite: „Na, nu doch man's Maul aufmachen, Sie!“ brummte er. „Es muß da wohl 'was Schreckliches vorgefallen sein, Herr Pastor. Denn sie hat mir ja gleich was entgegengeschrien, wie Mord und Todtschlag. Klug geworden bin ich nicht draus und jappen konnte sie ja auch gleich nicht mehr.“

„Ich komme,“ sagte Gotthold und griff nach seinem Hut. Es krampfte sich ihm etwas um's Herz zusammen, aber er scheuchte alle düstern Ahnungen von sich fort. „Gehen wir!“

Sie gingen die Treppen hinunter, die Britzle immerfort ächzend, jammernd und nach Luft ringend. „Ach, mein Gott, nein, so 'was — so 'was — ach, du himmlische Güte —“

Als sie das Haus verlassen hatten, legte Gotthold ihr die Hand auf die Schulter. „Nun seien Sie endlich einmal ruhig und erzählen Sie mir kurz, was vorgefallen ist! Die Müßel — Sie lebt doch noch, die Müßel?“

„Ach, du lieber Gott im Himmel, ja, leider, leider — das ist es ja eben. Und nu werden sie sie wohl ganz gewiß an den Galgen bringen, — und sie war doch zu guterleht noch so 'ne fromme Person geworden. Ach, mein Herr Jesus Christ! Ach, mein Herr Jesus Christ!“

„Lassen Sie das Jammern! Das führt zu nichts. Und man soll den Namen seines Gottes nicht unnütz führen. Was hat die Müßel denn gethan?“

„Alles umgebracht hat sie,“ brach die Britzle aus, die selber kaum mehr ihrer Sinne mächtig zu sein schien, „alles umgebracht, Herr Pastor — nein, dies Elend! Und diese armenfelige Kreatur, die kaum mehr den richtigen Athem in sich hat, ist heil davongekommen, während die Andern alle — ach, mein himmlischer Herrgott!“

Gotthold hatte einen Augenblick lang das Herz in der Brust stillgestanden. „Umgebracht?“ stammelte er, die Hand darauf pressend und hielt seinen Schritt an. „Die Mützel hat — aber Sie reden doch nicht im Ernst? Besinnen Sie sich doch, was Sie reden!“

„Ja, ja, ja,“ heulte die Andre auf, „es ist wahr, Herr Pastor, — bei unserm lieben Herrn und Heiland, es ist wahr. Mit Kohlendunst hat sie die ganze Familie erstickt, — Mann und Kinder. Alle drei tobt, — mausetobt. Bloß der Alte hat noch 'n bißchen Leben in sich, ist ja aber nu wohl ganz von Sinnen gekommen, obgleich er zuerst Lärm geschlagen hat und hat sich auch richtig gerettet. Natürlich: der Lude war ja wieder 'mal voll wie 'ne Haubitze und hat deshalb nichts merken können und ist so mitten in seinem Kaufsch hinübergegangen. Und die Kinder haben ja wohl auch nicht sich melden können, — wußten ja nicht, was vorging, die armen Würmer, — und schwach und elend waren sie so, — gar keine Lebenskraft drin. Da ist's denn zu spät gewesen, als die Leute kamen und gleich alle Fenster aufrißen, denn der Kohlendunst ist ja wohl fürchterlich gewesen. Wie die todtfranke Person bei ihrer Schwäche das hat zuwege bringen können, den Ofen bis zum Bersten vollzustopfen und die Klappe zuzudrehn, das versteht kein Mensch. Sie muß da wohl ein paar Tage hintereinander in aller Stille dran gearbeitet haben, bis es so weit war, und immer ganz heimlich. Und als alles zu Bett war, hat sie heute den Ofen angesteckt. Und weil sie ja jetzt doch nebenan lag in der Nische ihrer Kammer, und der Doktor angeordnet hatte, daß da immer ein Fensterriß offen bleiben sollte wegen der frischen Luft, ist sie selber heil davon gekommen. Sie hat wohl gar nicht daran gedacht, denn sonst ist das ja nicht zu begreifen. Und nu sitzt sie in ihrem Bett und sieht Einen mit Augen an, — ganz graulichen Augen, Herr Pastor, — und betet immerzu und giebt keine Antwort. Und keine Spur von Reue oder Angst, Herr Pastor. Man hat ihr die beiden todtten Würmer gezeigt, und sie zuckt gar nicht 'mal mit der Wimper dabei. Kein Mensch weiß ja

'was mit ihr anzufangen. Sie haben die Polizei geholt und zwei, drei Dokters. Und versucht haben sie ja alles Menschenmögliche. Aber Todte macht keiner mehr lebendig. Und was sie mit der Mützel machen sollen, — da steht Einer den Andre an und kennt sich nicht aus. Und da haben sie mich zu'n Herrn Pastor geschickt, der sollt's mal mit ihr versuchen. Denn in's Gefängnis schleppen können sie sie ja wohl nicht, weil sie so schon am Sterben ist. Aber mit dem Galgen, — das kann ja nu nicht ausbleiben. Denn die eignen Kinder umbringen und den Mann noch dazu, — wenn es auch der Richtige nicht war — so 'was ist ja wohl das Schlimmste, was es giebt. Und sie kann doch wohl bloß verrückt geworden sein, Herr Pastor, nicht wahr? Es muß ihr von der Brust in den Kopf gestiegen sein, weiter ist ja nichts möglich. Denn sonst — Ach Gott, ach Gott, Herr Pastor, wird sie denn nu noch 'n ehrliches Begräbniß bekommen können mit 'ner richtigen Leichenrede am offnen Grabe? Was hat ihr denn nu sonst all' die Frömmigkeit genützt? Du lieber Heiland!"

Sie schwazte und schwazte fort, während Gotthold kein einziges Wort einwarf und keinerlei Frage mehr that. Mit hängenden Schultern ging er neben ihr her, wie gebrochen. Nur sein Herz hämmerte wild, und seine Schläfen klopfen, wie anklagend. Einmal, bevor sie das Haus betraten, vor dem sich trotz der Nachtstunde ein, mühsam von einem Schutzmann im Zaum gehaltener, Menschenhaufe angesammelt hatte, warf er einen Blick in die Höhe. Es war ein fragender, suchender Blick, den Niemand verstanden hätte. Und als sie sich durch die Leute, die auf dem Korridor und auf den Treppentufen in die Mützel'sche Wohnung hinabbrängten, hindurchwanden, schoß ihm der Gedanke durch den Kopf: „Wenn nur nicht Helga Lehr hier ist!" Es war ihm, als hätte er sie in diesem Augenblick nicht ansehen können.

Sie fanden noch alles in ziemlicher Verwirrung unten. Die Wiederbelebungsversuche an Ludwig Mützel und den beiden Kindern waren als zwecklos aufgegeben worden, der Tod war bei allen Dreien als unzweifelhaft festgestellt, und man

schickte sich eben an, die Leichen in die städtische Leichenhalle überzuführen. Nur um den Alten, der auf dem Bette lag und von krampfartigen Zuckungen hin und her geschüttelt wurde, während deren er unverständliche Worte vor sich hin lallte, war Doktor Lehr noch bemüht. Trotzdem die Fenster weit offen standen, schwebte noch immer ein dunstiger Geruch in dem Raum, den man auf der Zunge und im Halse spürte. Ein Schutzmann war beschäftigt, das Zimmer von unbefugten Eindringlingen zu säubern, während ein zweiter dem, am Tische sein Protokoll niederschreibenden, Polizeileutnant mit leiser Stimme Bericht erstattete. Nebenan in der Kammer, wo früher Wieze gewohnt hatte, lag die Kranke. Einer von den Ärzten, ein junger, schüchtern, linkscher Herr, mit einer Brille, trat von ihrem Bette fort, auf Gotthold zu.

„Ah! Herr Pastor!“ Er murmelte mit halber Verbeugung seinen Namen. „Wir sind froh, daß Sie da sind. Vielleicht gelingt es Ihnen, aus dieser Frau etwas heraus zu bringen. Uns steht sie nicht Rede.“

„Na, was ist da viel 'rauszubringen?“ scholl jetzt die Inartig-verbissene Stimme des Doktor Lehr dazwischen, der vom Bett des Alten herüber kam, dessen Krämpfe er endlich gestillt hatte. „Furor religiosus — furor fanaticus, das ist doch klar, wie der Tag. Und so 'was kommt öfter vor.“ Die Hände in den Hosentaschen, stand er mit dem ingrimmigsten Ausdruck, dessen sein rothes, rundes Gesicht fähig war, breitbeinig da und schob wüthende Blicke auf Gotthold.

Dieser war leicht zusammengezuckt, gab aber keine Erwiderung, sondern trat näher gegen das Bett der Kranken vor. Sie saß, halb aufrecht, in den Kissen, das Gesangbuch aufgeschlagen in den Händen. In dem kaltweißen Gesicht stachen nur die brennendrothen Flecke auf den herausragenden Wadenknochen vor, während die großen fieberglühenden Augen irr ins Leere stierten. Die weißen Lippen murmelten dabei, ohne Aufhören, die Worte eines der Sterbegebete aus dem Anhang des Gesangbuches vor sich hin: „Also gieb mir ein seliges Sterben, weil ich den festen Glauben habe an Dich und an

die ewige Gerechtigkeit! Und vergieb mir alle meine Sünden um des Blutes unsres Herrn und Heilandes willen! Und nimm an das Opfer, das ich Dir gebracht habe, und laß mich eingehen in Deine himmlische Seligkeit! Amen —“

Gotthold hatte eine Minute lang die Zähne zusammenbeißen müssen, um nicht einen lauten Schrei auszustößen. Jetzt griff er nach den beiden Händen der Kranken, umklammerte sie mit den seinen und fragte, mit schmerzlich bebender Stimme: „Frau, — warum haben Sie das gethan?“ Und als sie nicht gleich antwortete, wiederholte er seine Frage, — noch schmerzlicher, als vorher.

Sie hatte leise zu zittern begonnen, ohne ihn anzusehen, obgleich er sie zu zwingen suchte, seinen Augen zu begegnen, und murmelte abgebrochen, während dazwischen ihre Zähne manchmal leise aufeinanderschlügen: — „weil ich den festen Glauben habe — Und nimm an das Opfer, das ich Dir gebracht habe —“

„Frau!“ rief Gotthold zum dritten Mal mit angstvoller und jetzt zugleich herrischer Stimme, während er ihre Handgelenke preßte, „ich frage Sie, warum Sie das gethan haben. Kennen Sie mich nicht? Antworten Sie mir doch!“

Nun schien zum ersten Mal ein Schimmer von Verstandniß in ihren Augen aufzuleuchten. „Ja, Herr Pastor,“ murmelte sie, „ja wohl, Herr Pastor.“ Dann plötzlich trafen ihre Augen auf die seinen, und nun erst erschraf sie vor seinem Ausdruck, und der Klang seiner Stimme mochte zugleich in ihr nachhallen. Ein erstaunt-ängstlicher Zug trat in ihr Gesicht. „Aber, Herr Pastor,“ sagte sie, „nun kommen wir alle zugleich zum lieben Gott.“

„Frau, wissen Sie, daß Sie eine Mörderin sind? Daß Sie die furchtbarsten Verbrechen begangen haben, die es auf Erden giebt? Wie lautet das fünfte Gebot? Wissen Sie es nicht mehr? Sie haben Ihre Kinder und den Vater Ihrer Kinder getödtet. Wollten Sie das?“

„Ja, das wollte ich,“ erwiderte sie ganz schlicht und ausdruckslos, wie aus einem großen Erstaunen heraus.

„Und warum wollten Sie es? Besinnen Sie sich doch! Sie wissen doch, daß Sie nicht tödten dürfen.“

„Was sollte denn sonst werden?“ fragte sie müde. „Sie haben doch nun die himmlische Seligkeit. Und sonst hätten sie in ihren Sünden weiter gelebt und wären verdorben, dann hätten wir uns ja nicht wiedergesehn. Und ich wollte sie auch nicht allein lassen. Den Lude nicht, — denn der wäre schlechter und schlechter geworden, und ich wollt' ihn auch der Mieke nicht gönnen. Und die Kinder nicht, — denn die wären zu Grund' gegangen. Wenn ein Mädchen das kann, daß sie heimlich noch immer mit dem Lude zusammenkommt, — Tag für Tag, die Leute habens gesehn, — wo sie doch nu bei Ihnen war und stellte sich so fromm an und hat immer gebetet, — dann kann man ihr alles Schlimmste zutrauen. Dann betrügt sie nachher den Mann, wie sie jetzt mich und Sie und alle Welt betrogen hat, und läßt die Kinder verhungern und prügelt sie zu nichte. Da war's doch schon besser so. Denn ich wollte sie bei mir haben, und lieb habe ich den Lude immer noch, trotzdem er so schlecht und verkommen ist. Und Sie haben ja gesagt, Herr Pastor, daß es besser ist, früh dahinzufahren, als in Sünden weiter zu leben. Und hier steht es auch so geschrieben. Und man kann für alle seine Sünden Vergebung erbeten, haben Sie gesagt, Herr Pastor, wenn man nur recht fest glaubt und immer die Augen auf die heiligen Wundenmale Jesu Christi richtet. Und ist kein Sünder so ganz verdammt, daß er nicht durch seinen Glauben dennoch könnte in die ewige Seligkeit gelangen, haben Sie gesagt, wie damals der Schwächer am Kreuz, weil er an Jesus glaubte. Und weil ich nun so viel bete, Herr Pastor, werden wir gewiß Alle in den Himmel kommen und werden die Herrlichkeit des Paradieses sehn. Und weil er mich auf dem Sterbebett doch nicht einmal heirathen wollte, der Lude —“ Ihre Gedanken begannen sich zu verwirren und die Stimme brach ihr. Sie ging in ein hysterisches Schluchzen über. In den Zwischenpausen versuchte sie wieder zu beten. Aber es klang nur noch wie ein Achzen. Auch ihre abgezehrten fahlen Hände

konnten das Gesangbuch nicht mehr halten. Mit einem glucksenden Tone sank sie hintenüber ohnmächtig in die Kissen, schaumiges Blut auf den Lippen.

Entsetzt trat Gotthold zurück, während Doktor Lehr und der junge, bebrillte Arzt gleichzeitig hinzusprangen, um ihr zu helfen. Die Andren zogen sich in das Nebengemach zurück, wo nur noch der stumpfsinnige Alte friedlich schlafend auf dem Bett lag. Die Leichen waren fortgetragen worden, die Neugierigen hatte man vertrieben. Der Polizeileutnant faltete seine Papiere zusammen und stand seufzend auf. „Haben Sie nicht 'n Schnaps bei sich, Ungert? Mir ist ganz flau geworden,“ sagte er.

Der Schutzmann zog eine flache Flasche aus der inneren Brusttasche seiner Uniform. „Zu Befehl, Herr Leutnant. Es ist aber auch 'ne verfluchte Geschichte. Die Herren vom Gericht werden wir wohl nicht wecken brauchen. Flucht oder Verbunkelung des Thatbestandes ist nicht zu befürchten, protokolliert ist alles sehr genau, und von Verhaftung muß Abstand genommen werden. Die Person hat ja so kaum 's halbe Leben mehr, danke, Herr Leutnant.“ Er nahm die Schnapsflasche zurück. „Müssen wir nicht noch die Herren Ärzte hören, Herr Leutnant?“

Der Polizeileutnant gähnte ungenirt. „Ja, ja —“ Er gewahrte Gotthold, der, mit einer Schwächeanwandlung kämpfend, blaß, die Zähne in die Unterlippe gepreßt, in einen Dinstenstuhl gesunken war, und nahm unwillkürlich eine straffere Haltung an, die Hacken leicht zusammenschlugend. „Was für eine fatale Sache, Herr Pastor! Wird riesiges Aufsehen machen. Gefundenes Fressen wieder für diese Schw — diese Bande von Sozialdemokraten. Die Kerle schlagen natürlich Kapital draus. „Massenmord einer hungernben Proletarierfamilie“ oder so ähnlich heißt's morgen über 'm Leitartikel in ihrem Schundblatt, darauf wett' ich. Und dabei handelt sich's doch offenbar um nichts, als um religiösen Wahnsinn. Von Hunger ist ja hier gar keine Rede gewesen. Wo Doktor Lehr aus und ein geht, wird nicht gehungert. Aber die Angst, daß der

verflossene Kerl von Liebhaber nachher nicht in 'n Himmel käme, wenn sie ihn jetzt nicht gleich mitnähme und hereinbetete — ist Ihnen was, Herr Pastor?"

„Nein, nein.“

„Ja, es hat Sie natürlich mitgenommen. Unsereiner ist solche Sachen eher gewohnt, obgleich man ja auch lieber was andres hat.“ Er gähnte wieder, hielt sich diesmal aber die Hand vor den Mund. Dann steckte er den Kopf in den Nebenraum, wo es still geworden war, und kam wieder zurück. „A propos, Herr Pastor, wegen der leichtsinnigen Fliege, die Sie da zu sich in's Haus genommen haben, — ich wollt' dieser Tage ohnehin 'mal mit Ihnen Rücksprache darüber nehmen. So geht die Geschichte nicht weiter. Das Frauensmensch läuft Ihnen beinahe jede Nacht heimlich davon und treibt sich mit Mannsbildern herum. Ich hab' ganz sichere Nachrichten darüber. Wir müssen sie das nächste Mal aufgreifen lassen. Und da ist's besser, Sie jagen sie vorher davon. Halten läßt sich die ja doch nicht. Verdorbenes Blut, — damit hätten Sie sich lieber nicht befassen sollen — ah, da kommen die Herren ja endlich!“

Die Ärzte traten ein, und er ging ihnen entgegen. „Nun, meine Herren?“ fragte er ungeduldig.

„Moribunda,“ sagte Doktor Lehr kurz und suchte überall nach seinem Hut umher.

„Das hat der liebe Gott denn wieder gut gemacht,“ meinte der Polizeileutnant und rückte seine Uniform zurecht.

Der blonde, bebrillte Arzt rieb sich mit dem Finger über den Nasenrücken hin: „Der Herr Kollega meint, sie wird den Tag nicht überleben. Ich — ich möchte nicht sagen, — aber ich dissertire auch nicht, ganz und gar nicht. Gegen eine Ueberführung in die Krankenstation des Untersuchungsgefängnisses legen wir dagegen einstimmig Protest ein, — ganz entschiedenen Protest. Also — jetzt schläft sie, und wir können gehn.“

Der Polizeileutnant athmete auf. „Angert, Sie bleiben denn also hier und übernehmen das Weitere. Außer den bekannten Personen lassen Sie Niemand herein. Die Herren

werden so freundlich sein, dies Schriftstück mit zu unterschreiben. Gott sei Dank, daß wir so weit sind!" Er drückte seinen Helm auf.

Die beiden Aerzte hatten ihren Namen unter das, auf dem Tische ausgebreitete Schriftstück gesetzt, und der Polizeileutnant steckte es zu sich. Der Schutzmann salutirte, und man schickte sich an, zu gehn. Alle waren müde und schläfrig. Nur Gotthold hatte sich nicht gerührt. Der Polizeileutnant ging einen Schritt auf ihn zu. „Herr Pastor,“ — er machte Miene, ihn an der Schulter zu rütteln, er glaubte ihn eingeschlafen. Aber Gotthold blickte ihn mit wachen, starren Augen an. „Ich werde hier bleiben. Ich werde warten, bis sie aufwacht. Wenn ihre letzte Stunde so nahe ist, möchte ich dabei sein.“

Die drei Herren sahen sich ungeschlüssig an. „Wozu denn, Herr Pastor?“ fragte der Polizeileutnant endlich gebehnt, mit leichtem Unmuth.

„Ich möchte nicht, daß sie ohne Reue von hier ginge.“

„Ich weiß aber wirklich nicht, Herr Pastor — man kann Sie ja immer noch rufen, wenn's so weit ist.“

„Ich werde hier bleiben, Herr Leutnant.“ Seine Stimme klang ruhig und kühl.

Der Polizeileutnant zuckte die Achseln, flüsterte ein paar Minuten mit dem Schutzmann, legte dann zwei Finger an den Helm und folgte mit einem gelangweilten „Wie Sie wollen, Herr Pastor“ den vorausgegangenen Aerzten.

Und nun wurde es ganz still. Die Hausthür war in's Schloß gefallen, die Schritte der Davoneilenden waren draußen auf der Straße verklungen. Der Schutzmann hatte sich, nachdem er die Thür zum Treppenaufgang von innen verriegelt hatte, in die Küche zurückgezogen, wo er sich's auf dem Bett des Alten bequem machte, der seinerseits noch immer in friedlichem Schlaf auf derselben Lagerstätte ruhte, von der man die Leiche seines Sohnes und seiner Entel fortgetragen hatte. Gotthold saß unter der offenen Fensterlücke, durch die der weiche Wind der Sommernacht hereinstief. Ihn fröstelte; aber es mochte nur das Grauen sein, das in der einsamen Stille und

unter der Erinnerung an das, was eben hier gewesen war, über ihn kam. Ein paar Mal stand er leise auf und schlich auf den Zehen bis in die Kammer hinüber, um auf die Athemzüge der Sterbenden zu lauschen. Manchmal hörte er sie nicht, und dann beugte er herzklöpfend sein Gesicht über das Bett, auf dem sie lag. Ja, sie lebte noch. Und beruhigter schlich er zurück. Wenn sie nur nicht starb, ehe sie bereut hatte! Wenn sie ihn nur nicht vor dem ewigen Richter verklagen würde, er habe ihr eingeredet, das Glauben und das Beten reiche hin, um in's Himmelreich einzugehen, und man könne daraufhin sündigen, so wie man wolle und jede That begehrt, zu der es Einen trieb. Eine kindische Angst war in ihm. Und seine Schläfen hämmerten und hämmerten: Du bist schuld, Du bist schuld an diesem Gräßlichen, Ungeheuerlichen, — Du. Wenn Du nicht gekommen wärest, wäre diese That nicht begangen worden. Du hast diese Sterbende geängstigt und gemartert, mit den Schreden des Jenseits, die ihrer harreten, und diese Furcht hat ihre Sinne verwirrt, hat sie zur fanatischen Frömmlerin gemacht, hat sie zum Gatten- und Kindermord getrieben.

Aber ich habe es ja nicht gewollt! schrie es in ihm auf, ich habe sie ja nur beten lehren wollen, ich habe ihr ja nur die ewigen Heilswahrheiten verkündigt, wie es meines Amtes war. Doch in seinen Schläfen hämmerte es plötzlich: Wahrheit? Was ist Wahrheit? Und nun griff er sich mit seinen beiden Händen an den Kopf, der ihm brannte, wie im Feuer. Was war denn das? Wurde er wahnsinnig? Er wußte nicht mehr, welches die Wahrheit war, — er?

Er warf sich vor dem Binsensstuhl, auf dem er gekauert hatte, auf den Steinboden nieder und legte den Kopf in die Arme. Beten! Beten! Konnte er denn nicht mehr beten? „Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!“ klang es in ihm. Aber so hatte ja der gebetet und geschrien, der nicht Gottes Sohn gewesen sein sollte, sondern ein Mensch, wie Alle, eines Zimmermanns Sohn. War das die Wahrheit, die er gestern hatte verkündigen hören, als die Mühseligen und Beladenen leuchtenden Auges auf das neue Evangelium gelauscht hatten?

Ober wo fand er sie, diese Wahrheit, nach der ihn dürstete? Beten! Beten! Aber zu wem denn beten? Zu einem Menschen kann man doch nicht beten. Und sie sagen ja: es ist überhaupt kein Gott; die Welt ist ein großer Mechanismus, der sich nach urenigen, unabänderlichen Gesetzen dreht und bewegt, und alles fließt, und alles ist Entwicklung; kein Schöpfer ist gewesen, und eines Tages wird keine Erde mehr sein und kein Mensch mehr darauf. Alle verkündigen sie eine andre Wahrheit, und jeder streitet für die seinige und jeder ist überzeugt, daß sie die alleinige ist, — und wüthet gegen die Andersgläubigen und hält sie für erforderlich und zugleich für hinreichend, um die ewige Seligkeit zu erlangen. Wer von ihnen hat Recht? Wer ist im Alleinbesitz der Wahrheit? Ist überhaupt einer in diesem Besitz? Giebt es überhaupt eine Wahrheit?

Welch ein Durcheinandertwogen von Gedanken, von ungelösten, unlösbaren Zweifelsfragen in ihm? Woher kamen sie plötzlich? Weshalb umschwirrten sie ihn, wie ein Schwarm von aufgeschreckten Vögeln, daß er das ängstliche Schlagen ihrer Flügel hinter seiner Stirn und in seiner Brust zu spüren glaubte? Was hatte ihm seinen stolzen Frieden zerstört? Beten! Beten! Der Gott, dem er diente und an den er glaubte, konnte ihm seinen Frieden zurückgeben, und nirgends war Frieden als bei ihm. Beten! Aber er hatte ja keinen klaren Gedanken jetzt, er fand gar keine zusammenhängenden Worte mehr. Es war ein Auf- und Nieder-Fluthen in ihm, von so viel tausend widerspruchsvollen Empfindungen, daß er die Welt nur noch wie durch einen rinnenden Schleier sah. Und immer, wenn er beten wollte, stand Helga Lehr vor ihm, und er sah ihre klaren, ruhigen Augen auf ihm weilen und hörte ihre dunkle Stimme, die einen so merkwürdig traurigen Klang annehmen konnte, obgleich alles, was sie sprach, so sicher und fest war, gerade als wäre in der Seele dieses Mädchens die Vollempfindung des großen Weltleids in jeder Stunde ihres Lebens lebendig. Und er schämte sich vor ihr, — er vor dieser Heidin, in der doch der Geist des Evangeliums mächtig war!

Was ist Wahrheit? hatte es ihm zum ersten Mal mit dem Pilatus-Wort aus dem Munde des alten Gadebusch entgegen gestungen, und er hatte sich über diese Blasphemie eines Predigers am Worte Gottes empört, obgleich der Alte ja sicherlich für sich selber seinen ehrlichen, unumstößlichen Glauben in der Seele hegte und nur fern davon war, ihn auch jedem Andren aufdrängen, ihn für jeden Andren als unerläßlich ansehen zu wollen. Dann war ihm das Wort immer wieder an's Ohr und an die Seele geschlagen, — ausgesprochen oder nicht ausgesprochen, — in all den gährenden Wirren dieses neuen Lebens, in das er eingetreten, und heute war es auch in seinem eigenen Innern jählings wach geworden und wühlte und bohrt in ihm und ließ ihm keine Ruhe mehr: Was ist Wahrheit? Was ist Wahrheit? Sie Alle predigen das, was sie als Wahrheit erkannt haben, oder was man ihnen als Wahrheit eingepflanzt hat, und jeder glaubt an das Sonnenrecht seiner Wahrheit, und immer ist es wieder eine neue Wahrheit, die sie verkündigen, — die der Ausgestoßenen und Enterbten ist nicht die der Satten und Reichen, die Sklaven-Wahrheit ist nicht die Herren-Wahrheit, — und unter den Verkündigern jeder von ihnen giebt es Gute und Schlechte, Niedrige und Hohe. So kommt es also nicht darauf an, daß man frage: dienst du der Wahrheit? oder: was hast du als Wahrheit erkannt, sondern einzig und allein darauf: was für ein Mensch bist du? bist du überhaupt ein Mensch, im reinsten und edelsten Sinne des Wortes? dann hast du das Höchste erreicht, was für Menschen erreichbar ist, und brauchst vor keinem Jenseits zu zittern.

Wieder preßte Gotthold seine Schläfen mit beiden Händen. Was war denn das alles? Redete das wirklich aus ihm — ihm? Und wie war dieser fremde Tropfen in sein Blut gekommen? Durch Kurt Wellmann? Durch Helga Lehr? Durch alle die Schriften, die auf seinem Schreibtisch aufgeschlagen lagen, und in die er sich während der Stille der Nacht so oft versenkt hatte? Durch die Ereignisse der letzten Nacht? Oder durch alles zusammen, was er in diesen Wochen überhaupt

innerlich und äußerlich erlebt hatte? Aber dann hätte es ja Gott selber so gewollt, und nicht seine Schuld war es. Er stöhnte leise auf, und sein Kopf sank vornüber. Eine dumpfe Müdigkeit überfiel ihn plötzlich. Nur nicht mehr denken, — nicht mehr denken! Es machte ihn wahnsinnig, wenn er weiter so denken sollte. Dies Brennen und Klopfen in seinen Schläfen ertrug er nicht länger. Schlafen! Schlafen! Am liebsten gar nicht mehr aufwachen!

Abermals erhob er sich, um nebenan bis an das Bett der Sterbenden zu schleichen und nach ihrem Athem zu horchen. Immer noch lebte, immer noch schlief sie, — tief und fest. Nur manchmal kam über ihre offenen Lippen ein leises Aechzen, oder ein abgerissenes Wort. Und Gotthold vernahm erschauernd, wie sie klagte: „Weil ich nicht deine Frau geworden bin, Lude, — deshalb —“

Dann tappte er sich wieder zurück, mit schmerzdem Kopf und wankenden Knien, und sank in den Stuhl am Fenster und stierte in die Dunkelheit, die von dem ersten grauen Zwitterlicht durchspielt wurde. All die treibenden Gedanken in ihm verwogten und flossen in einander. Der Kopf fiel ihm auf die Brust. Ein schlaffes Verzagen kam über ihn, etwas Lösendes und Weiches. Noch ein paarmal spannte er sein Ohr in die Dunkelheit hinaus, wie um auf etwas zu horchen, aber es war nur ein leises, geheimnißvolles Regen und Wehen, was er vernahm. Waren es die Stimmen der Nacht draußen, oder das geisterhafte Raunen von Lauten, die zu Zeiten zwischen Himmel und Erde wach werden, zumal wenn die schwarzen Fittiche des Todes über einem Dach rauschen? Er wußte es nicht, nur ein Frösteln rann ihm wieder über den Leib hin. Und dann tauchten Gestalten vor ihm auf und zerflossen wieder, — schattenhaft und ohne zu ihm zu reden. Er sah sie nur, und eine dumpfe, traurige Schwere bewältigte ihn danach. Die Kraft zur Abwehr hatte er nicht mehr und wollte sie auch nicht haben. Dann verging ihm dämmernd das Bewußtsein.

Er wachte mit einer jähen Schreckempfindung auf, als

ihn leise etwas an der Schulter berührte. Dann fuhr er sich mit der Hand rasch über die Augen hin. War das wirklich Helga Lehr, die vor ihm stand? Aber träumen konnte er ja wohl nicht mehr, denn es war heller Tag um ihn her. Verwirrt fuhr er empor.

„Ich glaube, es ist Zeit,“ sagte sie ruhig; „wenn Sie noch mit ihr beten wollen —“

Er sah sie immer noch in halber Verständnißlosigkeit an. Dann gewahrte er den stumpfsinnigen Alten, der sich, als wenn nichts vorgefallen wäre, an seinem gewohnten Platz, auf dem Fenstertritt, zusammengelauert hatte und mit blödem Ausdruck, unbekümmert um alles, was um ihn her vorging, unter seinen Schusterwerkzeugen und Leberstücken kramte, die bleigefasste Brille auf der Stirn. Nur manchmal warf er dabei einen verirrtten Blick zu seinen Füßen nieder, als ob er dort nach den beiden Kindern suchte, die da zu sitzen und zu spielen gepflegt hatten, und als wundere er sich, daß sie nicht da waren. Dann klang sein erster Hammerschlag.

In der Thür zum Nebenraum stand der Schutzmann, der verschlafen und verdrossen aussah. Er reckte beim Gähnen die Arme über den Kopf hinaus. Von nebenan scholl leises, schmerzliches Nschzen, von der Straße her drangen die mannigfachen Laute des erwachten Lebens herein. „Wie kommen Sie hierher — und jetzt?“ fragte Gotthold, der sich immer noch kaum in das Alles finden konnte, das Mädchen.

„Mein Vater sagte mir heute Nacht, daß es zu Ende gehen würde. Als es Morgen wurde, bin ich dann gekommen.“

Sie ging ihm voran in die Kammer, und er folgte ihr. Er schämte sich, daß sie ihn schlafend gefunden hatte — vor diesem Mädchen schien er sich immer schämen zu sollen. Und dann stand er neben ihr, am Lager der Sterbenden. Auch er sah, daß sie nicht lange mehr zu leiden haben würde. Aber es war ihm, als müßte er erst zu Helga sprechen, er wußte nicht recht, was? dann bemerkte er, wie die großen, verglasten Augen der Sterbenden auf ihm ruhten, an ihm hingen, mit einem heißen, verzweiflungsvollen Flehn. Was wollte sie von

ihm? Wollte sie ihn verantwortlich machen für das, was geschehn war? Ihn? Es durchschauerte ihn. Diese Blicke suchten etwas in ihm, sie klebten sich förmlich an ihn. Er hätte laut aufschreien mögen: nein! nein! nein! nicht ich bin schuld an diesem Entsetzlichen! Nicht auf mich bürd' es!

Dann quoll es ihm zögernd über die Lippen: „Wollen Sie beten?“ Und er neigte sich zu ihr hinab. Ihre Lippen bewegten sich eine Weile, ohne daß er einen Ton vernahm, aber ihre Augen ließen nicht von ihm. Immer stärker wurde das Grauen in ihm. Nie in seinem Leben hatte er vielleicht so die Schwäche seines Menschthums empfunden, wie in dieser Stunde. Er fühlte sich nicht mehr als Priester, es war ihm, als sei alle Weihe, alles, was über das Niedrig-Menschliche hinausging, plötzlich von ihm genommen worden, und er wieder ganz wie der Geringssten Einer geworden, der vor seinem Gotte zittern muß. Was je von Selbstgerechtigkeit in ihm gewesen, war in dieser Nacht hingeschmolzen. Er blickte sich hilfessuchend um. Helga war in den Hintergrund zurückgetreten, aber seine Blicke suchten sie. „Ich verstehe sie nicht,“ sagte er leise und rathlos.

Das Mädchen kam heran und beugte ihr Gesicht über das der Sterbenden, die sich mühte, ihre Hand mit den ihrigen zu umklammern. Sogar den Arm wollte sie ihr um den Hals schlingen. Es sah aus, als möchte sie sich mit aller Inbrunst an das Leben klammern oder ein anderes mit sich hinüberziehen, die ganze Angst der Kreatur, vor dem Aufhören des rinnenden Quells in ihr, hatte sie plötzlich überfallen. Und immer glasiger stierten ihre Augen, während der Athem stoßweise aus der ringenden Brust fuhr, und ein Zerren und Zucken durch die hagern Glieder lief. Mit Anstrengung richtete sich Helga nach einer Weile wieder auf.

„Sie will das Versprechen von Ihnen, daß sie in's Himmelreich eingehen wird,“ sagte sie.

Gotthold sah unschlüssig vor sich nieder. Das Versprechen! Es kam ihm in diesem Augenblick vor, als würde er eine Sünde begehn, wenn er es abgab. War er denn

Christus, der dem Schwächer am Kreuz versprechen durfte, er werde noch am gleichen Tage mit ihm im Paradiese sein? Und wie, wenn die nun Recht hatten, die da sagten, es gäbe keinen Himmel nach dieser Erde? Seine Gedanken begannen sich wieder zu verwirren. „Bereuen!“ sagte er dann und blickte auf die angstvoll verzerrten Züge dieser Sterbenden nieder, deren beide Hände Helga noch hielt, „erst müssen Sie doch bereuen, was Sie gethan haben.“

Ein fassungseloses Erstaunen breitete sich über das Antlitz der Sterbenden aus. Etwas wie ein Lächeln, der Schatten eines Lächelns zerrte ihre Mundwinkel. Und ihre Augen schienen sich immer mehr aufzuweiten, schienen zu fragen, ihm die Frage entgegenzuschleudern: „Bereuen? Was denn bereuen? Ich mußte es ja thun, und es war gut so, und ich thäte es in jeder Stunde aufs Neue,“ es waren vielleicht nur seine eigenen marternenden Gedanken, die er in ihr Hirn übertrug, Worte, die in ihm selber wach geworden waren, und die er nun auf ihre, sich immer bewegenden, aber keinen Ton mehr bildenden Lippen verpflanzte. Aber ihre Wucht erdrückte ihn. Er warf sich an der andern Seite des Bettes, Helga gegenüber, nieder und raunte der Sterbenden zu: „Bereuen Sie — bereuen Sie!“

Immer derselbe Blick des Erstaunens, immer dasselbe schattenhafte Lächeln antworteten ihm und ließen ihn verstummen. Und mit diesem Blick und diesem Lächeln schlief sie ein. Und als er anfangen wollte zu beten, machte ihm Helga mit der Hand schon ein Zeichen, es sei vorüber. Er wollte es nicht glauben, aber sie drückte antwortlos der Todten die Augen zu und stand auf. „Ein leichter Tod, nach dem langen Leiden und dem schweren Leben,“ sagte sie leise.

Gott hold erhob sich. Seine Hand berührte tastend die der Todten, aus denen schon alle Wärme geschwunden war, und faltete sie ineinander. Dann fuhr er sich über die Stirn hin. Vorüber! Alles vorüber! Und sie hatte nicht einmal bereut, hatte garnicht verstanden, was sie bereuen sollte. Das war das Ende, — das Resultat dieser Erweckung, dieser Be-

tehrung, auf die er sich so viel zu gute gethan! Er selber konnte an diesem Todtenlager nicht einmal beten. Er stand am Fußende desselben und blickte die Todte an. Wo weilte diese entflohene Seele jetzt? Sollte er sie verdammen oder beneiden? Er wußte es nicht. Der Schauer des Geheimnißvollen, ewig Räthselhaften, der ihn angerührt hatte, ließ seine Gedanken irr zerflattern. Er stand nur immer und sah. Er beugte sich vor etwas Gewaltigem, über das kein von Menschen Geborner Macht hat, oder je Macht haben wird, und das alle von Menschen Geborenen deshalb gleich macht voreinander, die Mächtigen und die Gerungen, die Gläubigen und die Ungläubigen. Er dachte in diesen Augenblicken nicht an sein Priesterthum und nicht an die Religion, deren Diener und Verkündiger er war, sondern nur an die Armeseligkeit und an den Fluch des allen gemeinsamen Menschenthums, und daß deshalb Alle sich in ihrer zitternden Hülflosigkeit hätten aneinander schmiegen und dann aneinander wieder aufrichten sollen.

Dann plötzlich erklangen draußen die Glocken durch den sonnigen Morgen, von dem nur ein schüchtern, verirrter Strahl durch das Kellerfenster hereinzüngelte und über die stille Todte hinglitt, die jetzt so friedlich und schön aussah, wie nie in ihrem Leben. Gotthold schrak leicht zusammen. Sonntag! Diese Glocken riefen zur Kirche. Vom Thurm der Jakobikirche hallte der Choral, wie an jedem Sonntagmorgen, über die schweigende Stadt hin. Draußen spielten die Kinder, die heute nicht zur Schule zu gehen brauchten, im hellen Sonnenschein der Straße. Sonntag! Und auch er sollte auf die Kanzel steigen und predigen.

Konnte er denn das? Und was sollte er predigen? Nicht ein Wort von der Predigt, die er gestern ausgearbeitet hatte, war ihm mehr im Gedächtniß. Alles wie ausgelöscht! Gestern! Es war ihm, als lägen Wochen zwischen jenen Stunden und dieser hier. Gewaltig riß er sich los und ging in den Nebenraum hinüber. Dort fand er Helga, die sich gleichfalls zum Fortgehen gerüstet hatte und nur in halblautem Ton noch mit

dem Schutzmann sprach, der in ernster Haltung vor ihr stand. Gotthold griff nach seinem Hut. Das Hämmern des stumpfsinnigen Alten, auf seinem Schusterschemel, unter dem Fenster, dröhnte ihm, mit einem körperlichen Schmerzgefühl, im Kopfe nach. „Leben Sie wohl,“ sagte er und reichte Helga die Hand.

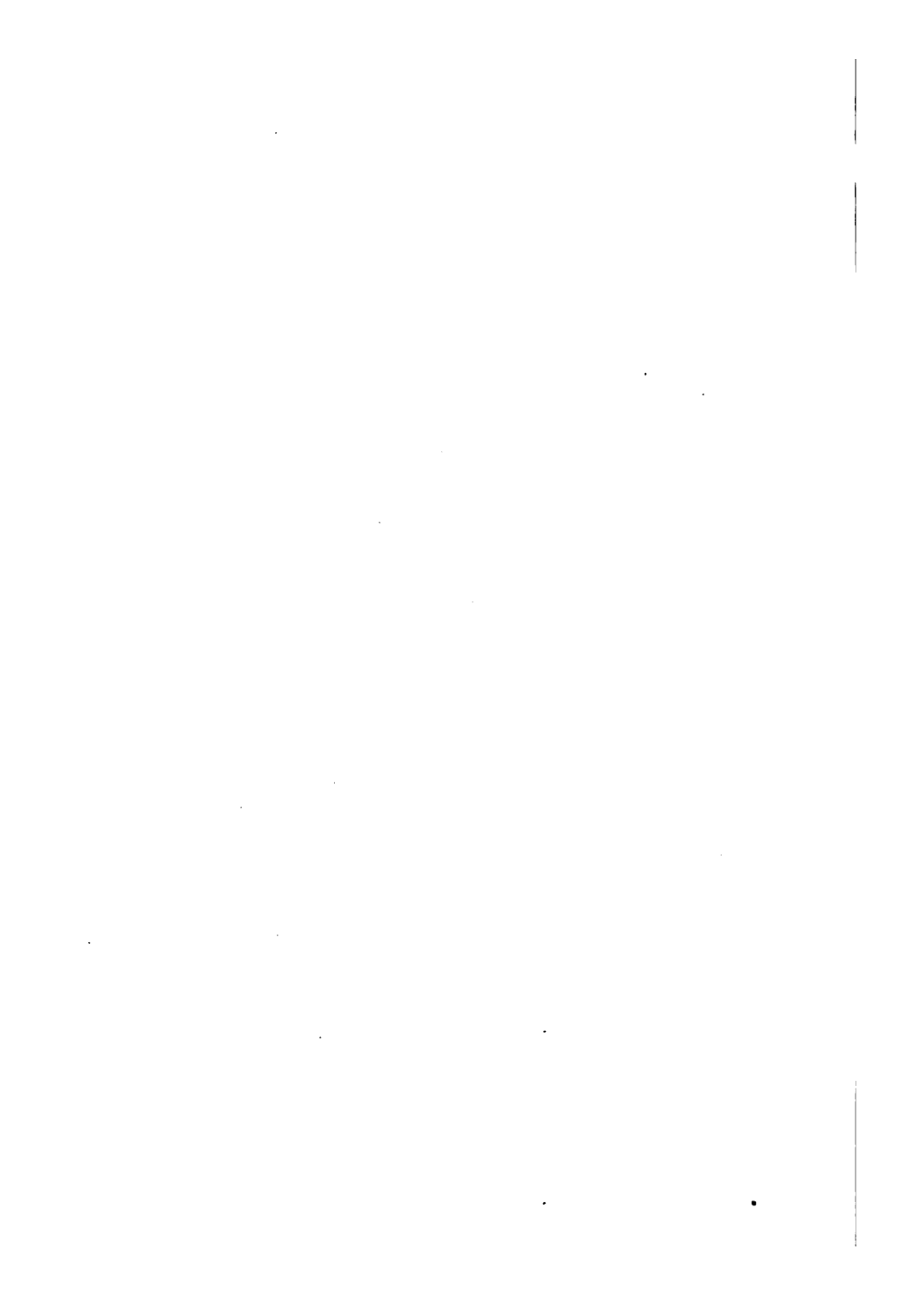
„Ich gehe mit Ihnen,“ erwiderte sie leise.

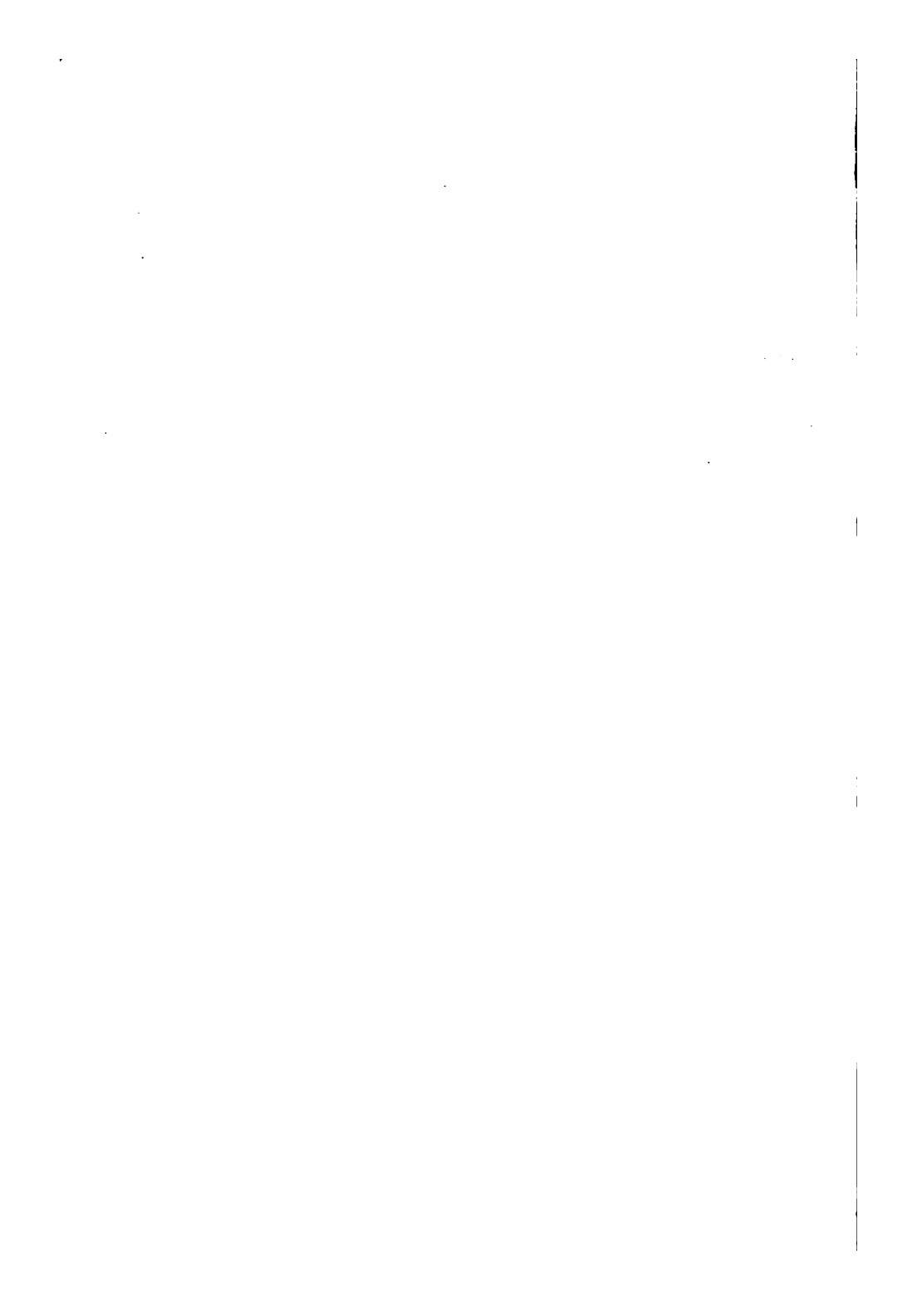
Und leise, als ob sie die Schlummernde hätten aufwecken können, gingen sie. Als sie draußen standen und der helle Sonnenschein des jungen Tages sie umfluthete, brach es mit bitterem Klang über seine Lippen: „Nun hätten Sie alle Ursache, zu triumphiren, Fräulein Lehr. Sie haben Recht behalten. Und ich habe hier grausam Schiffbruch gelitten. Es wäre besser gewesen, wenn ich nie hierher gekommen wäre.“

Sie schüttelte ruhig, mit einem Ausdruck stiller Trauer, den Kopf. „Triumphiren“, sie sah ihn anklagend an. „Weil ich nicht an Ihren Gott glaube? Was können wir Menschen denn andres thun, als nach dem handeln, was in uns ist? Wir haben alle viel Duldung untereinander nöthig.“

Sie hatte den Kopf gesenkt, während sie ihm die Hand bot. „Leben Sie wohl.“ Er hielt die Hand eine Weile in der seinen, er wollte noch etwas sagen, aber er fand die rechten Worte nicht. So schieden sie von einander.

Ende des ersten Bandes.





Konrad Gelsmann.

Was ist Wahrheit?

II.



Was ist Wahrheit?

Roman

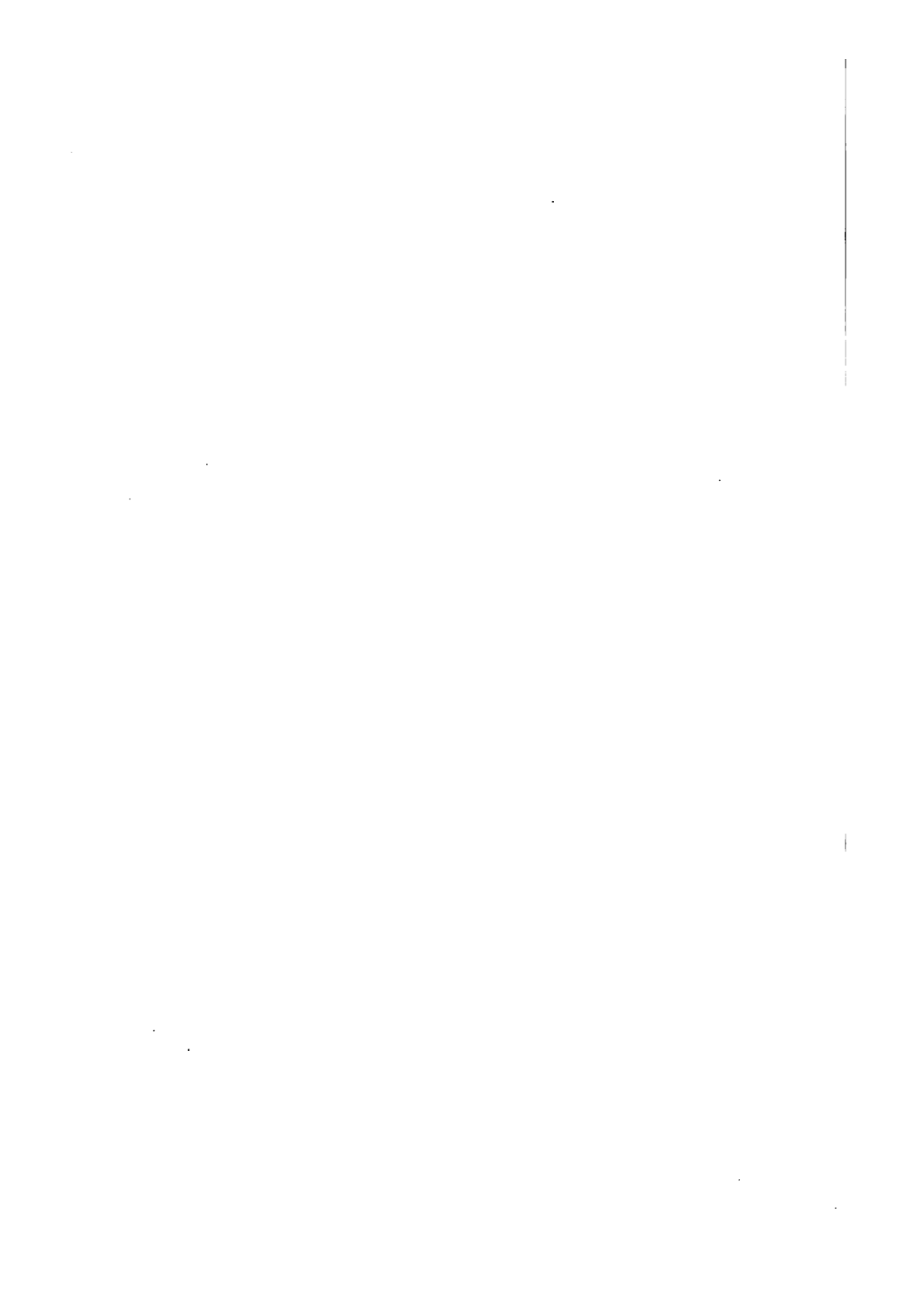
von

Konrad Telmann.

Zweiter Band.



Dresden und Leipzig.
Verlag von Carl Reifner.
1900.



XIV.

Im Betral wartete die Gemeinde schon seit einiger Zeit auf den Beginn des Gottesdienstes. Auf der Orgel spielte der Kantor ein Präludium nach dem andern, aber der Choral wollte noch immer nicht einsetzen. Allmählich kam eine gewisse Unruhe in die Versammelten. Der Kommerzienrath, der gleichfalls schon zur Stelle war, heute sogar in Begleitung seiner Tochter und seines Neffen, verließ endlich, nach einigem Warten, seinen Platz, um in der Sakristei nach dem Küster zu suchen. Dieser war eben aus der Stadt zurückgekommen, selber noch ganz aufgereggt und zitterig, und meldete, er habe den Herrn Pastor, der ja wohl ganz verirrt in der Zeit sein müsse, in aller Eile mit einer Droschke abholen wollen. Der Herr Pastor habe denn auch versprochen, sofort zu kommen, man möge einstweilen nur immer mit dem Choral anfangen, solle aber nicht den gestern bestimmten „Nun ruhen alle Wälder“, sondern „Jesus meine Zuversicht“ singen. Das sei ja nun noch nichts Besonderes, wenn es auch auffallen müsse, aber der Herr Pastor sei auch sonst ganz wunderbar gewesen, habe merkwürdig wirr geredet und sähe so bleich und stier aus, daß man sich beinahe ängstigen könne. Das Mädchen habe ja auch erzählt, er sei die ganze Nacht nicht zu Hause gewesen. Und daß er heute predigen müsse, scheine der Herr Pastor ganz vergessen zu haben, denn er habe zwar gesagt: „Ja, ja, ich werde predigen — ich werde predigen!“ aber das mit einem solchen Ton, als ob er erst nun wieder daran dächte, und beinahe wie drohend; es sei ihm, dem Küster,

ordentlich ängstlich gewesen, und er habe gemacht, daß er davon gekommen. Uebrigens höre man ja nun einen Wagen draußen, das werde der Herr Pastor sein, und nun wolle er nur schnell herein, um den Kantor zu instruiren; wahrscheinlich thue der Herr Kommerzienrath auch am besten, — wenn er, Küster Stier, sich erlauben dürfe, da einen bescheidenen Rath zu geben, — den Herrn Pastor jetzt nicht mehr aufzuhalten, es sei richtig schon eine halbe Stunde über die festgesetzte Zeit.

Und der Kommerzienrath ging wirklich. Er lächelte sogar diskret, als er wieder unter die Versammelten zurückkam, und die vorherige Unruhe wurde dadurch am besten besänftigt. Dann setzte die Orgel ein, nachdem der Küster den Wechsel des Chorals verkündigt hatte und die Gesangbücher knisternd zurückgeblättert worden waren, und alles schien sich ganz wie sonst abzuspielen. Als Gotthold im Thalar und Bäffchen durch die Sakristeithür eintrat, fiel zwar einigen sein bleiches Aussehen und seine fieberisch glühenden Augen auf, aber die Meisten sahen kaum auf ihn. Nur Valeska von Willing flüsterte dem, in korrekte Andacht versunkenen, Regierungsreferendar neben sich zu: „Sieht heute ordentlich interessant aus, der Cousin Pastor, nicht?“ worauf Hubert Willing nur mit der schwarz behandschuhten Rechten, die den spiegelblanken Cylinder hielt, eine abwehrende Bewegung machte, indessen ein verweisender Zug um seine Mundwinkel schnitt.

Dann war der Choral zu Ende und Gotthold Wenden hatte die Kanzel bestiegen. Aber als er die Bibel aufnahm, um den Text zu lesen, den er seiner heutigen Predigt zu Grunde legen wollte, las er nicht das Evangelium und nicht die Epistel des Sonntags, auch nicht die Bibelstelle, über die er gestern noch hatte sprechen wollen, sondern er las mit eigenthümlich vibrirender Stimme aus dem ersten Korintherbriefe die Worte: „Es kann das Auge nicht sagen zu der Hand: ich bedarf deiner nicht, oder das Haupt zu den Füßen: ich bedarf eurer nicht.“ Und er fing an, davon zu reden, daß also kein Beruf den andern verachten dürfe, oder meinen, er könne ohne ihn fertig werden. Nicht Jeder solle das Gleiche

thun, sondern Jeder in seinem Berufe, mit seinen Gaben, dem Andern dienen, da alle Menschen Glieder seien an einem Leibe und jedes Glied zwar an sich von dem andern verschieden sei, aber ihm jedes auf seine Weise gleicherart dienen müsse.

„Arbeiten, arbeiten, so lange es Tag ist!“ fuhr er fort, „das ist die erste Grundbedingung jedes Christenwandels. Wo das Arbeiten fehlt, bei Reich oder Arm, bei Mann oder Weib, da ist keine Nachfolge Christi. Und arbeiten, indem man Andern dient, getrieben von der Liebe Christi. Christenleben ist Dienst in Freiheit! Der Knecht soll wissen, daß er vor Gott nicht ein Knecht ist, sondern ein Befreiter, ein Erlöster Jesu Christi, und der Herr soll wissen, daß er einen Herrn über sich hat, dessen Diener er ist. So schreibt Paulus. Denn Beide sind vor Gott Rechenschaft schuldig, ob Jeder nach seinem Berufe treu gewesen ist. Und Gott urtheilt nicht nach dem hohen oder niedrigen Stand, es gilt bei ihm kein Ansehen der Person, sondern nur nach der Treue, wer es auch sei. Da dem Philemon sein Sklave entlaufen war, sandte Paulus denselben, nachdem er ihn bekehrt hatte, seinem Herrn wieder zurück, denn er sollte seine Pflicht erfüllen, die er gräßlich verletzt hatte, — aber wie nahe legte er es gleichzeitig auch dem Herrn, seine Christenpflicht dem Sklaven gegenüber zu erfüllen! „Du wollest ihn aufnehmen, wie mich selbst,“ schreibt er ihm, „wenn er Dir Schaden gethan hat, oder etwas schuldig ist, das rechne mir zu!“

Verzeihung! Duldung! Das sind, meine Lieben, die ersten und vornehmsten Christenpflichten. Und über allem Liebe; denn wir Alle sind Sünder. Was die Sozialdemokraten heute predigen, das ist vielfach irrig und unausführbar. Denn es kann keine Gleichheit je geben in ihrem Sinne, weil die Menschen nach Art und Begabung verschieden geschaffen sind, und es widersinnig wäre, von Jedem das Gleiche zu verlangen, da man von Jedem doch nur fordern darf, was er kann und wofür er Anlagen besitzt. Jedes Glied kann nur auf seine Weise dem Leibe dienen. Kann es aber eine Gleichheit, im engeren

Sinne des Wortes, auf Erden niemals geben, so kann und muß es doch anders werden, als es heute bei uns steht, denn es steht schlecht bei uns, und wir haben schier kein Recht mehr, uns Christen zu heißen. Jeder auf seine Art, ja, aber Jeder für das Ganze, — das bleibt. Und wie viele von uns können sich dessen rühmen, daß sie für das Ganze thätig sind und nicht bloß für sich allein? Es soll Jeder das Seine haben, daß er nicht Andern zur Last falle, schreibt Paulus. Aber Jeder ist, mit allem, was er hat, nur Verwalter Gottes. Vielfaches Wehe ruft die Schrift den Reichen zu, die da Reichtum aufhäufen oder selbstsüchtig gebrauchen. Und besondres Wehe trifft die, welche dem Arbeiter seinen Lohn abbrechen, denn er ist seines Lohnes wert. „Was Ihr gethan habt einem unter meinen geringsten Brüdern, das habt Ihr mir gethan!“ spricht Christus.

Jeder Knecht ist ein Bruder, meine Lieben, das lesen wir schon im dritten Buche Mose. Nicht mit Strenge oder Willkür soll über sie geherrscht werden. „Du sollst sie nicht schinden,“ steht geschrieben. Und: „Du sollst ihn nicht leer von dir gehen lassen, sondern sollst ihm auflegen von Deinen Schafen, von Deiner Tenne, von Deiner Kelter, daß Du gebeest von dem, was Dir der Herr Dein Gott gesegnet hat!“ Handeln wir Alle nach diesen Geboten der Schrift? Wo Arbeiter-Wohnungen sind, die den einfachsten, gesundheitlichen und sittlichen Anforderungen nicht entsprechen; wo Löhne gegeben werden, die kaum eine nothdürftige Fristung des Lebens gestatten und die weiblichen Arbeiter zur Unsitlichkeit nahezu zwingen; wo kein Sonntag ist, wo man im Arbeiter nicht mehr den Menschen und Bruder, sondern nur das Arbeitsmittel sieht, da ist kein Christenthum, meine Lieben. Und da hilft auch das Eintreten der Wohlthätigkeit im Namen des Christenthums nichts, sondern da muß man in seinem Namen vielmehr die schlafenden Gewissen der Nächstbetheiligten und dann die der Gesammtheit aufwecken. Das ist das Recht und die Pflicht eines jeden Christen, um wieviel mehr die eines christlichen Predigers! Dieser Weckruf an die christlichen Gewissen geht denn auch heute mit brausendem Donnerhall durch unser Land und

durch die ganze Kulturwelt. Nicht zur Wohlthätigkeit, sondern zur Pflichterfüllung mahnt er. Die sittliche Geistesmacht des göttlichen Wortes soll geltend gemacht werden, — das ist die Aufgabe der Kirche, das ist die Aufgabe Derer, die ihr dienen. Denn was frommt Gebet und Kirchgang, was frommt selbst der eigne Wandel fern von Sünde und Missethat, wenn man nach dem Worte der Schrift nicht handelt zum Besten der armen Brüder? Wir verdammen die Sozialdemokraten und verfolgen sie, wir stellen sie hin als Antichristen und Aufrührer, wir rufen zu den Waffen wider sie und wollen die Gesetze verschärfen, um sie zu treffen. Und in vielem sind sie ja auch verdammenswerth, in andrem irren sie, und man soll sie befehlen und belehren. Aber im Grunde sollten wir ihnen doch dankbar sein, meine Lieben, denn ihre wüste Agitation hat uns erst die Augen geöffnet über das, woran wir es haben fehlen lassen, und hat an unsre Seelen gepocht und hat an unsren Herzen gerissen. Wir sind blind gewesen, — jetzt sehen wir; wir sind stumpf gewesen, — jetzt fühlen wir mit unsren Brüdern. Nicht zur Sozialdemokratie sollen oder wollen wir uns bekehren, aber Christen wollen wir sein im wahrsten Sinne des Wortes, Thäter am Wort, und unsren Brüdern als Brüder helfen. Wenn wir nach der Schrift wirklich leben und handeln, meine Lieben, wird es alsbald keine Sozialdemokraten geben, das also ist der Weg, auf dem wir sie bekämpfen wollen und sollen! Nehmen wir ihnen den Vorwand zum Aufruhr, theilen wir mit unsren Brüdern, was unser ist, gedenken wir dessen, was Paulus schreibt, daß wir Alle Glieder eines Leibes sind, und es wird Frieden sein auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Amen!“

Gotthold war die Stufen der Kanzel herabgestiegen, weil es ihm droben ein paarmal wie ein Schwindel durch die Augen hingelaufen war. Er hätte sonst noch vieles mehr sprechen können und wollen. Noch lange hatte er sich nicht freigeredet, es mochte noch chaotisch in seinem Innern. Klarheit war freilich nicht darin, aber ein heißer Wille, der sich seinen Weg suchte. Und die Ueberzeugung, daß er diesen Weg finden werde,

durchströmte ihn, wie mit himmlischem Feuer. Daß von seinen Zuhörern sich immer mehr, im Laufe seiner Predigt, mit verwunderten und verständnißlosen Gesichtern angeblickt hatten, daß sie hin und wieder, verlegen und neugierig zugleich, nach dem Plaze schauten, wo der Kommerzienrath von Willing saß, hatte er ebenso wenig bemerkt, wie daß dieser Letztere, nach ein paarmal vernehmlichem Räuspfern und leisem Fußscharren, auf dem Sprunge gewesen war, aufzustehn und den Saal zu verlassen, um dann doch, mit fest zusammengekniffenen Lippen und unruhig flackernden Augen, sitzen zu bleiben. Er wußte es nicht, und es hätte ihn, wenn er es gewußt hätte, auch schwerlich irre gemacht. Er mußte sich die Seele frei sprechen, und kein Widerstand der Welt konnte ihn darin beirren. Aber jetzt drohten ihn seine Kräfte zu verlassen, und während die Orgel den Choral wieder intonirte, ging er wankenden Schrittes in die Sakristei zurück. Als der Kommerzienrath, nach kaum verhalltem, letztem Ton des Gemeinbegefanges, ebenfalls dort eintrat, erfuhr er, daß Gotthold schon nach Hause gefahren sei.

Stirnrunzelnd bestieg er seine Equipage, in der Valeska und der Referendar ihn erwarteten.

„Na, was das aber für 'ne Predigt war, Papa!“ sagte Valeska. „Lauter wirres Zeug. Man wurde gar nicht draus klug, was er nun eigentlich wollte. Jedenfalls sehr fanatisch und schwärmerisch, — hat mir gar nicht gefallen. Was Du an dem findest, begreif' ich nicht.“

„Nicht 'mal die Cour macht er Dir,“ warf der Referendar, mit einem anzüglichen Lächeln, ein. „Da lob' ich mir den Brendendorf! Uebrigens das war wirklich keine korrekte Predigt, Onkel. Das roch nach moderner Pastoral-Demagogie. Nach allem, was ich von Vetter Gotthold gesehn und gehört, hatt' ich etwas ganz anderes erwartet. Hierbei konnte man sich nicht erbauen. Ich werde heute den Nachmittagsgottesdienst besuchen, um meine Andacht zu heben.“

Der Kommerzienrath begnügte sich damit, während der Heimfahrt, mit seinen beringten Fingern seinen prächtigen Voll-

bart zu zermöhlen. Aus der Art des Lächelns, das dabei seine Mundwinkel umschneidet, konnte, wer ihn kannte, entnehmen, daß es in ihm gährte. Seine großen, weißen Zähne gruben sich manchmal in die Unterlippe. Er sprach kein Wort.

„Ob denn diese Sachen wirklich in der Bibel stehn?“ fragte Valeska kopfschüttelnd. „Kann ich mir gar nicht denken, absolut nicht.“

„Nun,“ meinte der Referendar, „sie waren ja belegt. Paulinische Briefe und so weiter. Was das angeht —“

„Na, denn versteh' ich aber nicht, weshalb wir uns immer so auf die Bibel berufen und daran festhalten, Du. Dann kann man ja schließlich alles aus der Bibel beweisen. Das war ja schreckliches Zeug.“

„Liebe Valeska —“ Hubert Willing traufte verweisend die Stirn.

„Ja, gewiß,“ beharrte sie trotzig. „Majestät hat erst neulich wieder gesagt, — Brendendorf hat mir das erzählt, — bei der Rekrutenvereidigung, — die Soldaten müßten sich darauf vorbereiten, gegen den inneren Feind loszumarschieren, — womit er doch bloß die Sozialdemokraten meinen kann, und nun will uns Vetter Gotthold weis machen, sie hätten zwar nicht Recht, aber wir könnten doch viel von ihnen lernen, und sie wären im Grunde ganz liebe, nette Leute. Diese wilden Thiere! Nein, da hört doch alles auf. Und dabei redet er, als geschähe für die Armen gar nichts. Ich hab' ihm schon hundert Mal gesagt, was wir alles für die thun, aber dann antwortet er: „Lange nicht genug und auch nicht in der rechten Art!“ Ich glaube, der meint, man müßte Mar-moralais für die Herren Schnapsbrüder bauen. Ueberhaupt: von solchen Sachen, wie Arbeitslohn und so 'was, von der Kanzel zu reden! Das war mir wirklich ordentlich genirlich. Das ist doch keine Manier. Weißt Du was, Hubert?“

„Nun?“

„Vetter Gotthold würde ganz anders reden, wenn er sich nicht selber beklafft vorkäme. Laß den 'mal als Freiherrn auf seinem alten Stammgut sitzen, da möcht' er wohl nicht

mit dem lieben Böbel so liebäugeln. Das kennen wir. Der macht bloß Opposition, weil er Pastor spielen muß.“

Der Regierungsreferendar zwirbelte mit den schwarzen Handschuhspitzen die schmalen Bartstreifen an seinen Backen. „Du sprichst etwas begagirt, liebe Cousine. Man spricht nicht alles aus, was man denkt. Damit hat es auch Dein Vetter Gotthold heute gründlich verfehlt. Uebrigens sah er erbärmlich aus.“

„Ja, ganz verkatert. Nicht 'mal mehr der hübsche Mensch von früher.“

„Ich finde aber, liebe Baleska, Dein Umgang mit Brendendorf hat Dich in letzter Zeit —“ Die Vollenbung seines Satzes wurde von dem Geräusch, mit welchem die Equipage über den aufknirschenden Kies durch die Gartenspforte der Villa einfuhr und durch Baleska's burleskes Aufschauen gleichzeitig überhört. —

Erst gegen fünf Uhr Nachmittags klingelte der Kommerzienrath bei Gotthold. Dieser hatte ihn schon eher erwartet gehabt und empfing ihn jetzt ruhig. Auch der Kommerzienrath hatte Zeit gehabt, seine Selbstbeherrschung wieder zu gewinnen. Es waren Gäste bei Tische gewesen, und er hatte sich als der liebenswürdigste und anregendste Gesellschafter erwiesen, als den man ihn kannte. Er hatte von Laune gesprützt, große Pläne — wenn auch nur andeutungsweise — entwickelt, politische Perspektiven entrollt und sich als einer der feinsten Kenner der Situation gezeigt, auf alles vorbereitet, und zu allem entschlossen. Die Gäste — Fabrikherren aus andern Industriebezirken und ein paar höhere Offiziere — hatten ein paar Mal bei seinen lichtvollen und entschiedenen Ausführungen in die Hände geklopft, und das hatte ihn nur noch mehr animirt. Uebrigens war auch der Léonville vortrefflich gewesen. Seinen ganzen Neger von heute Vormittag hatte Billing damit hinuntergespült. Der junge Mensch, der Gotthold, war präoccupirt gewesen; — die Nacht hindurch in übertriebener Aufopferung seelforgerisch thätig, voller Eindrücke von Elend und Jammer, ungeschlafen, erschüttert war er auf die Kanzel ge-

stiegen. Und da hatte er sich, bei seinem weichen Herzen und seiner mangelnden Lebenserfahrung, zu dieser Improvisation hinreißen lassen, die — Nun, zum Glück hatte beinahe Niemand sie verstanden, und Gotthold wußte sicherlich selber nicht im vollen Umfange, was er da eigentlich für ein Programm entwickelt hatte. Aber zurechtweisen mußte man ihn schon, und das gründlich. Es steckte eben bei allem doch etwas vom Pfaffen in dem Jungen. Schon ein paar Mal hatte er das bemerkt.

„Du weißt jedenfalls, warum ich komme,“ sagte der Kommerzienrath, sich in Gotthold's Arbeitszimmer in einen Stuhl werfend.

„Ich kann mir's wenigstens denken. Ich habe heute nicht nach Deinem Herzen gesprochen.“

Willing sah auf. Er war von den reichlichen Tafelgenüssen heute und dem anhaltenden Sprechen etwas müde geworden und hatte sich bequem zurückgelehnt, in aller Gemüthsruhe dem jungen Heißsporn den Kopf zurechtsetzen wollen. Aber dieser Ton da gefiel ihm nicht. War das nur der Widerstand gegen die erwarteten Vorwürfe, in den er sich mit seinem ganzen Standesbewußtsein hineingebissen hatte oder — ? „Du hast nicht nach Deiner Pflicht gesprochen, lieber Gotthold!“

„Darüber, lieber Onkel, kann ich Deine Belehrung nicht annehmen, so gut sie gemeint sein mag. Ueber die Bevormundung bin ich hinaus. Ich habe Niemandem über die Art, wie ich meine Pflicht erfülle, Rechenschaft abzulegen, als der Kirche, der ich diene, und meinem Gott.“

„Schau! Schau! Das klingt ja sehr stolz und freiherrlich.“ Der Kommerzienrath blieb immer noch kühl, er zwinkerte nur in halber Neugier zu Gotthold hinüber, der ruhig und steif in seinem Stuhl saß. „Und Du glaubst, daß Deine kirchlichen Oberen, denen Du ja eine gewisse „Bevormundung“ zugestehen wirst, mit Deiner heutigen Rede — eine Predigt war's nicht — zufrieden sein würden?“

„Ich will's abwarten.“

„Und — Du selber bist mit Dir zufrieden.“

„Nein.“

„Ah, nun —“

„Weil ich nicht klar und entschieden genug gesprochen habe, weil ich nur einen verschwindenden Bruchtheil von dem gegeben habe, was ich geben wollte. Weil ich noch mit mir selber nicht fertig bin.“

Der Kommerzienrath nickte. „Nun, das ist ehrlich gesprochen. Und damit ist unsre Diskussion ja eigentlich zu Ende. Nein, Du bist wirklich noch nicht mit Dir fertig, mein Lieber. Oder vielmehr: Du hast Dich durch trübe Erfahrungen und Erlebnisse in allerlei Zweifel stürzen lassen, die Dich nun fortreißen, an unsrem ganzen Gesellschaftsgebäude zu rütteln. Begreift sich, begreift sich ganz gut. Ich nehme die Sache auch gar nicht tragisch, mein Bester. Du hast bisher von der Welt blutwenig gesehn und gewußt, und nun kommt Dir manches Neue über den Kopf. Du gelangst zu der Einsicht, daß doch nicht alles in unsrer Weltordnung gut und schön ist. Als ob wir uns darüber im Unklaren wären, lieber Gotthold! Es muß und wird mit Gottes Hülfe manches anders und besser werden — mit der Zeit und auf gesetzlichem Wege, — soweit es die Unvollkommenheit der Welt überhaupt zuläßt. Ich bin ein entschiedener Freund der sozialen Gesetzgebung, mit der wir ja schon vieles Gute gewirkt haben. Dich aber machen allerlei Einzelschicksale, in die Du Einblick gewinnst, und übertriebene oder wohl gar erlogene Berichte, die man Dir aufstischt, plötzlich kopfschauen, und Du müchtest, in Deinem zornigen Mitleid, am liebsten gleich alles über den Haufen rennen. Einem jungen Brausewind verzeiht man das. Aber Du bist Geistlicher, mein Lieber, Du hast schwere Verantwortungen, Du darfst Dich nicht so gehn lassen. Wenn man Dich heute so hörte, mußte man Dich für einen jener Demagogen im Talar halten, die neuerdings zu schwerem Aergerniß für die Obrigkeit und alle Gutgesinnten auf dem Lande, in den Industriebezirken und in den Großstädten, ihr Wesen treiben, um gegen die Großgrundbesitzer und die Fabrikanten zu hetzen. Nimm

Dich in Acht, mein Lieber! Man darf mit dem Feuer nicht spielen. Du weißt, daß Gift unter Umständen ein Heilmittel sein kann, aber man muß es dann in verschwindend kleinen Dosen geben. Du streust und spritzest es um Dich, als ob es sich um wohlriechende Unschädlichkeiten handelte. Ich kann das Deiner momentanen Stimmung, wie gesagt, einmal zu Gute halten, mein Lieber, — so rasch fangen unsre Hartköpfe hier auch Gottlob nicht Feuer, — aber in Zukunft wirst Du hübsch daran denken müssen, daß Du hier stehst, um Gottes Wort zu predigen, und nicht, um Deinem Unmuth oder Deiner Trauer über unerfreuliche Zustände Ausdruck zu verleihen. Du hast heute vergessen, wo Du standest, Gotthold.“

Er hatte zuletzt in väterlich-wohlwollendem Ton gesprochen, war aufgestanden und legte Gotthold jetzt die Hand auf die Schulter. Dieser hatte ihm schweigend zugehört, die Rippen fest aufeinander gepreßt, hin und wieder leise den Kopf schüttelnd. Ein bitterer Zug lag um seinen Mund, aber nichts von Troß oder Groll, eher etwas Weiches und Trauriges, als ob es in seinem Innern spräche: hier giebt es ja doch wohl keine Verständigung, und wo giebt es die überhaupt? Dann aber sagte er laut: „Ich danke Dir für Deine gute Meinung, Onkel, und für Deinen Rath. Aber Du täuschest Dich in mir. Ich stehe ganz fest auf dem Boden der Kirche, wenn ich so spreche, wie ich heute gethan. Und Du verkennst die Aufgabe der modernen Geistlichkeit durchaus. Sie in allererster Linie ist berufen, an den sozialen Kämpfen, an der sozialen Umgestaltung unsrer Tage theilzunehmen. Sie darf nicht mehr unthätig abseits stehn, oder sich zum willenlosen Werkzeug einer bestimmten, politischen Partei oder einer einzigen Gesellschaftsklasse machen lassen. Sie hat mehr zu thun, als die Evangelien auszulegen. Ich kämpfe mit der Bibel in der Hand, Onkel, — aber ich kämpfe.“

„Ihr jungen, ehrgeizigen Streber im Talar möchtet heute Alle moderne Luther werden,“ lachte Willing auf, aber es war etwas Verbissenes in seinem Lachen. „Man kennt das. Ihr solltet Euch aber doch immer gegenwärtig halten, wie Luther

damals gegen die aufrührerischen Bauern geschrieben hat. Und dann: andre Zeiten, andre Sitten.“

„Gewiß, Onkel. Und eben darum — heute müssen wir im Sinne des Urchristenthums lehren und thätig sein. Die Zeit ist reif dafür. Und gerade um jedem Aufruhr, der längst überall im Verschwiegenen gährt, vorzubeugen, müssen wir Denen predigen, die da die Macht haben: Besinnt Euch, ehe es zu spät ist; die Stunde ist gekommen, wo gehandelt werden muß; mit Worten hält man die hungrige Meute nicht mehr im Zaum.“

Der Kommerzienrath zuckte ungeduldig die Achseln. „Die üblichen Phrasen. Du hast früher anders gedacht und gesprochen.“

„Ja. Aber Du hast ja selber gesagt: weil ich die Welt nicht kannte, Onkel. Ich habe allerlei innerliche Wandlungen erfahren, und ich bin noch nicht am Ende angelangt. Nur auf dem rechten Wege bin ich — das fühl' ich, das weiß ich. Und deshalb laß' ich mich davon auch nicht abbringen, Onkel. Du sprichst von Einzelerlebnissen und augenblicklichen Stimmungen. Nein, es handelt sich um mehr: um eine Belehrung. Nicht zum Sozialismus, nicht zur Demagogie, wie Du das nennst, — nein, nur zur unverfälschten Lehre Jesu Christi. Ich bin vom Staat zu einem ihrer Diener und Verkündiger eingesetzt worden, ich glaubte sie zu kennen, ich hielt mich an die Dogmen und Satzungen der Kirche. Jetzt geh' ich auf ihren Urquell zurück und bade mich darin rein und weiß, daß hier allein unser Heil ruht, — jetzt und in aller Ewigkeit. Und dieser meiner Ueberzeugung werde ich Ausdruck geben, wo und wie ich kann, — im schroffen Gegensatz zu dem gottfeindlichen Sozialismus ebenso wie zu dem engherzigen Partei-Kirchenthum des Plutokratismus unsrer Tage. Meine Augen sind sehend geworden, Onkel, ich will den Weg gehen, den mein Jesus mir voranschreitet.“

Willing nickte. „Unklare Schwärmerei,“ sagte er, halb für sich. „Ich dachte mir's. Es ist Wenden'sche Art. Nun, sie ist zum Glück nicht gefährlich. Aber ich bereue nun doch,

daß ich Dich hierher gerufen habe. Du bist hier nicht an Deinem Plage.“

„Vielleicht doch, Onkel. Es sind Stunden und Tage gewesen, wo auch ich es bezweifelte. Aber jetzt bin ich Dir — oder vielmehr dem, dessen blindes Werkzeug Du warst — dankbar. Ich mußte diese Anfechtungen und auch diesen Läuterungsprozeß hier durchmachen, um mir über mich selber klar zu werden. Was frommt uns ein Christenthum, das keine Prüfungen erfahren und keine Versuchung bestanden hat? Ich habe mir meines hier erst erkämpfen müssen, werd' es mir täglich weiter zu erkämpfen haben. Und nur dann ist es ja Segen und Kraft. Wie gewaltige Pflichten es uns auferlegt, in wie wirren Zweifel es uns stürzt, zu welchen Handlungen es uns zwingt, die oft so ganz in Widerspruch zu unsren Neigungen und Wünschen stehn, hab' ich erst erfahren, werd' es in Zukunft immer aufs Neue — vielleicht noch schmerzlicher, noch quälender — zu erfahren haben. Aber mir ist nicht mehr bange deshalb. Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält. Laß mich meine Straße ziehn!“

Seine Stimme hatte zuletzt weich und mild geklungen, und ein verklärender Glanz lag auf seinen Zügen. Er wollte Willing die Hand bieten, aber dieser sah sie nicht oder wollte sie nicht sehn. Mit gerunzelter Stirn ging er, die Hände auf dem Rücken, hin und her, umsonst bemüht, eine Ruhe zu zeigen, von der sein Inneres nichts wußte. Er hätte sich selber gern eingeredet, daß dies alles da wirklich nichts andres sei, als Fantasterei und unklares Schwärmertum eines jungen Feuerkopfes, aber es war etwas wie eine Ahnung in ihm, daß ihm da plötzlich ein Gegner zu erwachsen drohe, wo er auf einen werthhätigen Bundesgenossen gehofft hatte, und einer der gefährlichsten, die man sich denken könnte. In diesem jungen Menschen steckte etwas von einem Fanatiker. Wenn dieses Feuer nicht für die gute Sache entfacht wurde — Aber noch war es wohl Zeit, diesen weichen Schwärmer zu lenken. Vielleicht nicht mit Härte, nicht durch Drohungen,

aber es gab da wahrscheinlich andre Mittel; in jedem Fall mußte man vorsichtig zu Werke gehn, reizen durfte man diesen Heißsporn nicht. „Alles gut und schön,“ sagte er nach einer Weile, „nur können wir zu diesem Urchristenthum, wie Du das nennst, heute doch leider unmöglich mehr zurück, lieber Gotthold. Der sogenannte soziale Inhalt des neuen Testaments, auf den gewisse Schwärmgeister neuerdings wieder hinzuweisen lieben, läßt sich von den primitiven Zuständen der damaligen Zeit und vom Morgenlande her schwerlich auf unsre komplizirten Verhältnisse hier, nach einer fast zweitausendjährigen Kulturarbeit, übertragen. Wir können dem Evangelium nur seinen sittlichen und religiösen Inhalt entnehmen, — das liegt doch auf der Hand.“

Gotthold schüttelte den Kopf. Es giebt hier gar nicht Eines ohne das Andere. Alle diese Dinge sind ja nicht von einander zu trennen. Wenn man da auswählen dürfte, — wo wäre der Anfang und wo das Ende? Wir stehen ganz auf dem Boden des Christenthums, wie es das neue Testament lehrt, oder wir stehn nicht auf ihm, — ein Drittes giebt es nicht. Unstre Gegner haben nur zu recht, wenn sie uns vorwerfen, daß wir uns ein Christenthum nach eigenem Wohlgefallen und Bedürfniß zurechtgeschnitten haben. Und der große Segen unsrer Kulturarbeit, lieber Onkel, — gut, ich verkenn' ihn gewiß nicht. Aber wäre er ohne das Christenthum möglich gewesen? Und weshalb soll er nun plötzlich in Gegensatz zu ihm treten? So weit er das thut, ist er eben kein Segen, sondern Unnatur und Entartung. Nein, lieber Onkel, in dies Versteck vertriecht sich unsre Selbstsucht heute vergeblich. Der ewigenschliche Inhalt der Evangelien ist nicht von bestimmten Umständen, nicht von Ort oder Zeit abhängig, er paßt für alle Verhältnisse und alle Aeonen der Menschheit hinaus. Wir bleiben Glieder eines Leibes, also darf das eine Glied sich nicht höher dünken, als das andre, geschweige denn es ausnützen, quälen oder verachten. Was Jesus den armen Fischern und Handwerkern am See Genesareth gepredigt hat, würd' er das heute den Fabrikarbeitern

und Tagelöhnern nicht predigen? Und was er den Reichen der damaligen Zeit zugerufen hat, gilt das für die heutigen nicht mehr? Nein, nein, Dunkel, die Welt ist, trotz all' unsrer Kulturarbeit, noch die gleiche, wie damals, und steht unter dem Zeichen des Kreuzes. Wir brauchen kein modernisiertes Christenthum. Wir brauchen nichts als den ehrlichen Willen Aller, in selbstloser, werthätiger Liebe, nach dem Evangelium zu leben und zu handeln. Dann werden wir siegen."

Willing hatte schon mehrfach Zeichen wachsender Ungeduld von sich gegeben. „Eine neue Auflage Deiner Predigt,“ murmelte er jetzt, vertrießlich, „das ist also alles, was Du mir sagen kannst. Worte — Worte. Verzeih', wenn ich dafür heute keine Zeit länger habe. Ich lebe der Zuversicht, daß Du früher oder später selbst einsehen wirst, wie mit diesen Schwärmereien in praxi nicht weiter zu kommen ist. Was Du da sagst, ist ja alles nichts Neues, und die Hauptfachen unterschreiben wir gewiß Alle gern. Aber mit solchen Redensarten kommen wir nur im Grunde nicht weiter. Was wir alles für die Arbeiter schon gethan haben und weiter zu thun entschlossen sind, scheint Du in den Wind zu schlagen. Statt dauernd darauf hinzuweisen, weckst und nährst Du die Begehrlichkeit des vierten Standes. Das ist um so gefährlicher, wenn es von einem Geistlichen ausgeht. Du wirst Dir schon selber darüber klar werden. Heute ist nicht mit Dir zu reden. Ich gehe. Aber es ist meine Pflicht, Dir noch einmal zuzurufen: hüte Dich! Du spielst mit dem Feuer. Auf Wiedersehn zu einer günstigeren Stunde!“ Er nickte Gotthold zu, ohne ihm die Hand zu reichen, und ging in sichtlich Erregung hinaus.

Gotthold stand nach seinem Fortgang eine Weile am Fenster und blickte in den sinkenden Tag hinaus, die heiße Stirn gegen die Scheiben gepreßt. Er schloß die Augen, als sie auf den Kirchbau drüben gestossen waren. Jetzt würde er vielleicht wirklich niemals dort auf die Kanzel steigen. Wenn der allmächtige Willing es nicht wollte. Und, von heute an, würden ihrer Weiber Wege wohl weiter und weiter auseinander-

und trug ihn sich etwas näher an diesen heran, wahrscheinlich um nicht zu laut sprechen zu müssen. Er hatte den Platz jedoch so gewählt, daß der schwache Lichtschein, der noch durch's Fenster hereinfiel, ihn nicht traf. „Ich möchte — ich habe ein großes Anliegen, — ein seltsames — aber — wenn man mich recht berichtet hat —“

Er saß vornübergebeugt in seinem Stuhl, mit hängenden Schultern, die Augen am Boden, mit den Händen unruhig durch die Luft fingernd.

„Bitte, sprechen Sie doch,“ sagte Gotthold ermutigend, „wenn ich Ihnen irgend helfen kann —“

Ein leiser Seufzer quoll von den Lippen des Priesters. Dann klang seine Stimme im Flüstertone herüber: „Man hat mir gesagt, daß Sie ein strenger und starrer Diener Ihrer Kirche sind, Herr Pastor, viel strenger, als die andren Herren. Und gerade deshalb — ich möchte — sehen Sie: ich gehöre ja einer andren Konfession an, bin sogar ein Priester derselben und könnte eigentlich nicht — aber ich habe hier keinen Amtsbruder am Orte. Und ich möchte auch nicht anderswohin gehn, um — die Beichte, nein, — ich muß es Ihnen sagen: in diesem Falle — nein, sie würde mir nicht als das Rechte erscheinen, nicht als das, was ich brauche. Ich möchte das Urtheil Eines hören, der mich nicht kennt, der gar nichts für mich empfindet, nicht Haß und nicht Sympathie, und der doch gerecht ist — und streng, ein strenger Richter, der es mit sich und mit allen Andern sehr ernst nimmt. Und dabei, hab' ich mir gedacht, spielt die Konfession keine so große Rolle, denn in jeder kann man ja einen hohen sittlichen Maßstab an den Menschen legen. Und gerade von einem Andersgläubigen möchte ich hören, wie er meinen Fall ansieht, und wie er an meiner Stelle handeln würde. Ich weiß nicht, ob Sie nun noch — es ist Ihnen gewiß sehr sonderbar — aber es würde mich so erleichtern, und ich wäre Ihnen so dankbar, wenn Sie nach bestem Wissen und Gewissen, streng und rückwärtslos — darf ich sprechen, Herr Pastor?“

„Gewiß dürfen Sie. Ich danke Ihnen für Ihr ehren-

des Vertrauen, und ich will es zu rechtfertigen suchen.“ Gott-
hold's Stimme zitterte leise. Also eine Beichte, — ein Be-
kenntniß! Und von einem Priester, der einer andern Kirche
diente! Aber nicht das bewegte ihn. Nur mußte er denken:
bin ich denn würdig, diesen da zu richten? Wer bin ich denn,
daß ich mich dessen vermessen dürfte? Bin ich nicht selber schwach
und wankelmützig und sündig, wie der Geringsten Einer?

Dann hatte Benedikt Hegeler zu sprechen begonnen. Es
klang manchmal, wie ein verhaltenes Schluchzen in seinen Wor-
ten auf, als er anfing: „Sie erinnern sich an jenes Mädchen,
zu dem Sie mich riefen, als es im Sterben lag, nicht wahr?
Ich kam zu spät, fand sie nicht mehr am Leben. Und dann
haben sie sie begraben. Dieses Mädchen, — sehn Sie —
dieses Mädchen war meine Tochter —“

Nur wie ein Hauch war das Wort über seine Lippen
gekommen, und angstvoll spähten gleichzeitig seine Augen zu
Gottbold hinüber, der sekundenlang den Trieb in sich spürte,
aufzuspringen, und nun doch sich zwang, regungslos auf seinem
Platz zu verharren, um den Verängstigten in seinen quäle-
rischen Selbstgeständnissen nicht noch mehr einzuschüchtern. Nur
wie aus einem tiefen, schmerzlichen Erstaunen heraus wieder-
holte er leise: „Ihre Tochter —“

„Ja, jawohl,“ fiel der Priester aufseufzend ein und trock-
nete sich mit einem großen, baumwollenen, rothgewürfelten
Taschentuch die Stirn. „Sie haben es nicht geahnt — nicht
geargwöhnt, nicht wahr? Wie sollten Sie auch? Eine Prote-
stantin —! Der Pastor Gadebusch, — ja, ich glaube: der hat
sich immer so etwas gedacht. Nicht als ob er's mir je an-
gebeutet hätte, — nein, o nein — aber er hat so durch-
dringende Augen, er sieht alles. Und er ist so gut, — er ver-
zeiht auch alles, — alles Menschliche. Deshalb bin ich nicht
zu ihm gegangen — heute, wo es mir keine Ruhe mehr läßt,
wo ich es nicht mehr allein mit mir herumtragen konnte, —
er hätte mich ja doch freigesprochen und getröstet, ich weiß es.
Gegen alle Leidenden und Bittenden ist er gar so schwach, —
sie nutzen sie ja förmlich aus, seine Schwäche. Aber Sie, —

doch ich wollt' Ihnen ja erzählen, wie das gekommen ist, denn wissen müssen Sie doch erst alles, ehe Sie richten können." Er knüllte das Tuch zwischen den Fingern zusammen, während er weiter sprach: „Es war in einer andern Stadt, — wie sie heißt, darauf kommt ja nichts an. Ich war da als ganz junger Priester hingekommen, — sehr fanatisch, ganz voll Feuer für meine heilige Aufgabe und voll von unbuldsamem Haß gegen alle Andersgläubigen. Ich war als Vikar eines alten Pfarrers dort, wir Beide ganz allein für eine kleine, katholische Gemeinde mitten unter der seßhaften evangelischen Bevölkerung — fast wie hier. Aber damals meint' ich, es sei meine oberste Pflicht, diese kleine Gemeinde auszubreiten und zu vergrößern, — war doch meine Kirche die alleinseigmachende. Und bald hier, halb dort versucht' ich mein Bekehrungswerk. Ich hätte sonst ohnehin nicht gewußt, wie ich bei dem kleinen Bezirk meiner Thätigkeit meinen Durst nach einem erfolgreichen Wirken im Geist meiner Kirche hätte befriedigen können. Und so kam ich auch zu — zu diesem Mädchen. Sie war eine Musiklehrerin, die sich mühsam ihr armseliges Brot verdiente, — aus gutem Hause, aber früh verwaist und mittellos, — ganz auf sich selbst angewiesen. Gut und fromm war sie, — aber eine Protestantin. In meinen Augen also damals eine schlimme Ketzerin. Und ich setzte mein Alles daran, sie zu bekehren, — sie zu retten. Ich weiß nicht, ob sich gleich zu Anfang schon ein andres heißes Begehren in dies eine mischte, sie der Wohlthat unsrer Kirche theilhaft zu machen, — ich glaube nicht. Aber allmählich freilich — da verquickten sich die beiden mit einander und waren nicht mehr zu scheiden, es war nur wie eine einzige, glühende Lohzunge, die aus meiner Seele aufstieg und gegen die ihrige züngelte. Vielleicht liegen himmlische und irdische Brunst überhaupt viel enger bei einander, als man gemeinhin glaubt, — ich weiß es nicht. Nur so viel ist sicher, daß sie mir verfallen war, ehe ich es noch selber begriff, und daß ich alles von ihr fordern durfte. Fordern? Nein. Ein Fordern giebt es da wohl nicht, — da ist Wollen und Gewähren alles in eins verschmolzen und

steigt, wie eine Flamme, empor und verzehrt alles —“ Der Sprecher spreitete sein Tuch, an beiden Zipfeln mit den Händen fassend, aus und barg dann eine Weile sein Gesicht darin. Er ächzte leise. Dann fuhr er mit veränderter, brüchiger Stimme fort: „Ich will's kurz machen. Es ist ja auch so eine einfache Geschichte — und keine seltene. Ich gelangte an's Ziel. Sie ließ sich von mir bekehren, — wurde Katholikin. Und mir — wurde sie mehr. Eines Tages warf sie sich mir vor die Füße und sagte mir — sagte mir — ich weiß nicht mehr, wie sie es sagte, auch nicht, was sie dann von mir verlangte, — ob sie überhaupt etwas verlangte. Vielleicht, daß wir gemeinsam sterben sollten. Etwas anderes blieb ja auch eigentlich nicht. Denn ich war ein Priester und konnte sie nicht wieder ehrlich machen. Eine Todsünde hatt' ich begangen. Aber davon konnte man mich losprechen. Und selbst wenn man mich verdamnte, — damit war ja ihr nicht geholfen, dieser Armseligen. Nur so den banalen Trost hatt' ich für sie, — daß ich sie nie verlassen würde, — daß der Himmel uns unsre Sünde verzeihen würde, wenn wir von nun an als reuige und zerknirschte Sünder lebten und unser ganzes Dasein der Buße und dem Wohlthun widmeten, — und so Aehnliches mehr. Weltliches und Geistliches auch jetzt wieder durcheinander. Aber ich sah wohl, daß ihr das alles nicht genug war, und daß sie dadurch um nichts ruhiger wurde. Es kam mir sogar vor, als schliche ihr etwas wie Verachtung gegen mich in die Seele, daß ich ihr nichts andres zu sagen wußte und sie in ihrer Verzweiflung mit so wohlfeilen Duzendversicherungen abfertigen wollte. Sie wurde ganz still und nickte nur, in trauriger Starrheit, vor sich hin, als ob sie mit allem einverstanden wäre. Und andren Tages — war sie fort.“

Der Priester stand auf und ging zweimal mit ungleichen, schleppenden Schritten durch das Zimmer. Dann blieb er stehen und holte mehrmals tief Athem, um sich endlich wieder seufzend auf seinen Sitz zurückzulauern. „Sie — hatte Ihnen keine Nachricht zurückgelassen?“ fragte Gotthold nach einer

Weile, als der Andre vergessen zu haben schien, daß er noch nicht alles erzählt hatte.

„Oh, doch — doch,“ sagte er jetzt. „Aber es stand weiter nichts darin, als daß ich ihr nicht nachforschen möchte, finden würde ich sie doch nicht. Ein ganz kurzer, kübler Abschiedsbrief. Ich merkte wohl daraus, daß es mit ihrer Liebe für mich aus war, und daß sie längst alles bitter bereute, was geschehen war, — wohl auch ihren Uebertritt, von dem sie argwöhnen mochte, ich hätt' ihn einzig und allein in's Wert gesetzt, um sie damit zu umgarnen und für mich einzufangen. Ich war ihr wohl recht schwach und feig vorgekommen bei unfrem lezten Zusammensein, und ich glaube, das ist immer der Tod der Liebe. Und Oelb wollte sie ja auch nicht von mir annehmen, — das begriff ich, obgleich sie selber so blutarm war, das hätt' ihr Stolz nicht gelitten. Und nun war sie fort. Wollen Sie glauben, daß es zuerst wie ein Gefühl der Erleichterung über mich kam, als sie fort war? So ein Erbärmlicher war ich. Mir kam's vor, als wäre nun eine große Last von meinen Schultern genommen, und meine Schuld brennte mir minder tief in der Seele. Im Grunde war's natürlich nur die Furcht vor der Entdeckung und allen ihren Folgen, die mich verlassen hatte. Und auch dieses Erleichterungsgefühl wirkte nicht lange nach. Sehnsucht und Reue, Selbstvornürfe aller Art und ein Schuldbewußtsein, das ich vergebens durch allerlei geistliche Buxübungen zu beschwichtigen suchte, quälten mich und brachten mich der Verzweiflung nahe. Unter der Hand stellte ich auch mancherlei Nachforschungen über den Verbleib der Verschwundenen an, aber sie führten zu keinem Resultat. Und dann entdeckte ich mich dem Pfarrer. Der nahm die ganze Sache jedoch so mild und nachsichtig auf, daß ich mich durch meine Beichte gar nicht befreit fühlte. Und außer den üblichen Bönitzenzen und der Mahnung, von nun an doppelt streng in meinem Amt, in der Erfüllung aller meiner Pflichten und gegen mich selbst und meine fleischlichen Begierden zu werden, wußte auch er mir nichts zu rathen. Was hätt' es da auch zu rathen gegeben? Sollt' er mich dem

Bischof als unwürdigen Geistlichen benutziren und meine Entfernung aus dem Amte beantragen? Das hätt' er nie über's Herz gebracht, und der Bischof wäre auch wohl nicht darauf eingegangen. So blieb alles beim Alten, nur daß ich mir in meinen Vusübungen kaum genug thun konnte, und der eifrigste und unermülichste Priester war, den man sich denken konnte, besonders wenn es sich um Werke der Barmherzigkeit handelte. Aber das alles machte mich nicht ruhig und gab mir keinen Frieden. Mein Schuldbewußtsein fiel nicht von mir ab, sondern brückte und brückte auf mich, trotz Gebet und Pönitenz. So ging ein Jahr nach dem andern hin, und ich hörte von der Verschwundenen nichts mehr, und in der Einförmigkeit der Tage verblich mir langsam die Erinnerung an sie und an das Geschehene. Nur nie wieder macht' ich den Versuch, einen Andersgläubigen zu bekehren, — das hatt' ich mir zugeschworen, — und mein Leben ging in großer Einsamkeit hin. Ich vergrub mich fast ganz in meine Bücher. Da kam mir nach langen Jahren eine Nachricht von der zu, die ich glücklich und unglücklich zugleich gemacht hatte, — so nannte sie's selbst in ihrem Briefe. Dieser Brief aber war vor Jahren geschrieben worden, und die ihn geschrieben, war seit Jahren todt. In Armuth und Elend war sie gestorben, kaum nachdem sie einem Kinde das Leben gegeben. Und den Brief an mich, den sie in der Voraussicht ihres nahen Todes vor ihrer schweren Stunde geschrieben haben mußte, hatte man in ihrer Kleidtasche gefunden, als die armen, guten Leute, die sich des verwaissten Kindes angenommen hatten, aus der zurückgebliebenen, mütterlichen Garderobe, nach Jahr und Tag, für die Tochter ein Kleidchen zurechtzuschneiden wollten. Da sandten sie mir den alten, richtig adressirten Brief zugleich mit einem Bericht über das, was vorgefallen war. Daß ich der Vater des Kindes war, an dem sie Elternstelle vertraten, ahnten sie nicht. Man hatte nicht einmal gewußt, daß die Verstorbene katholischer Konfession war, und das zurückgelassene Kind war evangelisch getauft worden, — mein Kind! Sie können sich nicht denken, wie mich das alles traf. Aus meinem künstlichen Frieden schleuderte es mich

noch einmal zurück in Sorgen, Aengste und Zweifel. Und nun war ich gar, ohne es gewußt zu haben, gleichsam zum Mörder geworden an der, die ich geliebt hatte! Ach, lieber Herr, wie da alles in mir aufschrie und stöhnte, und wie es mich zu Boden warf. In solchen Zeiten lernt man, allen priesterlichen Hochmuth von sich abwerfen und sich als einer der Niedrigsten fühlen, die der Barmherzigkeit Gottes bedürfen. Wie verstört bin ich ein paar Wochen gewesen, wußte mir nicht zu helfen, und wußte, daß mir kein Andern helfen konnte. Dann stieg's mit einem heißen Verlangen in mir auf, dorthin zu gehn, wo mein Kind lebte, und mit meinem Kinde, — in der Nähe meines Kindes zu leben. Und davon ließ ich auch nicht mehr. Ich that alles, dorthin versetzt zu werden, und es gelang mir auch, — freilich erst nach geraumer Zeit. Ich kam hierher, ich fand mein Kind, das der Mutter so gleich, wie die Knospe der Blüthe, und das nicht ahnte, was ich ihm war, — daß es meiner Todsünde sein Leben verdankte. Und ich fühlte wohl, wie gut das war, und hütete mich, ihm seinen Frieden zu rauben, oder irgend einem Menschen sonst zu eröffnen, daß ich dieses Kindes Vater war. Nur als Freund und Seelsorger ihrer verstorbenen Mutter drängt' ich mich an das Mädchen, und nur als solchen duldeten mich die Leute, bei denen sie aufwuchs. Daß die Mutter eine Katholikin gewesen, war nun freilich bei alledem herausgekommen, aber ich dachte nicht daran, die Tochter deshalb gleichfalls für unsere Konfession in Anspruch zu nehmen. Im Gegentheil: ich hätte das garnicht über's Herz gebracht, es war mir, als hätt' ich damals ein schweres Unrecht begangen, als ich die Mutter ihrem Glauben untreu gemacht hatte und zwar nur, weil sie mich geliebt hatte. Und nun schien mir's, als könnt' ich es wieder gut machen dadurch, daß ich auf die Seele der Tochter, die ich doch mit Recht hätte für uns beanspruchen können, Verzicht leistete. Zu so thörichten, widersinnigen Ideen kommt man, Herr. Glauben Sie mir: es war mir wirklich wie eine Art von Trost, daß ich so handelte, — daß ich das über mich gewann. Denn meine Pflicht als katholischer Priester verletzte ich ja gräßlich

dadurch, aber als Mensch glaubt' ich einen Südnakt zu be-
gehen, und gerade, weil ich mich wegen meiner Handlungsweise
schwer anklagen mußte, dacht' ich, daß solche Selbstkasteiung
einen Theil meiner alten Schuld wieder gut machte, und fand
eine Art von Wollust in meinem bewußten Unrechtthun. Ja,
wohin verirrt man sich nicht, Herr? Es sind so viele Laby-
rinthe in der menschlichen Seele, auch in der scheinbar fried-
lichsten und einfachsten. Und ich begriff garnicht, daß mich
nun mein Schuldgefühl nur noch schwerer zu Boden drückte,
daß ich nur neue Zweifel und Angst, zu den früheren, auf
mich lud. Und mit der Zeit konnt' es ja auch nicht aus-
bleiben, daß dem Mädchen, der Mathilde, selber allerlei Be-
denken aufstiegen und ihren Frieden störten. Es fehlte nicht
an wohlwollenden Nachbarinnen, die ihr und den Pflegeeltern
die Hölle heiß machten, sie müßte den Glauben ihrer Mutter
annehmen, nachdem es nun einmal heraus sei, daß die katholisch
gewesen. Da hatt' ich das Meinige zu thun, um abzuwehren
und zu beruhigen, ohne daß ich mich doch selber allzu sehr
bloß stellen durfte. Und dann — wie gern hätt' ich für das
Mädchen etwas gethan, hätte sie etwas Rechtes lernen lassen,
hätte sie in eine höhere, freiere Lebenssphäre herausgehoben!
Aber davon wollte sie ja nichts wissen. Wer war ich, daß
sie das hätte von mir annehmen sollen! Der Priester einer
andern Religion, — sonst nichts für sie. Und gerade von dem
konnte sie am allerlehten sich Wohlthaten erzeigen lassen. Das
hätte natürlich geheißen, sich ihm mit Haut und Haaren er-
geben, und sie wollte das nicht, sie hing im Innersten an ihrer
Religion, sie hatte geradezu Furcht vor dem Katholizismus, —
merkwürdig, aber wahr, — diese instinktive Furcht der Lu-
therischen, die durch allerlei mittelalterliche Legenden und
geheimnißvolle Vorstellungen genährt wird. Aus Ueberzeugung,
aus freiem Willen oder gar aus Dankbarkeit gegen mich wollte
sie nicht übertreten. Nur ob sie es um ihrer Mutter willen
thun müsse, darüber grübelte sie. Und so singen ihre Seelen-
kämpfe an. Zwischen innerer Ueberzeugung und Pflichtgefühl
schwankte sie hin und her, und immer gab's rohe Gemüther

unter den Nachbars- und Gevattersleuten, die in dem allen bohrten und wühlten und dem armen Ding den Frieden raubten. Denn von freier Höhe aus konnte sie das alles ja nicht betrachten, sie war ein Kind aus dem Volke und war aufgewachsen zwischen all' seinen Vorurtheilen abergläubisch und beschränkt. Und wenn Pastor Gadebusch, oder ich, ihre unnöthigen Strupel ausreben wollten, — wir waren Beide einig darin, daß sie unnöthig waren, — glaubte sie doch immer, daß Jeder von uns nur das Seine suchte, und deshalb hatten wir den rechten Trost doch nicht für sie. Dazu kam nun, daß sie ihre Pflegeeltern früh verlor und früh sich in mühevoller Arbeit selbst ihr Brod verdienen mußte — und wollte, denn wie gern hätt' ich ihr's erspart! und das zehrte an ihren Kräften von früh an, die Stärkste war sie ja nicht. Und setzte doch ihren ganzen Stolz darein, nie von einem Menschen sich aushelfen zu lassen, eher half sie selber noch Andern. Ja, stolz konnt' ich schon auf sie sein und ganz die Mutter war sie, — ganz. Und dann gewann sie auch noch Einen lieb, der ein strenger Protestant war, — einen Küsterssohn, gerade zu einer Zeit, wo sie halb und halb entschlossen war, doch Katholikin zu werden, weil sie sagte, ihre Mutter käm' manchmal Nachts zu ihr und verlangte das von ihr. Da singen die Seelentämpfe nun erst vollends an. Und nun rieben sie das arme Mädchen geradezu auf. Aber wozu erzähl' ich Ihnen das alles so ausführlich? Sie müssen mir's zu gute halten, Herr. Ich bin wirt im Kopf, ich vergesse ganz, daß das alles Sie ja garnicht interessiren kann, und daß Sie das Meiste davon ohnehin schon wissen. Es ging dann rasch mit ihr zu Ende. Ein Herzleiden, — kein Mensch konnt' ihr helfen. Und dann ist sie als Protestantin gestorben und begraben. Und seit sie tot ist und ich alle Tage an ihrem Grabe bete, ist mir die Last meines Lebens, unter der ich immer schwer zu tragen gehabt habe, fast unerträglich geworden. Und immer wieder muß ich mich fragen, immer wieder: Darfst denn Du noch länger Priester sein, katholischer Priester, — Du, der Du eine Todsünde mit Dir herumträgst, und der Du am Grabe einer Protestantin betest, die Deine

Tochter war, und die Du nicht belehrt hast, der Du hundertmal sogar verkündigt hast, sie solle Protestantin bleiben, — darfst Du das? Was Du gethan hast, das mag ja menschlich entschuldbar und erklärlich sein, es mag ja von einem höheren Gesichtspunkt aus frei und gut gethan sein, und der da oben, der die Menschen nicht nach ihren Thaten, sondern allein nach ihren Absichten richtet, mag Dir verzeihen können, — aber darfst Du ein Priester Deiner Kirche bleiben? Sehn Sie, das quält mich, das läßt mir keine Ruhe, und deshalb bin ich hier. Ist es Sünde, in meinem Amt auszuharren? Muß ich nicht wieder den geistlichen Oberen meine priesterlichen Funktionen wieder in ihre Hände zurücklegen, oder mich in ein Kloster begeben, und den Rest meines Lebens der Buße weihn? Darüber möcht' ich Aufklärung. Und die such' ich von Ihnen, — als Priester, vom Priester. Wie würden Sie an meiner Stelle entscheiden? Wie urtheilt ein strenger Diener seiner Kirche über meinen Fall? Sie werden mir vielleicht sagen: schon wenn Sie Ihrer Sache nicht sicher sind und überhaupt nur Zweifel hegen an der Rechtmäßigkeit Ihres Priesteramtes, so ist es besser, ihm zu entsagen. Freilich wohl. Nur dürfen Sie nicht vergessen, daß ich vielleicht mancherlei Gutes hier stiften kann, und daß meine kleine Gemeinde mich gern sieht und nicht von mir lassen möchte. Sehr eng bin ich mit ihr verwachsen, im Laufe der Jahre, und ich hab' vielleicht das Eine erreicht, daß wir versprengtes Häuflein hier in Frieden und Eintracht leben mit den andern Konfessionen, was ja nichts Kleines und nicht überall so ist. Nicht jeder Priester könnte das vielleicht, und es ist wohl nicht Eitelkeit, wenn ich sage, daß ich auch sonst den Meinigen hier manches Gute habe leisten und gewähren dürfen. Gott sucht sich ja oft unwürdige Werkzeuge aus, zur Vollbringung seines heiligen Willens. Und deshalb — sehn Sie, deshalb allein zaubre ich. Nicht aus Furcht, oder weil ich gar so zäh an meinen priesterlichen Funktionen hänge, — lieber Gott, nein, ich hab' nichts von Herrschsucht und Machtbewußtsein in mir, und wie könnt' ich wohl Glück in meinem Amte finden, da ich doch mich seiner nicht werth fühle? Aber

mir ist manchmal, als dürft' ich, um meiner Gemeinde willen, nicht gehn, da sie mich doch braucht, sondern müßte aushalten, trotz Zweifel und Qual, da, wo der Herr mich hingestellt hat, und meine Pflicht thun, bis zum letzten. So hab' ich mir denn keinen Rath mehr gewußt, und da hin ich zu Ihnen gekommen, und — aber ich sag' Ihnen immer wieder dasselbe. Sie wissen ja nun genug. Sie sind selber ein Priester, Sie können mir sagen, ob ich noch weiter ein Priester sein darf."

Er schwieg erschöpft und seine guten, traurigen Augen hingen in demüthiger Angst an Gotthold, der seit einer Weile aufgestanden war und, um seine innere Bewegung zu meistern, sich stellte, als blicke er zum Fenster in die sinkende Nacht hinaus. Es war jetzt so dunkel geworden, daß die Weiden nur noch die Umrisse ihrer Gestalten zu erkennen vermochten, wenn sie nicht ganz nahe vor einander standen. Eine kleine Zeitlang herrschte Schweigen. Dann trat Gotthold in tiefer Ergriffenheit dicht vor Benedikt Hegeler hin und legte ihm beide Hände auf die Schulter. „Sie sind ein echter Priester,“ sagte er, mit leiser, bebender Stimme, „denn Sie sind ein echter Mensch. Bleiben Sie an dem Plaze, wohin Gott Sie gestellt hat! Wirken Sie weiter, — leiden Sie weiter! Ihr Leiden ist Ihre Buße, Ihr Wirken ist Ihr Lohn. Ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen.“

Ein schluchzender Ton brach von den Lippen Benedikt Hegeler's. Er griff nach Gotthold's Händen, er hätte sie in seiner Erregung beinahe an seine Lippen geführt, wenn dieser es ihm nicht verwehrt hätte. Sprechen konnte er lange nicht. Und als er's endlich konnte, fragte er nur: „Und das ist Ihr Ernst, Pastor Wenden? Ihre heilige Ueberzeugung?“

„Mein Ernst und meine heilige Ueberzeugung. Ich danke Ihnen.“

Noch eine Weile hielt er die beiden Hände Gotthold's in den seinen, dann stand er langsam auf. Es sah fast aus, als reckte sich seine Gestalt um ein Weniges höher auf, als sonst, und ein Zittern war in seinen Gliedern, wie von freudiger Erwartung und gelbster Spannung. „Ich will gehn,“

sagte er, „ich glaube, ich werde heute Abend noch einen Ver-
sehgang haben. Gute Nacht. Ich danke Ihnen noch einmal,
Pastor Wenden. Sie haben mir eine große Last von der
Seele genommen. Und es wäre mir doch bitter schwer ge-
worden, mich vom Grabe meiner Tochter zu trennen. Gute
Nacht.“ Und mit seinen raschen, schleifenden Schritten ging
er hinaus.

Gotthold blickte ihm nach wie Einer, der einen schweren
Sieg über sich errungen hat. Es war lichter in seiner Seele
geworden. Nicht dieser Priester hatte ihm, sondern er hatte
diesem Priester zu danken.

XV.

Im großen Kasinoaal sollten Tags der Wohlthätigkeitsbazar zum Besten der Lutherkirche, danach Abends die Vorführung der lebenden Bilder stattfinden, an welche sich ein Ball anschließen sollte. Die letzte Woche vorher war die ganze Stadt, wegen dieses Ereignisses, in fieberhafter Erregung. Da die Gesellschaftssaison lange vorüber war, kam die Unterbrechung der sommerlichen Stille, durch ein so ungewöhnlich festliches Ereigniß, Allen gelegen, und alle Kreise der Bevölkerung waren an demselben theilhaftig. Die Auswahl der Verkäuferinnen, an den einzelnen Bazartischen, sowie der Darsteller für die lebenden Bilder hatte ein lebhaftes Hin und Her zur Folge gehabt. Allerlei Intriquen, Neid und Verstimmung, waren daraus entstanden. Einige Damen fühlten sich hinter andre, zu Unrecht bevorzugten, zurückgesetzt oder übergangen, es gab Beschwerden und Proteste, und einmal drohte das ganze Unternehmen sogar an einer ausgebrochenen Empörung zu scheitern. Die Festleiter hatten einen schweren Stand. Für einzelne Figuren in den, der Provinzialgeschichte entnommenen, Bildern waren überhaupt kaum Vertreterinnen zu finden. Bald lag dieses, bald jenes Hinderniß vor, während für andre wieder so viele Repräsentantinnen sich herzubrängten, daß man in Verlegenheit gerieth. Einmal war allen Ernstes der Gedanke unter den Arrangeuren aufgetaucht, Helga Lehr für eine der Rollen zu gewinnen, für welche es an einer geeigneten Repräsentantin fehlte, aber man hatte ihn rasch wieder fallen lassen. Die Tochter des Altheisten, die Heidin — es war unmöglich. Lieber mußte das Bild

überhaupt fort bleiben. Uebrigens waren auch Alle schließlich darin einig, daß man sich einen Korb geholt hätte.

Magdalene Meinert war für einen der Verkaufstische und für zwei lebende Bilder in Anspruch genommen. Sie hatte viel zu thun mit dem Einsammeln von Gaben für ihren Tisch und mit allen Kostümprouben. Gotthold war erstaunt, wenn er hier oder dort mit ihr zusammentraf, wie lebhaft sie sich mit ihren Obliegenheiten beschäftigte, und wie interessirt sie auf alles einging, was doch von ihren sonstigen Lebensgewohnheiten so weit abwich. Für ihn selbst brachten diese Tage nur peinliche Eindrücke, dies ganze Getriebe widerte ihn an. All diese Gefallsucht, dies Intriguiren und Mebisiren, diese ganze Komödie von Heuchelei und Koketterie, im Dienste der Wohlthätigkeit und unter dem Deckmantel der Kirche! Auch eines von jenen vielen Gebrechen, an denen das heutige kirchliche Leben krankte, und es war Keiner da, der rücksichtslos die bessernde Hand daran zu legen wagte. Da hatten die Gegner denn freilich leichtes Spiel mit Witzeln und Spotten über dieses, mit so unlautern und unschönen Mitteln erzwungene Wohlthaten derer, die sich bei jeder Gelegenheit doch als die Stützen von Thron und Altar, dem drohenden Umsturz und Unglauben gegenüber, aufspielten. Wer diesen häßlichen Auswuchs modernen Kirchenthums doch hätte beschreiben können.

Uebrigens mußte Gotthold die Erfahrung machen, daß man ihm in diesen Kreisen, wo er sonst immer freudig willkommen geheißen war, jetzt plötzlich kühl und scheu entgegentrat, ja ihm sogar auswich, wo es irgend anging. Es konnte ihm nicht entgehen, daß manchmal verlegenes Schweigen eintrat, wenn er erschien, und man ihn mit beinahe feindseligen Augen betrachtete. Was das zu bedeuten hatte, wußte er nicht. War seine letzte Sonntagspredigt schon allgemein bekannt geworden und hatte in diesen Kreisen der Strenggläubigen und Gutgefinnten Anstoß erregt? Galt er schon als verdächtig? Oder wußte man nur, wie er über diesen Bazar-Unfug dachte und trug ihm seinen anfänglichen Widerstand dagegen nach? Er wurde nicht klug daraus, bis ein Besuch seines Onkels ihn darüber aufklärte.

Willing war in übelster Laune. Von allen Seiten her stürmten plötzlich Unannehmlichkeiten auf ihn ein. Große Streiks, die in den rheinischen Industriebezirken ausgebrochen waren, hatten dazu geführt, daß man seine Werke schon jetzt mit umfangreichen und schleunigen Aufträgen belastete, deren Ausführung, in dieser für ihn, wegen der gerade begonnenen Umwandlung, kritischen Zeit, schwierig, wenn nicht unmöglich wurde, und deren Nichtannahme oder Nichtausführung doch für ihn, in aller Zukunft, verhängnisvoll werden mußte. Der Zuzug fremder Arbeiter, der infolge dessen in beschleunigtem Tempo hatte veranlaßt werden müssen, drohte überdies, da man nicht Muße genug gehabt hatte, sorgfältige Auswahl zu treffen, allerlei unsichere und unruhige Elemente mit hereinzuführen, welche auf den erprobten Stamm des Arbeitspersonals unheilvollen Einfluß ausüben konnte. Es hatte in den letzten Tagen schon mehrfach Reibereien zwischen den Alten und den Neuen gegeben, von denen Manche sich auf die berühmten Willing'schen „Statuten“ durchaus nicht verpflichten wollten. Auch wurde von einer bevorstehenden, besonders energischen Agitation der Sozialdemokraten im Bezirk allerlei gemunkelt. Zum Ueberfluß waren Kombinationen auf dem Weltmarkt aufgetaucht, nach denen eine ungewöhnliche Preissteigerung des Rohmaterials nicht ausgeschlossen erschien.

Als ob es an dem allen aber noch nicht genug sei, wurde Willing auch im eigenen Hause noch von peinlichen Vorkommnissen in Athem gehalten. Er hatte neulich Valesta im Park dabei überrascht, wie sie sich von dem Leutnant von Brendendorf küssen ließ. Er hätte das vielleicht nicht allzu schwer genommen, — wenigstens vor sich selber nicht, denn Valesta war ein halbes Kind und wußte in ihrer übermüthig-burschikosen Art nicht, was sie that; auch kannte er, der Kommerzienrath, ja die Welt, — aber die Art dieses Küssens hatte ihn denn doch stutzig gemacht. Das war weder das erste Mal, daß die Weiden sich küßten, noch war es eine unschuldige Art, in der es geschah. Und er hatte beschlossen, der „albernen Geschichte“ mit einem Schlage ein Ende zu machen. Ohne

sich weiter in Vorwürfe oder entsetzte Fragen einzulassen, hatte er Baleska rund heraus erklärt, daß sie sich als die Verlobte ihres Veters Hubert zu betrachten habe; die Verlobung habe eigentlich erst nach dessen Assessorexamen veröffentlicht werden sollen, es sei aber nun besser, daß man sie gleich in den nächsten Tagen in der Zeitung läse. Und was hatte ihm Baleska erwidert? Sie denke gar nicht mehr daran, Hubert zu heiraten. Früher — ja, da habe sie sich in den Gedanken gefunden, obgleich er im Grunde doch ein rechter Stockfisch sei und so ehrbar und trocken, daß Einen die Gänsehaut in seiner Nähe überlaufe, aber jetzt — nein, sie hatte Brendendorf lieb, und sie wollte den ober gar keinen. Die Folge war gewesen, daß der Kommerzienrath Brendendorf sein Haus verboten hatte und seine Tochter strengstens überwachen ließ. Daß er sich nicht thätlich an ihr vergriffen hatte, war bei dem gewaltthätigen Manne, der sich in den Momenten seiner Empörung nicht zu beherrschen wußte, ein halbes Wunder. Auslehnung im eigenen Hause! Das hatte er nie für möglich gehalten. Ein Widerspruch gegen seinen Willen, — und von diesem Kinde! Nun, man würde kurzen Prozeß machen, sie auf Reisen schicken, sie irgend wohin verbannen, wo sie sich langweilte, — denn das war das Furchtbarste für sie: Langeweile, — dann würde sie schon müde werden. Und was den Herrn von Habenichts betraf, so würde es ja wohl nicht allzu schwer fallen, seine alsbaldige Verfehlung in eine möglichst entfernte Garnison durchzusetzen, soweit reichten die Verbindungen eines Willing ja wohl noch.

Der Kommerzienrath hätte die ganze Sache nicht schwer genommen und rasch verwunden, — er hatte ganz andere Unannehmlichkeiten schon, kurzer Hand, in's rechte Geleise gebracht, wenn er nicht gleichzeitig auch von seinem Sohn hätte erleben müssen, daß er gegen die väterliche Autorität Widerspruch erhob. Er hatte Theodor telegraphisch aus England zurückberufen, um einen verlässlichen Beirath und selbst interessirten Helfer, bei seinen neuen Unternehmungen, in ihm zu finden, und hatte die, des Längeren und Breiteren, motivirte

Antwort erhalten, daß sein Einziger es vorziehe, in England zu bleiben, selbst auf die Gefahr hin, sich überhaupt die Rückkehr nach Deutschland dadurch zu verschmerzen. Wer in den freieren Verhältnissen England's heimisch geworden sei, den könne es, unter den jetzigen Umständen, zu Hause unmöglich mehr zurückverlangen, auch müsse er leider fürchten, daß seine Anschauungen in vielen Dingen, besonders auf sozialem Gebiet, von denen des Vaters so vollständig abwichen, daß an ein gedeihliches, gemeinsames Wirken schwerlich zu denken sei. Er ziehe es deshalb lieber vor, jeder Möglichkeit eines Zusammenstoßes von vornherein aus dem Wege zu gehn, und könne ja zum Glück sicher sein, daß die Leitung der Willing'schen Werke nach wie vor in den energischsten Händen ruhe, ein Mann, wie sein Vater, brauche keine Hilfe; wenn er einmal alt und schwach sei, möge er seinen Sohn rufen, jetzt würde ihm dieser nur im Wege sein; die englische Luft habe ihm allerlei zugeweht, was sich zur Zeit in Deutschland noch ungeheuerlich ausnehmen würde.

Willing hatte diesen Brief zornig zwischen seinen Fingern zertrennt. Er biß die Zähne zusammen; er sprach zu Niemand ein Wort darüber. Er hätte freilich auch gar nicht gewußt, was er eigentlich davon sagen sollte. Das alles war ja so unsagbar, so unerhört, daß ihm die Gedanken durcheinandervirbelten. Gehorsamsweigerung von Seiten seines einzigen Sohnes! Und alles deutete überdies darauf hin, daß ihm da drüben allerlei rebellische, moderne Ideen angefliegen waren, mit denen er sich fürchtete, vor seinen Vater hinzutreten. Was für eine Zeit war das, wo man dergleichen erlebte, wo dergleichen möglich war! Und Theodor deutete gar an, daß er überhaupt nicht mehr zurückkommen werde, daß in Deutschland jetzt kein Platz mehr für ihn sei. Wie hatte Willing immer gelacht, wenn Frau Konstanze diese Besürchtung ausgesprochen hatte, die mit zu ihren Wahnideen gehörte! Und nun — es wurmte ihn beinahe am meisten von allem, daß sie Recht behalten sollte. Freilich durfte sie es um keinen Preis erfahren. Vielleicht wär' es am besten gewesen, wenn

er selbst nach England gereist, Theodor Kluge in Kluge gegenüber getreten wäre. Er wußte, daß er dem „Jungen“ dann rasch den Kopf zurecht gesetzt haben würde. Und eben deshalb kam Theodor nicht; der war sich selber klar darüber, daß er dem Vater in's Gesicht hinein den Rebellen nicht zu spielen vermöchte, daß er dazu den Muth sicherlich jetzt so wenig finden würde, wie in seinen Knaben- und Jünglings-Jahren. Aber Willing konnte jetzt nicht fort von hier, jeder Tag für ihn war kostbar. Und dann wollte er keine Haupt- und Staatsaktion aus der Sache machen, das widerstrebte ihm und erschien ihm auch unklug. Theodor sollte glauben, daß er, Willing, die ganze Angelegenheit garnicht ernst nahm, sonst trieb man ihn in die Opposition, sonst bestärkte man ihn in seinem Troß und Eigensinn. Wenn man sich einfach stellte, als wäre das Ganze nur ein Scherz, eine Laune, und über kurz oder lang werde er sich schon besinnen und vernünftig werden, kam man bei ihm am weitesten, Willing kannte seinen Sohn. Gewähren lassen, — Abwarten — das war ihm gegenüber immer das Geheißteste gewesen. Troßdem nahm Willing selber die Sache nichts weniger, als leicht. Etwas Unheimliches hatte ihn aus dem Briefe seines Sohnes ange- rührt, und ihn fröstelte darunter. Es war ihm, als hätte etwas Kaltes und Fremdes in sein Leben eingegriffen, und es währte einige Zeit, bis er seine selbstbewußte Kraft zurückerlang.

Und jetzt dieses peinliche Erlebnis mit Gotthold! Wie man mit dem am besten umzugehen hatte, wußte Willing noch garnicht, aus diesem Menschen war schwer Klug zu werden. Aber nun hatte er ihn fest, nun sollte er ihm nicht mehr auskommen. Es war doch gut, daß auch dieser Heilige seine wunde Stelle hatte. Willing hätte sonst wirklich fürchten können, daß er sich selber ein Kuckucksjunges in's Nest gelegt hätte.

Als er bei Gotthold vorfuhr, war dieser eben von einem Besuche bei Meinert's zurückgekommen, der ihn nachdenklich gestimmt hatte. Magdalene war nicht zu Hause gewesen, obgleich sie ihn hätte erwarten können, — die Stunde war

genau zwischen ihnen verabredet worden, — und Frau Hanna Meinert hatte geklagt, daß man die Tochter überhaupt kaum mehr zu sehen bekomme, die ihr ertheilte Erlaubniß, sich an dem großen Wohlthätigkeitsfest zu bethätigen, reue die Eltern schon längst. Sie hatte hinzugefügt, daß es ihr besonders unbegreiflich erscheine, wie man eine so ausgesprochen antikirchlich gesinnte Familie wie die Eckert'sche mit zu den geplanten Veranstaltungen habe hinzuziehen können, zumal peinlicher Weise dadurch Magdalene gezwungen worden sei, mit Doktor Eckert, der sich früher aussichtslos um sie beworben habe, wieder zusammenzutreffen, sogar das Haus zu betreten, in dem er wohne. Nun wußte Gotthold genau, daß man gleich in einer der ersten Comitésitzungen die Eckert'sche Familie unter denen genannt hatte, die zu einer Betheiligung an den Festlichkeiten nicht aufgefordert werden sollten, und daß man auch später von diesem Beschluß nicht zurückgekommen sein konnte, weil man ihm diesenfalls Mittheilung davon gemacht haben müßte, er wußte auch, daß sich der Name Eckert sicher nicht unter denen der Mitwirkenden befand. Als er aber eine dahingehende Andeutung machte, erklärte Frau Hanna mit solcher Bestimmtheit, daß er sich irre, daß Magdalene, die man in's Eckert'sche Haus habe gehen sehn, ihr selber jene überraschenden und unerfreulichen Aufschlüsse gegeben habe, daß er betroffen schwieg. Auf dem Heimweg waren ihm dann allerlei häßliche Gedanken gekommen, die er aber sofort energisch wieder verschleucht hatte. Es mußte da irgend ein Mißverständnis vormalten, aber er war nicht berechtigt, um deswillen, auch nur in Gedanken, eine reine Mädchengestalt zu besudeln. Morgen oder wenn er Magdalene wieder sah, würde sich alles aufklären. Hatte sie wirklich unter dem Deckmantel der Festangelegenheiten ein Wiedersehen mit dem noch immer geliebten Manne gesucht, dessen Familie in der Stadt seit Jahrhunderten ansässig war und das gleiche Haus bewohnte, — der Vater des jungen Doktor Eckert war einer der angesehensten Rechtsanwälte in der Stadt — so war Gotthold sehr geneigt, ihr das zu vergeben, nur die Lüge, ihrer Mutter gegenüber, würde ihn

geschmerzt haben. Er wußte auch nicht, ob er sich nicht selber an ihr betheiligte, wenn er dazu schwieg.

Als er mit solchen Ueberlegungen sein Studirzimmer wieder betrat, kam der Kommerzienrath hinter ihm drein. Er stellte sich ruhig und begegnete Gotthold mit feindlichem Ernst, aber diesem entging die Wandlung nicht, welche diese letzten Tage, mit ihren jäh sich folgenden erschütternden Nachrichten und Erlebnissen, bei dem starken, in sich gefesteten und mit Kühler Siegesficherheit in die Welt hinausblickenden Manne hervorgerufen hatten. Er sah plötzlich um Jahre gealtert aus. Keine Schwächeanwandlung oder Verbitterung war bei ihm zu erkennen, wohl aber etwas, was ihm bis dahin noch fremder gewesen war, als dies beides: ein Gefühl der Angst, das ihn selber mit einem ungeheuren Erstaunen und zugleich mit einer Unsicherheit erfüllte, wie den Wanderer, der bis dahin, ruhig lächelnd, seinen Weg gegangen ist, weil er weiß, er wird auf ihm an's Ziel gelangen, und könnte sogar mit verbundenen Augen oder bei Nacht ihn verfolgen, und der nun plötzlich an einer Wegbiegung anlangt, die er bisher nicht gekannt, von deren Vorhandensein er nichts ahnt, und die ihn deshalb mit einer abergläubischen Furcht erfüllt, er könnte überhaupt fehlgegangen sein.

„Was ist Dir, Onkel?“ fragte Gotthold nach der ersten Begrüßung. „Du siehst nicht gut aus.“

Der Kommerzienrath machte eine verschekende Handbewegung. „Ah bah, Geschäftsforgen, Verdrießlichkeiten, — wie kann dergleichen in einem so ausgedehnten Wirkungskreis ausbleiben? Aber das ist's auch garnicht, was mir zu schaffen macht — dergleichen kommt und geht. — Es sind intimere Angelegenheiten — Du mußt schon erlauben, daß ich mich setze.“

„Bitte. Warum so förmlich, Onkel?“

„Nun, nach unserer letzten Begegnung am Sonntag — aber lassen wir das jetzt! Ich komme heut wahrhaftig nicht um meinetwillen hierher, sondern um Deinetwillen. Das ist ja eine böse, böse Geschichte, mein Lieber.“

„Wovon sprichst Du?“

„Na, lieber Junge, — verzeih', aber in diesem Falle seh' ich lieber davon ab, daß Du Pastor und als solcher selbst für mich so eine Art von Respektperson bist, — Verstellung ist hier überflüssig, — besonders mir gegenüber. Die ganze Stadt spricht davon und Dir dürfte bereits von mehr als einer Seite zu verstehen gegeben sein, wie man über Dich denkt. Wir müssen zusammen überlegen, was bei der peinlichen Sache zu thun ist, und zwar, womöglich, ehe ein Einschreiten der geistlichen Behörden erfolgt, was unter allen Umständen schwer zu vermeiden sein wird. Du brauchst wahrhaftig jetzt kein Blatt mehr vor den Mund zu nehmen.“

„Ich versichere Dir, Onkel, daß ich nicht weiß, was Du im Sinne hast. Seit meiner anstößigen Sonntagspredigt neulich —“

Willing machte eine unmutige Armbewegung. „Was dies Versteckspiel soll, begreif' ich nicht. Das Mädchen hat geplaudert.“

„Welch' Mädchen?“

„Nun, Du treibst es ein bißchen weit, — wahrhaftig. Die Kleine, die Du in's Haus genommen hattest, um sie zu retten. Verstehst Du mich nun? Die! Und ich hatte Dich noch gewarnt, — Du erinnerst Dich —“

Gottbold's Stirn hatte sich gefurcht, während eine dunkle Röthe über seine Wangen hinlief. „Geplaudert, — sagst Du? Was könnte sie denn geplaudert haben? Doch nichts, was mich kompromittirte?“

Willing sprang auf. „Na, höre aber 'mal —“ Er setzte sich wieder. „Ich will mich nicht ereifern. Du bist mißtrauisch gegen mich nach unsrer letzten Begegnung, Du hältst mich für Deinen Gegner, während ich heute als Freund und väterlicher Berather zu Dir komme, um womöglich ein drohendes Unheil von Dir abzuwenden. Also machen wir's kurz, — wenn Du denn nicht anders willst; diese Dirne behauptet also, nächtlicher Weile aus Deinem Hause gelaufen zu sein, weil Du — nun, wie soll ich sagen? — weil Du,

statt sie zu retten, sie vielmehr nur für Dich selber habest nehmen wollen —“

„Das ist eine insame Lüge!“ Gotthold's beide Fäuste hatten sich geballt, seine Augen sprühten Feuer. Der Kommerzienrath blieb ganz ruhig, zuckte die Achseln und kniff die Augen ein, um eine kleine Weile Gotthold anzuzwintern. „Möglich,“ sagte er dann ganz kühl, „aber das ändert wenig an der Sache, verstehst Du.“

„Nein, ich verstehe nicht, Onkel. Wenn ich Dir sage, daß diese Dirne — Du hast sie ja mit nur allzu viel Recht so genannt — lügt, so ist, denk' ich, jedes weitere Wort überflüssig geworden. Ich kann dann nur noch herzlich bedauern, daß Du auch nur einen Augenblick lang an die Wahrheit einer so gemeinen Verleumdung glauben konntest, Onkel.“

„Wer sagt Dir denn, daß ich daran geglaubt habe?“

„Du hast sogar jetzt nach meiner Erklärung, daß es sich nur um eine niedrige Erfindung handelt, was Du ohne Weiteres hättest annehmen können und sollen, nur mit einem „Möglich!“ erwidert, Onkel.“

„Weil ich hier bin, um mit Dir zu besprechen, was nun zu thun bleibt, — weil ich nicht meine Privatansicht, sondern die allgemeine Meinung hier zum Ausdruck bringen möchte. Deshalb kam ich. Auf das, was ich glaube oder nicht glaube, kommt dabei gar nichts an.“

„Du willst damit also andeuten, daß die Welt mir nicht glauben wird? Oder, daß überhaupt nichts darauf ankommt, ob jene Dirne die Wahrheit oder die Unwahrheit gesprochen hat, da die Welt doch jedenfalls an die Wahrheit glauben wird, — nicht wahr? Versteh' ich Dich recht?“

Die Brauen des Sprechers hatten sich finster zusammengezogen.

Der Kommerzienrath zuckte die Achseln. „Ungefähr, ja. Und ich finde, Du hast keine Ursache, Dich darüber so zu empören, lieber Gotthold. Es ist menschlich.“

„Menschlich, von seinen Mitmenschen von vornherein

immer das Schlimmste zu glauben? Ihnen nicht zu glauben, wenn sie ihre Unschuld betheuern?“ Er lachte kurz auf. „Und man glaubt,“ fuhr er dann, mit vor Entrüstung bebender Stimme, fort, „ich würde, wenn ich mich solcher Sünde schuldig fühlte, noch die Kanzel zu besteigen wagen? Siebt es solche Priester? Dann stände es schlimm um unsre Kirche!“ Er warf sich, wie erschöpft, in einen Stuhl.

Willing betrachtete seine rundgeschnittenen, weißpunktirten Fingernägel, als er phlegmatisch entgegnete: „Du nimmst die Sache zu tragisch, find' ich, — Du fassst sie überhaupt von einem falschen Standpunkt auf. Sieh sie Dir noch einmal mit unbefangenen Augen an! Du nimmst eine Dirne zu Dir in's Haus, trotz aller Warnungen von Freund und Feind, gegen den Willen ihrer Angehörigen, — und zwar eine hübsche Dirne, — Du, ein junger, unverheirateter, gesunder und heißblütiger Mann. — Bitte, fahr' nicht gleich wieder auf, hör' mich ruhig an! Ich versetze mich in die Lage derer, die Dich nicht kennen, wie ich Dich kenne. Und nun läufst das Mädchen eines Nachts — warum gerade Nachts? — aus Deinem Hause und beruft sich für ihre Anklage gegen Dich auf das Zeugniß Eures Stubenmädchens, das sie und Dich in einer Situation getroffen habe, die nicht wohl eine zweifache Deutung zulasse. — Was willst Du?“

Gottbold war aufgesprungen und zur Thür geeilt. Jetzt blieb er plötzlich stehen. Er hatte Minna rufen wollen, aber er besann sich. Was konnte denn dies Mädchen bezeugen? Sie hatte ja in der That im ersten Schreck damals die Ueberzeugung gehabt, daß er — der Schein war gegen ihn gewesen. Und sie konnte nichts ausfagen, als was sie gesehen hatte. Auf das, was sie glaubte, kam garnichts an. Auch erinnerte er sich, daß Irma ihm heute Mittag erzählt hatte, Minna wolle gehn, sie habe gekündigt, und es sei ja auch wohl besser so. Das Mädchen glaubte also wahrscheinlich auch noch gar —. Er hätte am liebsten laut aufgelacht, aber wie eine Lähmung überfiel es ihn. Da griff ja Ding an Ding trefflich in einander und wurde eine Kette daraus, die

ihn umschürzte und erdrückte. Glaubte nicht auch Irma — und Onkel Willing, so klug er das versteckte —? Und nun fiel ihm ein, daß die Menschen ja Alle sich von ihm zurückzogen, ihn mit scheuen, argwöhnischen Augen betrachtet, hinter seinem Rücken geflüstert und getuschelt hatten. Sie Alle glaubten also — Alle — Onkel Willing hatte ganz Recht, ganz Recht. — Und nun lachte er plötzlich doch auf, während er von der Thür wieder auf seinen Platz zurückging; es war ein heiseres, häßliches Lachen, bitter und zornig.

„Weshalb lachst Du denn?“ fragte der Kommerzienrath.

„Nun, wenn das alles nicht komisch ist, lieber Onkel, — in der That —“ Und er lachte noch einmal auf. „Auf die Verleumdung einer Dirne hin — ich —“

„Hm, ja gewiß, ja. Du vergißt nur, lieber Gotthold, daß es schwer ist, die Situation sich in andrer Weise zu erklären. Und man begreift eben nicht recht, warum das Mädchen Dich verleumben, — wofür sie Rache an Dir nehmen sollte —“

„Nun, das ist doch einfach genug. Sie hat ihre Hoffnungen, mich zu verführen, vereitelt gesehen und eben deshalb —“

„Ah so! Du drehst die Sache also einfach um.“

„Ich spreche einfach die Wahrheit, Onkel.“

„Daran zweifle ich ja garnicht. Du kommst immer wieder auf das Gleiche zurück. Es handelt sich doch nur darum, wie man den Menschen diese Wahrheit plausibel machen soll und kann, da die Unwahrheit so viel glaubwürdiger ausseht. Allmählich könntest Du begreifen, weshalb ich eigentlich hier bin und wie gut ich's mit Dir im Sinne habe.“

Gotthold zuckte mit den Schultern. „Glaubst Du, ich würd' es der Mühe für werth halten, die Wahrheit noch erst zu verfechten, Onkel? Laß die Böswilligen doch glauben, was sie wollen! Ich kann es mit meiner Ehre nicht verträglich finden, mich zu rechtfertigen, wo ich schmähslich verleumbet werde. Wer nicht ohne das an mich glaubt, dem gegenüber würd' mir eine Beweisführung meiner Unschuld meiner unwürdig vorkommen.“

„Selbst wenn sie möglich wäre, diese Beweisführung, lieber Gotthold —“

„Was soll das heißen?“

„Daß ich nicht sehe, wie sie möglich sein sollte. Du hast gut sie verschwören. Der Schein ist zu stark wider Dich.“

„Nun, gleich viel — gleich viel.“ Gotthold war aufgestanden und ging erregt hin und wieder.

„Ja, das klingt sehr erhaben, lieber Freund. Aber die Sache läßt sich von zwei Seiten betrachten. Du bist Geistlicher. Als Mensch kannst Du Dich über das Gerede der Welt wegsetzen, das ist Deine Privatangelegenheit, als Geistlicher nicht. Du kannst nicht als Geistlicher auf die Kanzel steigen, wenn und solange Deine Gemeinde glaubt, daß jene Dirne die Wahrheit gesprochen hat. Das ist ein Unding. Selbst wenn man nach wie vor zu Dir in die Kirche käme, — welchen Eindruck sollten Deine Worte denn noch machen? Käme das nicht auf die alte Geschichte hinaus, daß man sich nach Deinen Worten, nicht aber nach Deinen Werken richten soll?“

„Wögen sie doch Alle fortbleiben, die nicht mehr an mich glauben!“

„Und die geistliche Behörde würde Deiner Meinung nach gleichfalls mit diesem Ausbleiben einer Rechtfertigung einverstanden sein? Die Gesellschaft, unter der und mit der Du leben und wirken sollst, sollte sich damit begnügen können, daß Du einfach über jenes Gerede hinwegsiehst? Das ist ein unhaltbarer Standpunkt. Du verrennst Dich da in eine Sackgasse, — früher oder später wirst Du das selber begreifen.“

Gotthold ging wieder auf und ab, eine Weile, ohne zu antworten. Dicke Falten standen auf seiner Stirn.

„Auf der einen Seite willst Du mir predigen, daß eine Rechtfertigung meinerseits unausweichlich nothwendig ist, und auf der andern machst Du mir klar, daß sie mir unmöglich fallen wird,“ sagte er endlich bitter.

„Unmöglich?“ erwiderte Willing gelehrt. „Das habe ich nicht gesagt. Sehr schwierig, — ja. Weil außer jener Dirne auch das Stubenmädchen kaum etwas anderes bezeugen kann, als eine scheinbare Bestätigung jener schamlosen Anklage. Du wirfst meinen, daß Deine Aussage denn doch schwerer wiegt, wie die der Dirne, selbst wenn die Umstände gegen Dich sprechen. Darauf erwidere ich Dir: nur bedingungsweise. Wenn Du nämlich in allem Uebrigen völlig rein und makellos dastehst, nach keiner Richtung hin Anstoß erregst. Denn sonst — Wenn man einmal angefangen hat, Dich zu beargwöhnen — Wie die Menschen nun einmal sind — Ich weiß nicht, ob Du mich begreiffst, Gotthold. Ich könnte Dein Eideshelfer sein, ich habe Einfluß, mein Wort gilt etwas. Wenn ich mit dem ganzen Schwergewicht meiner Persönlichkeit mich für Dich einsetzte, — ich glaube: man könnte die Sache todtmachen, — so zu sagen im Keime ersticken. Denn an mich wagt sich wohl Keiner von ihnen Allen. Und ich habe, glaub' ich, die rechte Art das Ganze zu ordnen. Nur —“ Er stieß mit leise klirrendem Geräusch die Fingernägel seiner beiden Hände gegen einander und blickte darauf nieder.

„Nun?“ Gotthold sah ihn groß an.

„Ich habe nach unsrer neulichen Unterredung eigentlich keinen Anlaß mehr, mich für Dich in's Zeug zu legen, Gotthold — rund heraus gesagt. Und wer den Leuten in Sachen des Glaubens und der Lehre nicht mehr unverdächtig ist, der ist's ihnen auch in moralischer Hinsicht nicht. Das ist unlogisch, o ja, o ja, aber es ist eben nun einmal menschlich, und wir ändern's nicht.“

Er hatte nicht aufgeblickt, er sprach in einer Art von müder Gleichgiltigkeit vor sich hin. Gotthold hatte sich verfarbt. „Ich hoffe: ich verstehe Dich nicht, Onkel,“ sagte er nach einer Weile kühl.

„Hm?“ machte Willing und blickte von der Seite auf.

„Denn wenn ich Dich verstünde —“ Seine Stimme schwoh an, aber er vollendete den Satz nicht.

Willing erhob sich. Ganz nahe standen sie einander gegenüber. „Nun?“ Auch sein Auge funkelte auf.

„So hättest Du ungefähr sagen wollen: Wenn Du von Deinen Irrlehren ablässest, welche die Arbeiter gegen uns Fabrikanten nur aufstacheln können, wenn Du predigst, wie es mir gefällt, dann will ich mich für Deine moralische Intaktheit verwenden, — sonst nicht.“

„Nun?“ sagte Willing zum andern Mal und sah dem Sprecher jetzt fest in's Gesicht.

„Ontel!“

Willing zuckte die Achseln. „Ich habe Dir ja gesagt, daß es menschlich ist. Auch ich bin nur ein Mensch.“

„Wenn Du an die Unschuld eines Verdächtigten glaubst, hast Du in jedem Falle die Pflicht, gegen alle seine Verleumder für ihn einzustehn, — und nicht nur, falls Du persönliche Vortheile dadurch zu erreichen gedenkst. Muß ich Dir das achte Gebot erst dahin auslegen, Ontel?“

„Wenn ich an seine Unschuld glaube —“ wiederholte der Kommerzienrath.

„Ontel! Was soll das heißen?“

„Nichts, als was ich Dir schon vorher sagte: wer in der wahren Lehre irre wird, kann auch in der Moral irre werden.“

„Du willst mich also vertheidigen, — auch wenn Du mich für schuldig hältst, — falls ich nur in Deinem — Sinne mir die Bibellehren zurechtlege und sie so verkündige. Sonst — auch wenn Du mich für unschuldig hältst — nicht. Ist das wirklich Deine Moral, Ontel?“

Willing begnügte sich, gelangweilt mit den Achseln zu zucken. „Sophistereien, mein Bester. Ueberhaupt hätten wir nun endlich genug disputirt, dächt' ich. Du wirst Dich bemühen müssen, aus Deiner Wolkeshöhe auf den einfach-menschlichen Standpunkt Dich herabzugeben, um menschlich urtheilen zu lernen, oder Du wirst Dich mit denen immer weiter auseinander leben, unter denen Du doch wirken willst. Auch bezüglich Deiner neulichen Predigt gilt das. Im Uebrigen

ziehe ich es vor, Dich jetzt Dir selber zu überlassen. Du bist heut nicht in der Verfassung, die mich hoffen ließe, bei Dir Verständniß zu finden. Aber ich warne Dich, — dringend warne ich Dich, Gotthold, dies peinliche Vorkommniß und Deine neuliche Predigt stehen in einer Wechselwirkung, die Du vorläufig noch nicht begreifen willst! Sei auf Deiner Hut! Wenn Du mir etwas zu sagen hast, weist Du ja, wo Du mich findest. Meine Zeit ist kostbar. Ich gehe jetzt. Leb' wohl." Und, ohne Gotthold die Hand zu reichen, verließ er das Zimmer.

XVI.

Schon am folgenden Tage kam der Superintendent zu Gotthold. Der dürre, kränkliche Mann, dem bei jeder Erregung der Schweiß aus der Stirn ausbrach und die Ohren auf und nieder gingen, war in einer kläglichen Verfassung. Nun wieder diese peinliche Geschichte! Man hatte eben niemals Ruhe, positiv niemals. Wie dabei sein Magenleiden sich nicht bis zum Unerträglichen steigern sollte, war nicht abzusehn. Er hatte sich kaum mehr hierher geschleppt. Aber die Pflicht, das Interesse der Kirche — man rieb sich eben klaglos auf, es blieb nichts übrig. Gotthold war ja jung, der Jugend, der Unbesonnenheit mußte man manches nachsehn. Aber dies war doch zu viel — wahrhaftig zu viel. Natürlich war die schamlose Anklage ja nicht wahr, sondern eine niedrige gemeine Lüge. Wie würde er Gotthold — oder überhaupt einem evangelischen Geistlichen — etwas Aehnliches zutrauen? Gotthold nun schon garnicht; er kannte ihn ja, wußte wie streng und ernst er's nahm mit seinem Amt und mit dem Leben, — also davon kein Wort. Aber daß man ihm dergleichen auch nur nachsagte. Und unvorsichtig hatte er ja in jedem Fall gehandelt, schon daß er überhaupt eine notorische Dirne in's Haus genommen hatte — in der denkbar besten Absicht, versteht sich — aber nun rächte es sich. Man durfte eben nicht zu weit gehn in seiner christlichen Nächstenliebe und Duldsamkeit — nur ja nicht zu weit! Was sollte nun geschehn? Er, der Superintendent,

wußte es nicht, er war rathlos, vollkommen rathlos. Diese Dirne behauptete das Ungeheuerliche mit größter Bestimmtheit, berief sich auf das Stubenmädchen und Fräulein Irma von Wenden selbst, als Zeugen des Vorfalles — sie hatte ihre Angaben sogar bei der Polizei gemacht, als diese sie in jener Nacht, wegen unbefugten Herumtreibens, festgenommen hatte, — der Staatsanwalt konnte daraufhin gegen Gotthold einschreiten, wenn er es im Interesse der öffentlichen Ordnung für geboten hielt — und vor allen Dingen, es gab Leute, die an das Unerhörte glaubten — schlechte, böswillige, unwürdige Leute, gewiß ganz unchristlich gesinnte Leute — aber es gab solche, sie waren vorhanden. Und wie ihnen nun das Gegentheil beweisen? Eine böse, böse Geschichte. Wenn man wenigstens Einen oder den Andern wüßte, der seinen ganzen Einfluß aufbieten wollte, um die Schreier und Zweifler zur Ruhe zu bringen! So etwas that oft Wunder, mehr als alle Versicherungen und Schwüre. Wenn sich die Gutgesinnten um ihn, Gotthold, scharten, wenn die maßgebenden Persönlichkeiten in der Stadt ostentativ für ihn Partei ergriffen, war es möglich die Verleumbersippe mundtobt zu machen, noch ehe sie ihr verderbliches Gift überallhin ausgespritzt hatten. Man wagte es dann nicht, man würde sich zurückziehen und verstummen. Die ganze Sache würde dann im Sande verlaufen. Ein anderes Mittel sah er, der Superintendent, nicht. Oeffentliche Kundgebungen würden die Sache immer noch schlimmer machen. Wenn man nur gewußt hätte, wie man die ausschlaggebenden Männer für die Angelegenheit gewann! Gotthold selber mußte zu ihnen gehn und ihnen vorstellen, was alles auf dem Spiel stand, damit sie im Interesse der guten Sache sich sofort entschieden und demonstrativ seiner annähmen, kein Mensch würde dann mehr zu muden wagen. Er, der Superintendent, konnte es nicht, seine Gesundheit litt es nicht, alle diese Anstrengungen, alle diese Aufregungen — Er war ohnehin kaum mehr fähig, sich auf den Beinen zu halten. Aber Gotthold durfte keinen Augenblick zögern. Auch zum Staatsanwalt und zum Polizei-

inspektor mußte er gehn, und das alles lieber heute als morgen. Lieber Gott, lieber Gott, was das alles wieder für Unannehmlichkeiten waren! Es brachte ihn noch in die Grube, lange bevor seine Zeit erfüllt war. Und er trocknete sich immerfort die perlende Stirn, während seine Ohren auf und nieder gingen, wie bei den Kaninchen.

Gotthold lehnte es in ruhigem und ehrerbietigem Ton ab, irgend einen Schritt in der gebachten Richtung zu thun. Er wollte alle Folgen seiner Handlungsweise tragen, da er sich unschuldig wußte, und verschmähte alle Mittel und Wege, die eine zweiseitige Deutung zugelassen hätten und ihm eine Demüthigung aufnöthigen würden. Man sollte ihn nur anklagen und verhören! Ihm gegenübergestellt, Auge in Auge, würde das Mädchen seine ledere Lüge schwerlich aufrecht zu erhalten wagen. Da würde sich's ergeben, wie die widrige Scene in Wahrheit verlaufen war, und er konnte die Stirn frei aufheben. Nichts und Niemand hatte er zu scheuen. Unmöglich durfte man von ihm verlangen, daß er um seine Unschuldserklärung gradezu betteln gehn sollte. Wer nicht an ihn glaubte, den verschmähte er, zu sich zu bekehren. Trotz allen Flehens und Drängens von Seiten des Superintendenten war Gotthold zu keinem andern Entschluß zu bewegen. Er wollte abwarten, was man ihm hätte anhaben können; vorläufig hielt er noch immer daran fest, daß die Wahrheit den Sieg behalten werde, auch ohne alle Machinationen und alle menschliche Nachhilfe.

Der Superintendent verließ ihn sehr unbefriedigt. Er begriff diesen zwecklosen Trotz und Eigensinn garnicht, er sah das Schlimmste für die Zukunft voraus. Sobald der Staatsanwalt Ernst machte, mußte eine einstweilige Suspension Gotthold's vom Amte erfolgen. Ein Bericht an das Konistorium über die ganze Sachlage mußte schon in den nächsten Tagen von ihm eingereicht werden. Wohin sollte es also führen, wenn Gotthold die Hände in den Schooß legte? Jammernd und schwitzend ging er hinaus. Das hatte noch

grade gefehlt, daß so etwas über ihn kam! Bis zur Korridorthür lamentirte er weiter.

Als Gotthold ihm diese öffnete, sah er Magdalene Meinert den letzten Treppenabsatz heraufkommen. Trotzdem sie verschleiert war, glaubte er das heiße Erröthen zu gewahren, das ihr Antlitz überdeckte, als sie die beiden Herren in der offenen Thür sah. Auch der Superintendent betrachtete sie mit erstaunten Augen, er räusperte sich sogar verlegen. Und dann sagte er mit mederndem Lächeln: „Ei, ei, ei, Fräulein Magdalene! Ganz allein zu einem so jungen Geistlichen — ei, ei! Und er drohte mit dem Finger, setzte aber dann rasch, sich bestinnend, hinzu: Bazarangelegenheiten, nicht wahr? Natürlich, ich vergaß.“ Und er ging, hastig grüßend, die Treppe hinab, leise seufzend und die Stirn trockenend.

Auch Gotthold war verlegen geworden. Er dachte an das zurück, was Frau Hanna Meinert ihm gestern gesagt hatte, und er erröthete gleichsam für dies Mädchen, das zu ihm kam. Er ließ sie in sein Zimmer treten, ohne daß sie ein Wort gesprochen, auch nur erst einen Gruß vorgebracht hätte. Dann wollte er gehn, um Irma zu rufen. Er mußte selber kaum, warum er das wollte, er dachte auch nicht mehr daran, daß Irma vermuthlich doch nicht kommen würde, er fürchtete sich plötzlich vor einem Alleinsein mit diesem Mädchen, und vor dem, was sie ihm bei diesem Alleinsein hätte sagen können. Aber Magdalene selber, die einen Moment wie rathlos mitten im Zimmer stehen geblieben war, sagte plötzlich: „Bitte nein, ich möchte mit Ihnen allein sprechen, Herr Pastor.“ Es klang zaghaft und flehend — die ersten Worte, die sie überhaupt sprach. Sie hatte also begriffen, was er gewollt hatte. Nun kehrte er um, deutete auf einen Stuhl und sagte: „Wie Sie wollen.“ Es klang gepreßt, ein bellommenes Gefühl, das in ihm war, konnte er nicht loswerden. Sie zog ihren Schleier zurück und setzte sich. Er sah, daß ihre Züge heute weicher waren, als sonst, oder es erschien ihm doch so. Eine müde Traurigkeit lag darauf, und doch war ein Zug von Festigkeit und Bitterkeit zugleich um

ihre Mundwinkel. „Sie werden mich erwartet haben,“ sagte sie nach einer kleinen Pause. „Nach dem, was Sie gestern gehört haben —“

Er machte eine unbestimmte Kopfbewegung. „Weil Sie gestern nicht zu Hause waren? Das hatte ja nichts auf sich. Wir können auch heute —“

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn mit einem Blick an, vor dem er verstummte. „Herr Pastor, es hat keinen Zweck, daß wir Komödie vor einander spielen, und es ist unserer auch nicht würdig.“

Er wurde wieder roth, entgegnete aber nichts mehr.

„Ich bin hier, um Ihnen die volle Wahrheit zu sagen, Herr Pastor,“ fuhr sie fort. „Das ist mir Bedürfniß, und es erleichtert mich, übrigens würde es Ihnen auch ohnehin wohl nicht lange verborgen bleiben können. Ich war gestern, als Sie mich vergeblich aussuchten, bei meinem Verlobten gewesen. Es war nicht das erste Mal.“

Ein kurzes Schweigen trat nach ihren Worten ein. „Warum sagen Sie mir das?“ fragte Gotthold dann unruhig. „Ich bin nicht Richter über Sie. Ich kann höchstens bedauern, daß Sie Ihren Eltern gegenüber zu einer Unwahrheit Ihre Zuflucht nehmen mußten, um diesen Besuch zu erklären.“

„Zu einer Unwahrheit?“ Sie lächelte mit unsäglicher Bitterkeit. „Mein ganzes Leben ist ja eine einzige große Unwahrheit, Herr Pastor.“

„Fräulein Meinert!“

„Es ist nicht anders. Ich belüge meine Eltern und belüge alle Welt jeden Tag und jede Stunde. Sehen Sie mich nicht so an, als ob Sie an meinem Verstande zweifelten, Herr Pastor. Ich bin wirklich bei klarer — nur allzu klarer Besinnung. Urtheilen Sie selbst: ich bin für meine Eltern die wohlgezogene und gehorsame Tochter, die ihre Anschauungen theilt, ein Liebesverhältniß, das nie zur Ehe führen kann, gelöst hat und ganz das Leben führt, das sie von ihr verlangen. Auch alle andern Menschen glauben das. Und in Wahrheit? In Wahrheit stehe ich ganz auf dem religiösen

Standpunkt meines Verlobten, — gegen meinen Vater, habe nie aufgehört, heimlich mit ihm zusammenzukommen, und heuchle also in all meinem Thun und Reden — Tag für Tag, Stunde für Stunde.“

Sie schwieg und sah mit vergrämem Ernst vor sich zu Boden. Gotthold war erschüttert. „Und warum ist das?“ fragte er nach einer Weile, „warum muß das sein, Fräulein Meinert?“

Sie machte eine Geberde der Rathlosigkeit. „Wissen Sie da einen Ausweg — eine Hilfe, Herr Pastor? Meine Eltern — Sie kennen ja meine Eltern — soll ich vor diese guten, reinen Menschen, die von der Welt nichts wissen und in einem Traumland leben, hintreten, um ihnen zuzuschreien: ich, euer einziges Kind, glaube nicht mehr, was ihr glaubt, nicht an euern Gott und nicht an eure Unsterblichkeit. Ich bin in's Lager eurer Feinde übergegangen, und ich werde jetzt mit dem Manne meiner Wahl euch für immer verlassen und in die weite Welt ziehn? Kann ich das? Darf ich das? Vielleicht müßt' ich es. Es wäre das Starke und das Muthige. Es ist die Forderung, welche die Wahrheit an uns stellt. Aber ich kann trotzdem nicht. Sehen Sie: diese beiden ahnungslosen, alten Leute würden ja daran zu Grunde gehn — diesen Schlag verwänden sie niemals. Nicht mein Vater, dieser weltfremde, kindlich-reine Gelehrte, der durch ein dickleibiges Buch, an dem er sich jahrelang abquält, vor sich und vor der Welt das Recht erkämpfen möchte, meiner Verbindung zuzustimmen; und nicht meine Mutter, die so wehleidig ist, daß sie keinen kranken Menschen sehn kann und über einen ausgegangenen Geraniumstod weint. Ich würde zwei Leben zerstören, um darauf mein Glück aufzubauen. Wenn sich eins darauf aufbauen ließe! Mein Verlobter hat das von mir gefordert, ich hab' ihm nicht willfahren können. In dem Konflikt, in den ich mich hineingerissen sah, und aus dem ich keine Lösung wußte, hab' ich meine Zuflucht zur Lüge genommen — hab' mir eingeredet, daß es eine „fromme“ Lüge sei. Manchmal fürcht' ich freilich: auch das ist ein Irrthum.“

Sie stierte immer mit dem gleichen, traurigen Blick vor sich zu Boden. Gotthold hatte ein paarmal die Lippen geöffnet, um etwas zu sprechen, aber immer wieder hatte er es unterbrückt. Jetzt fragte er: „Und Sie können nicht entsagen, Fräulein Meinert?“

Sie sah ihn zuerst an, als ob sie ihn nicht verstände. Dann irrte ein trübes Lächeln um ihre Lippen. „Sie haben nie geliebt, Herr Pastor,“ sagte sie und schüttelte den Kopf. „Hier in der gleichen Stadt sollt' ich leben, ohne ihn zu sehn, sollte fremd ihm gegenüber thun und mich stellen, als kennte ich ihn nicht mehr, hätte keinen Theil mehr an ihm, während ihm doch jeder Gedanke meines Kopfes und jeder Schlag meines Herzens gehört? Könnst' ich das? Und wäre das, wenn ich's könnte, nicht auch nur eine Lüge und abermals eine Lüge? Und vor allem, würde selbst das etwas daran ändern, daß ich nicht die bin, für die meine Eltern mich halten, und es auch niemals mehr werden kann? Daß ich als eine innerlich Fremde neben ihnen hinlebe und keine Gemeinschaft mehr mit ihnen habe? Bleibt das nicht immer die gleiche Heuchelei und also mein Leben eine einzige, große Lüge? Ich finde da nicht heraus, Herr Pastor von Wenden.“

„Was soll also werden?“ fragte Gotthold, ohne eine Antwort zu finden.

„Ich weiß es nicht. Mein Verlobter verlangt von mir, daß ich mit ihm auf und davon gehe. Ich kann mich nicht dazu entschließen — um meiner Eltern willen nicht. Ich habe ihn, unter dem Vorwande der Bazar-Angelegenheiten, in dieser Zeit viel häufiger gesehn als sonst — deshalb griff ich so freudig zu, als Sie neulich kamen und mir davon sprachen. Jede Gelegenheit, zu ihm zu gehn, nuß' ich ja, — ich mache Ihnen kein Hehl daraus. Immer lechz' ich nach diesem kurzen Athemzug Freiheit, — Liebe, — Glück. In meinem Elternhaus erstick' ich in all' dem Frieden, in all' der Güte, in all' der Reinheit. Ich weiß ganz wohl, daß ich schlecht bin, daß ich das Unschicklichste thue, was man in meiner Lage

thun kann, daß mich Jeder, auch der Wohlmeinendste, schonungslos verdammen wird. Und ich habe das Einzige, was ich besitze — meinen Ruf — leichtfertig auf's Spiel gesetzt. Ueberdies kann die Entdeckung wohl nur noch eine Frage der Zeit sein — zu Viele wissen schon um meine heimlichen Besuche, zu Viele beargwöhnen mich schon. Und dann —“

„Dann?“ wiederholte er, als sie abbrach.

Sie machte eine unbestimmte Bewegung. „Man kann vielleicht irgendwie verunglücken,“ murmelte sie nach einer Weile. Und als er wie abwehrend die Hände aufhob: „Ich weiß nicht, ich kann garnicht mehr über den Tag hinaus denken. Es ist alles wie verbaut um mich herum. Sie werden sagen, daß eine Flucht mit meinem Verlobten dann doch immer noch die geringere Sünde wäre. Ja — aber dann brauche ich doch nicht zu erleben, wie es meine alten Eltern niederwirft und zu Grunde richtet. Denn das kann ich nicht — es ist das Einzige, — was ich genau weiß: das kann ich nicht.“

Ein innerliches Schluchzen rüttelte jetzt an ihrem Körper, aber sie biß die Zähne zusammen. Gotthold betrachtete sie eine Weile in schweigendem Erbarmen. Er hatte keinen Trost für sie, er wußte hier keinen Rath. Ein unlösbarer Konflikt für eine freie, leidenschaftliche Menschenseele, die doch gut und rein war im Innersten, — einer von den vielen, vielen Konflikten, in die Menschen verstrickt wurden durch die Unterschiede des Glaubens und der Ueberzeugungen! Warum konnten sie nicht friedlich nebeneinander hausen, und Jeder Duldung üben an seinem Nächsten, und Jeder in seinem Glauben froh werden, ohne den des Andern zu verdammen? Wußte doch Keiner von ihnen Allen mit unumstößlicher Gewißheit, wer den wahren Glauben hatte, — wenn es einen einzigen wahren Glauben überhaupt gab, — wenn nicht jeder Glaube gleich wahr und gleich falsch war —

Gotthold erschrak vor seinen eignen Gedanken. Er fuhr sich mit seinem Tuche über die Schläfen hin, die ihm brannten.

Dann stand er auf und lehnte seine Stirn gegen die Fensterscheibe. Warum konnte dieser protestantische Geistliche seine Tochter nicht einem ungläubigen Mann zum Weibe geben, wenn es nur ein Mann von Ehre und Gewissen war, und die beiden Menschen sich liebten und zu einander begehrt? Warum stand das Vorurtheil der Welt zwischen ihnen? Und machte das Mädchen, das nicht lügen und nicht entsagen konnte, zur Heuchlerin, vielleicht zu noch Schlimmerem?

Er wandte sich um, er trat auf Magdalene zu und reichte ihr seine beiden Hände. „Wenn ich wüßte, was ich für Sie thun könnte!“

Sie schüttelte den Kopf. „Als Sie zum ersten Mal in unser Haus kamen, glaubt' ich, von Ihnen könnte mir Erlösung kommen. Ich weiß nicht warum? Es war wie ein Hauch von frischer Lebensluft, der mit Ihnen zu uns hineinbrang. Und Sie sprachen von dem Elend des vierten Standes und von der Pflicht der heutigen Kirche und Geistlichkeit, hier helfend einzugreifen, sich an dem großen, sozialen Kampf unsrer Tage zu betheiligen. Wenigstens hörte ich's so heraus. Denn mir kam's von Herzen, und da redete mein Herz vielleicht manches mit. Ja, wenn man seine Kräfte bethätigen könnte — wenn man sein Leben nützen könnte — aber es ist zu still und zu friedlich bei uns dafür. Und thun können Sie nichts für mich, Herr Pastor. Ich habe nur gewollt, daß Sie alles wüßten — und von mir selber, ehe Sie es von andrer Seite erfahren. Ihnen gegenüber mag ich nicht heucheln.“

Er hielt ihre Hände immer noch. „Warum gerade mir gegenüber nicht, Fräulein Magdalene?“ fragte er weich.

Ein leises Roth überhauchte ihre Wangen. „Ich glaube auch Sie sind nicht glücklich, Herr Pastor,“ sagte sie mit gesenkter Stirn, „auch Sie sind nicht an Ihrem Platz.“

Er gab ihre Hände frei, ohne zu antworten. Ein tiefer Athemzug schwellte seine Brust. Dann flog ihm ein bitteres Lächeln um die Mundwinkel. „Man wird Ihnen wahrscheinlich sogar bald erzählen, daß ich ein schlechter Mensch

bin, Fräulein Magdalene. Aber das, was man Ihnen als Beweis dafür berichten wird, ist nicht wahr. Deshalb wehr' ich mich nicht dagegen. Und nicht um mich handelt sich's ja. Ihnen will ich helfen."

Sie war aufgestanden und hatte ihren Schleier wieder über's Gesicht gezogen. „Mir ist nicht zu helfen," sagte sie ruhig. „Was aber auch geschehen möge — urtheilen Sie milde über mich!"

„Darauf dürfen Sie sich verlassen, aber das ist wenig."

„Viel, dünkt mich in dieser harten, selbstfüchtigen und selbstgerechten Welt, die so schön und gut und hell sein könnte, wenn wir Alle nur wollten. Leben Sie wohl, Herr Pastor."

„Leben Sie wohl." Noch ein warmer Händedruck, und sie schieden.

XVII.

Wenige Tage danach fand der große Wohlthätigkeitsbazar mit allem Pomp statt. In letzter Stunde war er noch in Frage gestellt gewesen, weil die Frau Oberbürgermeister wegen eines Blumentisches mit der Frau Superintendent in Differenzen gerathen war und Frau Oberstleutnant von Wellingern unbegreiflicherweise für die Frau Superintendent eingetreten war, wobei beinahe so etwas verlautet hatte, als ob die Frau Oberbürgermeister den Blumentisch in keinem Falle dem Fräulein von Ledebuhr überlassen wollte, die viel zu kokett war, um nicht die Gelegenheit zu allerlei kleinen Abenteuern auszunutzen, überhaupt garnichts zu sagen hätte. Das war dieser denn doch über den Spasß gegangen, und sie hatte zeigen wollen, wie viel sie in Wahrheit zu sagen hatte; ihr Mann konnte den ganzen Bazar verbieten, sie selbst alle von ihr beigesteuerten eignen und fremden Gaben zurückziehen u. s. w. Ganz abgesehen davon, daß ihr Beispiel denn doch wohl recht viele Nachahmer finden würde, und der ganze Bazar, als „unoffiziell“, überhaupt von den Spitzen der Behörde ignoriert werden könnte. Nun hatte die Frau Superintendent zwar eingelenkt, die Frau Oberstleutnant hatte es aber mit ihrer Stellung nicht vereinbar gefunden, klein beizugeben, zumal sie für Fräulein von Ledebuhr die Verantwortung übernommen hatte, und ihr außerdem dies prozige Hervorkehren bürgerlichen und zivilistischen Elements, als des allein ausschlaggebenden, direkt gegen die Ehre ging. Es war geradeswegs zu einer

Kabinettsfrage gekommen, und nur mit größter Mühe hatte noch im letzten Augenblick der kassende Riß nothdürftig wieder verkleistert werden können, wodurch aber nicht verhindert wurde, daß sich nun zwei Parteien bildeten, die sich voneinander fernhielten und es an kleinen Spitzen und feindseligen Blicken gegeneinander nicht fehlen ließen. Fräulein von Lebeduhr war denn auch wirklich am letzten Ende doch noch unter die Verkäuferinnen aufgenommen worden, hatte aber dem Blumentisch entsagen müssen, auf den sie es abgesehen gehabt hatte, und mußte, zu ihrem stillen Ingrimm, statt dessen Rahm-törtchen und Mandelmilch feilhalten, so daß die jungen Offiziere und Referendare, mit allerlei Grimassen und Handbeutungen, in weitem Bogen an ihrem Tische vorübergingen, und nur ganz junge Backfische und einige ältere, weibliche Jahrgänge sich bei ihr niederließen, wobei sie den Letzteren gegenüber noch die Liebenswürdigen spielen mußte.

Auch sonst waren keineswegs alle Wünsche und Hoffnungen erfüllt worden. Daß Oberbürgermeisters Laura den Sektisch hatte, wo es natürlich am lautesten und lustigsten herging, war doch eigentlich unerhört. Diese „impertinent blonde“ Person, die so dürr und lang war wie eine Hopfenstange und eigentlich nie in ihrem Leben jung gewesen war, eignete sich in ihrer spießbürgerlichen Korrektheit natürlich zur „Sekt-Hebe“ so wenig wie möglich, und wenn sie nicht gerade die Tochter ihrer Eltern gewesen wäre, hätte sicherlich Niemand sie angesehen. Nun war's freilich officiell, eines der neumodischen, breiten Sektgläser sich von ihr füllen zu lassen, wofür sie mit ihrem fadenscheinigen Lächeln dann zwei Mark forderte und aus einem Dreimarkstück niemals herausgab; und die armen, jungen Leutnants mußten noch obendrein ein Kompliment dazu machen, während sie innerlich natürlich fluchten.

Und dann Elma Traß an der Tombola! Was die für „süße“ Augen machte, das war nun doch wirklich nicht mehr schön. Schlimmer hätte es Herma von Lebeduhr am zweiten Blumentisch auch nicht treiben können, und die hatte doch wenigstens

einen gewissen Soubrettenreiz an sich, wie Leutnant Wichgraf einmal gesagt hatte, während Elma, mit ihrem vorgehobenen Kinn und ihren zinnoberrothen Backen, irgend einer Affenart ähnlich sah, man wußte nur nicht recht, welcher. Es war überhaupt ein Skandal, daß man lauter Töchter von Bürgerlichen und Zivilpersonen an die besten Posten gebracht hatte. Natürlich bloß, um nachher sagen zu können, daß sie die größten Einnahmen gehabt hätten, was unter diesen Umständen ja wahrhaftig kein Wunder war. Uebrigens würden Abel und Militär sich bei nächster Gelegenheit schon dafür revanßiren. Diese Miene, mit der die Frau Oberbürgermeister durch den blumengeschmückten, mit allerlei Fahnen und Stoffen festlich dekorirten Saal von Tisch zu Tisch schritt, mit dem konziliantesten Lächeln, natürlich aber auch mit gespitzten Ohren und luchsartig spähenden Augen, — nur überall nach dem Rechten zu sehn, — das hieß in Wahrheit, um jedes kleine tête à tête zu stören und jedes etwa verfängliche Wort zu erlauern — war im Grunde schon beleidigend. Man ließ sich nicht kontrolliren, das war hier keine Kleinkindergesellschaft. Und diese Grandezza, mit der die Gestränge die von allen Seiten regnenden Komplimente über das wohlgelungene Fest und die prächtigen Arrangements hinnahm, gerade als hätte Niemand weiter sich daran betheiliget als sie, und läme alles ausschließlich auf ihre Rechnung, während es doch notorisch war, daß sie zwar an allem gemäkelt hatte, aber nicht für einen Nickel Organisationstalent und Geschmack besaß.

Und nun diese freiwilligen Liebesgaben! Was da alles an unbrauchbaren Dingen zum Vorschein gekommen war — es war unglaublich. Unbrauchbar und geschmacklos, das war die Devise. Für solch einen Bazar schienen den Leuten die nutz- und werthlosesten Gegenstände grade noch gut genug gewesen zu sein, und sie hatten freudig die Gelegenheit benützt, sich ihrer zu entäußern. Manche dieser Gaben hatten unzweifelhaft schon auf den Verkaufstischen früherer Bazare geprangt, um von den indignirten Käufern jetzt in rebanchelüfterner Stimmung wiederum hingegeben zu werden. Die

Auswahl an bestickten Zigarrentaschen, an Sopalassen mit großen Wollenblumen, die keiner einzigen in der Botanik bekannten Spezies angehörten, an bemalten Briefbeschwerern, Federzeugen und perlenbenähten Handtuchhaltern war geradezu ungeheuerlich. Und die jungen Damen konnten noch so verführerisch ihre Waaren anpreisen, das verständnißvolle Lächeln, das meist um die Lippen der Kaufliebhaber irrte, sagte ihnen, daß man sie durchschaute. Die allgemeine Heiterkeit wurde dadurch übrigens nur gesteigert. Der Besuch war sehr lebhaft, Niemand hatte wagen dürfen fern zu bleiben, und ein angelegtes Kommen und Gehen wogte durch den Raum. Allmählich thaten auch Wein und Champagner ihre Wirkung. Die Wangen der jugendlichen Verkäuferinnen glühten von der Erregung; Alle setzten ihren Ehrgeiz darein, am Abend volle Kassen abliefern zu können. Alle überboten einander in hundert Listen und Mittelschen, um den Besuchern, für die austrangirten Handarbeiten ihrer Tische, das Geld aus der Tasche zu locken, Alle tranken in der Hast und Hitze zwischen- durch mehr, als sie gewohnt waren und vertragen konnten, und Alle verfolgten während ihres Angreifens und Herbeilockens noch ihre besonderen Zwecke und Ziele, die sich in Augen- und Zeichensprache sowie in gelegentlich geflüsterten Worten kundgaben. Mit der Zeit wurde die Stimmung dadurch sehr animirt. Gabriele Krause wurde sogar so heiter, daß man überlegte, ob man sie nicht ablösen lassen müsse, und über Willy Häusler's „Echauffement“ wollten die jungen Leutnants sich tobtöchen. Ob es wirklich richtig war, daß sie einen Kuß für zwanzig Mark — aber ein Goldstück mußte es sein — feilgeboten hatte, war freilich nachher nicht zweifellos festzustellen. Jedenfalls wurde es überall geglaubt und verursachte vielfach ein verstohlenes Nüchtern an den Tischen.

Gotthold hatte sich pflichtgemäß gleichfalls auf dem Bazar eingefunden, obgleich er den Kopf von tausend andern Dingen voll hatte, die ihm wahrlich näher am Herzen lagen. In den Arbeiterkreisen schien sich irgend etwas Entscheidendes vorzubereiten, auf heute Abend war unerwartet eine große

Versammlung der Sozialdemokraten angefangt, in den Fabriken gährte es im Stillen. Gotthold war im Flugviertel auf ungewöhnliche Erregung gestoßen, er hatte Gruppen von Männern zusammenstehn und mit ungestümen Handbewegungen aufeinander einreden sehn, und ihr Gespräch verstummte, wenn er vorüberkam, nur scheue, mißtrauische Blicke trafen ihn. Er hatte den Ingenieur Maywald, dem er zufällig begegnet war, über den Grund dieser ungewöhnlichen Wahrnehmungen ausgefragt, aber dieser hatte sich völlig unwissend angestellt, obgleich Gotthold die bestimmte Vermuthung hegte, daß er im Gegentheil genau über alles unterrichtet war, was sich da im Geheimen entwickelte. In den Augen des Mannes hatte sogar etwas gefunktelt wie ein Triumph.

Nun wanderte Gotthold hier durch das muntere Getriebe wie ein Fremder. Fast Niemand kümmerte sich um ihn. Viele wichen ihm sogar aus. Und was sollte er auch unter diesen sorgenlos lachenden Menschen hier, die Brust erfüllt von Zweifeln, Hoffnungen, Kämpfen? Mochten sie sich weiter ohne ihn zum Heil der Kirche amüsiren, sich verliebte Blicke zuwerfen, schäkern, medisiren und Champagner trinken. Während da draußen das „gottentfremdete“ Volk, für das man mit dem hier vereinnahmten Gelde einen neuen Tempel bauen wollte, darin es wieder zu seinem Gotte beten lernen sollte, für sein leibliches und irdisches Wohl einen erbitterten Kampf vorbereitete! Welchen Theil hatte er auch noch an diesen? Mehr und mehr, anfangs lange Zeit, ohne daß er es selber gewußt, hatte er sich innerlich von ihnen Allen so entfernt, und jetzt war ihm, als gehörte er garnicht mehr hierher, hätte sich nur versehenlich unter diese verirrt und müßte wieder zu denen hinaus, die auf ihn warteten, und mit denen er streiten und leiden wollte. Die freilich wollten ja auch keine Gemeinsamkeit mit ihm, sie beargwöhnten ihn, sie glaubten nicht an ihn. Er aber wollte sich ihren Glauben verdienen und der Ihre werden. Er war zu ihnen gekommen, um die Geißel des göttlichen Zornes über ihnen zu schwingen, aber das göttliche Mitleid war mächtig in ihm geworden, und die Geißel war

seinen Händen entfunken. Diese Gottensfremdeten durfte man nicht züchtigen, durch Erbarmen und Liebe allein konnte man sie ihrem Gotte zurückgewinnen. Nicht über die Zöllner und Sünder hielt der Rabbi von Nazareth Gericht, sondern über die Pharisäer und die Reichen.

Mit solchen Gedanken hinter seiner Stirn tauschte Gottbold im bunten Gewühl Grüße aus, trat an einzelne Tische heran, ließ sich vom Superintendenten, der die Gelegenheit benutzte, aller Welt zu zeigen, daß er den Verleumbeten nicht fallen lasse, eine Weile vertraulich am obersten Rockknopf festhalten; schüttelte mit Mühe den Prediger Meinert ab, der sich für die ihm durch das obligatorische Erscheinen hier verloren gehende Zeit in ein Gespräch über 2. Mose 3 entschädigen wollte; verneigte sich kühl vor etlichen Damen, deren bitter verzogenen Mundwinkeln und hoch gezogenen Brauen er unschwer anmerkte, wie sie gegen ihn gestimmt waren, und reichte endlich Magdalene Meinert die Hand, die er, wenig umworben, hinter ihrem Tische stehen sah. Ihre traurigen Augen waren den seinen begegnet.

„Ich glaube: uns ist Weiden ähnlich zu Muthé, Fräulein Magdalene,“ sagte er.

Sie sah ihn, offenbar ohne ihn zu verstehn. Und wie hätte sie auch gesollt? Von dem, was in ihm vorging, wußte sie ja nichts, sie kannte ihn überhaupt kaum. Wer kennt denn auch den Andern? Einen Augenblick dachte er daran, sich ihr zu eröffnen, — wie lange hatte er schon das Verlangen danach gehabt, sich einer Menschenseele anzuvertrauen, die ihn verstand, und hier hätte er Vertrauen mit Vertrauen vergolten. Aber Magdalene hatte zu viel mit sich selber zu thun, zu schwer am Eignen zu tragen, es wäre selbstsüchtig gewesen, ihr noch mehr aufzubürden! Sein Auge suchte nach der Finen, die ihn verstehn würde, und um die im Geheimen, trotz aller Gegenwehr, wieder und wieder seine Gedanken kreiften. Natürlich war sie nicht hier, gehörte sie nicht hierher. Und was hätte er ihr auch sagen können?

Er wandte sich, nach einigen gleichgültigen Worten, die

er mit Magdalene gewechselt, von ihrem Tische wieder ab und suchte den Ausgang zu gewinnen. Drüben am Büffet sah er seine Cousine Baleska, die mit heißen Wangen und leuchtenden Augen mitten in einem Schwarm von säbelkräftigen und Schnurrbart drehenden Offizieren stand, Wein einschantend und Kaviarbröbchen vertheilend, mit schneeweißer Lackschürze und aufgestreiften Kleiderärmeln, ihr ausgelassenes Lachen und ihre übermüthigen Worte schallten bis zu ihm hinüber. In einiger Entfernung von dem Haufen stand Hubert Willing und betrachtete, halb offenen Mundes, ein Monocle im Auge, seinen Bart zwirbelnd, die Scene. Der Kommerzienrath selber schritt dagegen, wie ein gnädiger Despot, der sich einmal unter seine Untertanen mischt, zwischen den Tischreihen hin und warf, Alle überragend, von Allen gekannt und begrüßt, bald hierhin bald dorthin ein launiges Wort, einen Handwink, einen aufmunternden Scherz. Ueberall wollte man ihn als Käufer, überall verstreute er lächelnd seine Goldstücke, die er lose in seinen Taschen trug, die Fülle der Blumensträuße, die man ihm aufgebracht hatte, konnte er kaum mehr tragen. Er schien in seiner strahlendsten Laune zu sein und sich heute wieder einmal ganz als König Willing zu fühlen, wie seine geheimen Widersacher ihn nannten, Gotthold freilich kam es vor, als ob seine Mundwinkel heute, trotz allen Lächelns, tiefer einschnitten, als sonst, kleine Säckchen unter seinen Augen lagen, und eine tiefe Falte seine Stirn durchfurchte. Zum ersten Mal glaubte er ein Anzeichen des Alters an diesem kraftvollselbstbewußten Manne zu entdecken, aber er mochte der Einzige sein, der es that. Uebrigens vermied es der Kommerzienrath sichtlich, ihn selber zu bemerken, keinerlei Gruß wurde ihm zu Theil. Wahrscheinlich sollte er gleich heute fühlen, was darauf ankam, ob „König Willing“ für ihn Partei nahm oder nicht. Das erleichterte es Gotthold, ziemlich unbemerkt den Saal zu verlassen.

Er athmete auf, als er draußen war. „Seltsam,“ mußte er denken, „vor einem halben Jahr hätt' ich mich wahrscheinlich ganz wohl darin gefühlt.“

Eine dumpfe Schwüle lagerte über den Straßen. Ihn erfaßte die Sehnsucht nach Kühle und Waldschatten. Langsam wanderte er den Hügelweg hinan, gegen den Arthursberg zu. Heute würde er es still und einsam dort finden. Alles war ja auf dem Bazar drin. Freilich war's die Stunde, wo Helga Lehr mit den Proletarierkindern nach dem Walde hinaufzuziehen pflegte. Es überlief ihn bei diesem Gedanken. Wie oft hatte er sie dort oben schon aussuchen wollen, und immer wieder war er im letzten Augenblick davor zurückgeschreckt. In diesen Tagen des Zweifels und der Kämpfe hatte er nicht in dies helle, klare Mädchenauge blicken mögen, er hätte sich geschämt. Heute war's ihm, als könnte er seine Stirn vor ihr neigen, als wäre der Groll in ihm zum Schweigen gekommen. Frieden — Frieden — Wenn sie ihm Frieden hätte geben können! Aber gab es den überhaupt auf Erden? Und wäre er das Glück gewesen, wenn es ihn gegeben hätte?

Beim langsamen Hinaufsteigen hörte er sich plötzlich von hinten anrufen. „Herr Pastor! Herr Pastor!“ Gotthold drehte sich um und erkannte einen älteren Arbeiter der Willingschen Fabriken, der leuchtend hinter ihm hergelaufen kam. Er hatte mit dem ruhigen und ernstesten Manne hin und wieder ein Wort gewechselt. Heute trug er den rechten Arm in der Binde, schien also um deswillen nicht bei der Arbeit zu sein. „Sie wünschen etwas von mir?“ fragte Gotthold freundlich.

„Ja wohl, ja, Herr Pastor,“ sagte der Mann, langsam wieder zu ihm kommend, „ich war schon bei Ihnen und fand Sie nicht, und nun sah ich Sie da eben — Entschuldigen Sie man. Es ist 'n Anliegen nämlich. Und weil ich doch jetzt nicht mit bei der Arbeit sein kann, haben sie mich geschickt. Es ist 'ne Quetschung übrigens man bloß. Muß so 'n alter Kerl, wie ich, sich so 'was von der Maschine gefallen lassen. Man sollt' es doch wirklich besser kennen, das Beest. Aber es hat so seine tausend Heimtücken, da versteh' sich mal einer ganz drauf.“ Und er betrachtete, die Mühe in der Linken, kopfschüttelnd den geschienten und gewickelten Arm, wie ein Wunder.

„Was haben Sie denn für ein Anliegen?“ fragte Gotthold.
„Ja so, — ja — Sehen Sie: wir wollten gern 'ne Deputation zu Ihnen schicken, Herr Pastor. Heut Abend, wenn's sein kann. Und wir möchten gern, daß Sie diese Deputation denn nu auch annähmen.“

„Eine Deputation von Willing'schen Arbeitern zu mir? Warum?“

„Ja, sehen Sie — Weil Sie doch nun so zu sagen der Nefte vom Herrn Kommerzienrath sind und 'n geistlicher Herr dazu — Der Herr Kommerzienrath — ne, der würd' uns ja nu nicht annehmen, dem dürften wir ja garnicht mit sowas kommen, nicht mal erfahren darf er 'was von der Geschichte. Das sag' ich Ihnen ganz offen und ehrlich, Herr Pastor. Das wär' ja auch wohl gegen die Statuten — gewiß weiß ich's freilich nicht, es sind so schredlich viel Paragraphen, und Unserens hat sie garnicht alle im Kopf. Aber das ist ja sicher, daß der Herr Kommerzienrath sich so 'was garnicht denken kann, und er würd' ja wohl meinen, daß das schon gleich Revolution ober so etwas wäre, und er ist ja davon überzeugt, daß alles so am besten ist, wie er es macht und anordnet, und daß überhaupt Einer mit 'was auf seinen Werken unzufrieden sein könnte, das will ihm ja ganz und gar nicht möglich scheinen. Nicht 'mal dem Oberingenieur dürfen wir so 'was sagen oder ihm verrathen, daß wir wohl 'was auf dem Herzen haben. Wer nicht zufrieden ist, der kann ja gehn, heißt's denn, wir halten ja Keinen. Ja, lieber Gott, es geht sich doch nicht so leicht, wenn man Frau und Kinder hat und weiß nicht, wo unterkommen“ — Er strich sich über das spärliche, büschelweise über seinem Schädel vertheilte, staubgraue Haar hin. „Man ist doch so zu sagen auch 'n Mensch,“ setzte er mit einem kleinen Seufzer hinzu, „nicht bloß 'n Arbeiter.“

Gotthold nickte, während ein paar Falten sich auf seine Stirn gelagert hatten. „Gewiß will ich Sie gern heute Abend empfangen und anhören. Aber leider täuschen Sie sich in mir — oder wenigstens in dem Einfluß, den Sie mir zu-

schreiben. Trotzdem will ich Ihre Sache vertreten, wenn ich sie gerecht finde, so gut ich nur kann. Um was handelt es sich denn?“

„Ja,“ sagte der Arbeiter und kraute sich im Haar, „das ist nicht so mit zwei Worten gesagt, Herr Pastor. Es ist nur wegen der Neuzugezogenen und denn noch so allerlei, was sich allmählich aufgesammelt hat. Und weiter geht es so ja auf keinen Fall. Wenn das die Herren nicht einsehn, dann wird ja wohl manch Einer zu den Sozialen gehn, früher oder später. Und davor möchten wir Aeltern und was so die bessern Arbeiter sind, die Fabrik doch gern noch behüten. Heimlich freilich soll ja so schon Einer oder der Andere dazu gehören, und so wie der Herr Kommerzienrath sich das denkt, ist das ja überhaupt nicht bei uns, so ginge das auch gar nicht. Es ist da viel Verstellung bei und oben auf sieht manches anders aus, als unten drin. Das werden ja denn die Andern dem Herrn Pastor schon sagen, wenn er uns also annehmen will, die verstehn das besser, als ich. Und ich möcht' den Herrn Pastor jetzt auch nicht länger hier aufhalten. Bloß so viel möcht' ich noch sagen: es ist nicht bloß wegen uns, es ist ganz gewiß auch wegen der Fabrik und wegen Herrn Kommerzienrath selber, wenn wir möchten, daß was geschieht. Es nimmt sonst kein gutes Ende nicht — ne, ne.“ Und er wiegte sorgenvoll den Kopf.

Gottlieb erkundigte sich nach den Namen der übrigen Deputationsmitglieder, verabredete die Stunde, wann er sie empfangen wollte, und verabschiedete sich dann von dem Alten, der ihm vertraulich die Linke entgegenstreckte, mit warmem Händedruck. In trübem Sinnen stieg er weiter. Daß in den Willing'schen Werken, dieser Hochburg des patriarchalischen Regiments, wo Königstreue, Frömmigkeit und Sittenstrenge ein Bollwerk gegen die Umsturzbestrebungen der Zeit errichteten, in Wahrheit nicht alles so stand, wie es den Anschein hatte und wie sein Dunkel sich und der Welt einredete, hatte er schon lange geahnt. Sein Blick für die Wirklichkeit der Zustände um ihn her hatte sich im Laufe der Zeit verschärft,

und es war ihm, trotz des korrekten Verhaltens der Ingenieure und der Verschlossenheit der Arbeiter — vielleicht auch gerade deswegen — nicht entgangen, daß hier im Verborgenen manches anders war, als es sich nach außen hin zeigte. Mehr als einmal war er unter diesen Männern an die trotzige Verbissenheit von Sklaven erinnert worden, die knirschend ihre Pflicht thun, weil ihnen keine andere Wahl bleibt und die Peitsche des Aufsehers hinter ihnen ist, die aber gleichzeitig mit lauerndem Blick Umschau halten, ob sich ihnen nicht von irgenbwoher die Gelegenheit naht, den Nacken aufzurichten und die Ketten zu zerbrechen. Der scheinbare Frieden, der in diesen Arbeiterwohnungen herrschte, war ihm wie die dumpfe Stille vor einem Wetterausbruch vorgekommen. Aber immer wieder hatte er sich von den zuversichtlichen Berichten der Wertmeister und von dem siegesficheren Optimismus seines Onkels beruhigen lassen. Nun kam man, um sich bei dem Knechten des Allmächtigen zu beklagen und seinen Einfluß anzurufen, — und zwar waren es lauter verbiente und erprobte Arbeitsveteranen, die ihm ihre Sorgen und Befürchtungen vortragen wollten. Er konnte sich schon denken, um was es sich handelte. Aber ihnen helfen? Womit? Das Seinige wolle' er thun nach Pflicht und Gewissen, es auf einen harten Kampf mit seinem Onkel ankommen lassen, in dem ihrer Weiber jetzt so weit von einander abweichenden Lebensanschauungen noch schroffer auf einander stoßen würden, wie neulich, aber den Eisenwillen dieses Mannes zu brechen, dessen hoch liegende, ehrgeizige Pläne mit dem Menschenmaterial nicht anders, als mit dem todtten Material rechneten, durfte er nicht hoffen. Und dann — was würde dann kommen? Das Gleiche, was heute Hunderte mit ihm zu verhindern suchten, und von sich abwehrten, — aber nicht abwehrten mit den einzigen Mitteln, welche das Christenthum und die Humanität ihnen geboten und die Klugheit zugleich hätte ratthen sollen, sondern durch Gen darmen und Staatsanwälte, durch Zwangsmaßregeln und Gesetze. Und was, trotz aller Polizeimaßregeln und trotz alles Anstimmens gegen den mächtig wehenden

Sturm der Zeit, eines Tages dennoch kommen würde, alles vor sich niederretzend und zerschmetternd: Die Erhebung des vierten Standes, der sein Menschenrecht wollte und sich erzwang, grade wie hundert Jahre früher der dritte Stand, den heute längst Niemand mehr als minder berechtigt zu betrachten wagte, das Nämliche gethan hatte. Damals war dieser furchtbare, unabwendbare Befreiungskampf im blutigen Zeichen der Guillotine geführt worden. Heute war die gewaltige Zivilisationsarbeit der Menschheitsgeschichte um ein Jahrhundert weiter vorgeschritten. In welchem Zeichen würde der Kampf, dem heute alle Sehenden in athemloser Spannung zuschauten, diesmal geführt werden?

Die Höhe war erreicht, und Gotthold blickte von ihr auf die Dächer und Schöte unter sich herab, die im sommerlichen Nachmittagsfrieden, rauchüberdampft, ihm zu Füßen lagen. Heute noch die Arbeitsstätten ruhig und kraftbewußt schaffender Menschen, — würden sie über kurz oder lang zu Schauplätzen wilden Aufruhrs und barbarischen Blutvergießens werden, in dem die entfesselte Bestie wieder einmal über alle Forderungen und Siege der Menschlichkeit triumphirte? Und wenn es so wurde, auf welche Seite würden und müßten sie Alle sich schlagen, die durch Geburt, Erziehung und Bildung, wie durch eine tiefe Kluft, von den Männern getrennt waren, die dort unten, im Dienst der weltbeherrschenden Industrie, das Mark ihrer Knochen und die Kraft ihrer Jugend zu Markte trugen, und deren Herzen doch für das Wohl und Wehe dieser enterbten Brüder schlugen, als gäbe es nur ein einziges Ziel für sie Alle? Er wußte es nicht, aber der Tag würde kommen, und jeder würde sich entscheiden müssen, denn nicht eher würde Frieden werden, bis dieser große Entscheidungskampf zu Ende gekämpft war.

Mitten in sein ernstes Grübeln hinein drangen fröhlich jauchzende Kinderstimmen. Da drüben am Walbrand wurde richtig wieder getanz und gejubelt, zwischen den silbergrauen Stämmen sah Gotthold flatterndes Goldhaar und glühende Kindergesichter. Aber die Bank, auf der er damals mit Helga

Lehr gefessen, war heute leer. Demnach konnte er nicht annehmen, daß sie weit von hier sei, nur scheute er sich, eine ihrer kleinen Schutzbefohlenen nach ihr zu fragen, und wanderte statt dessen lieber auf's Gerathewohl eine Strecke weit in den Wald hinein. Er mußte es wohl auch richtig getroffen haben, denn schon nach einer kleinen Weile hörte er Helga's Stimme — diese ruhige, klartönige Stimme, die er so gut kannte, — ganz in seiner Nähe. Und dann sah er auch unter dem dichten Unterholz drüben etwas Helles aufschimmern. Aber das Mädchen war nicht allein dort. Und eben jetzt redete ihr Begleiter, mit dem sie, Beide Gotthold den Rücken zuehrend, in sichtlich eifrigem Gespräch zusammenstand, heftig und leidenschaftlich auf sie ein. Gotthold hörte nur einzelne von den Worten, die er sprach, denn seine Stimme, die ihm bekannt vorkam, klang wie erstickt von Aufregung, etwas wie ein Schluchzen war darin. Und dazwischen fiel hin und wieder immer ein besänftigendes Wort Helga's, das aber keine Wirkung zu üben schien. Gotthold war ein paar Sekunden lang wie betäubt. Dann erst besann er sich, daß er hier die unwürdige Rolle eines Lauschers spielte, wenn er bisher auch nur unzusammenhängende Sätze aufgefangen hatte, und wandte sich, um rasch den Rückweg anzutreten, wie auf der Flucht. Erst als er sich auf der Rasenbank draußen am Saum unter den Buchen niedergelassen hatte, besann er sich, was eigentlich geschehen sei. Das war doch wohl ein Liebespaar gewesen, das er da drinnen belauscht hatte. Ober der Mann wenigstens hatte das Mädchen bestürmt, ihn zu erhören, hatte ihr gesagt, daß er sonst ein verlorener Mann sei und sein verfehltes Leben nicht weiter tragen könne. Und sie — nun sie würde ihn wohl endlich doch erhören — wollte sich nur noch ein bißchen bitten, in seinen glühenden Betheuerungen noch weiter ihn erhitzten lassen, — wie das denn so Weiberart war. Und dann — er schlug ein kurzes, bitteres Lachen auf. Aber was ging denn das alles ihn an? Nur: Helga Lehr, als verliebtes Mädchen — es war seltsam, das konnt' er sich nicht denken. Und der Mann — wie konnt' es denn ein Mann

wagen, seine Hände nach diesem Mädchen auszustrecken? Plötzlich schlug er sich mit der Hand vor die Stirn. Welch ein Narr er doch war! Das war ja Kurt Wellmann's Stimme gewesen, die da vorher so heiß und leidenschaftlich erküßt an sein Ohr geschlagen war. Nun war ihm alles klar. Wer hätt' es auch sonst gewesen sein können? Helga und er — natürlich, sie hatten ja immer zusammengehalten, paßten ja zu einander, wie nur je zwei Menschenkinder auf Erden zu einander passen konnten. Daß er daran nicht eher gedacht hatte! Aber nun plötzlich kam ein heißer, wilder Schmerz über ihn. Eine neidische Eifersucht glomm in ihm auf. Verloren also — auf immer verloren! Und jetzt wußte er, daß er dies Mädchen liebte, immer geliebt hatte, — leidenschaftlich, sehnsuchtsvoll und verzehrend, daß er ohne sie keine Zukunft mehr für sich erträumen konnte. Eine dumpfe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seiner. Was wollte er hier? Weshalb war er überhaupt hierher gekommen, er wußte es nicht mehr, er stierte müde und verständnißlos vor sich hin. Und das Lachen und Lachen der spielenden Kinder drüben klang ihm, wie ein körperlicher Schmerz, im Ohre nach.

Als er dann langsam aufstand, um wieder den Heimweg anzutreten, sah er die Weiden, mit denen er sich in seinem wühlenden Schmerz beschäftigt hatte, eben aus dem Walde treten. Es war wirklich Kurt Wellmann, der da mit hängendem Kopf an Helga's Seite schritt. Wie ein glücklich Liebender, wie ein Erhörter sah er freilich nicht aus. Seine Augen glühten in einem Gesicht, das Gotthold noch fahler erschien als sonst, und seine Brust hob und senkte sich unter heftigen unregelmäßigen Athemzügen. Jetzt reichte ihm Helga beide Hände, und er stand, während Helga auf ihn einsprach, eine Weile mit vorgebeugtem Oberkörper vor ihr. Dann nickte er ein paarmal, wandte sich und ging mit schleppenden Schritten, gesenkten Kopfes, thalab.

Gotthold stand, die Hände auf dem Rücken ineinandergeschränkt, die Lippen fest geschlossen da und beobachtete diesen Abschied. Als Helga, die dem Davonschreitenden eine Weile

nachgeblickt hatte, sich umbrehte, stand sie Gotthold gegenüber. Sie erröthete heiß, während er seinen Hut küftete, ohne ihr die Hand zu reichen. Eine Weile wußten sie Beide nicht, was sie sprechen sollten. Sie sahen aneinander vorüber. Der muntere Kinderlärm drang zu ihnen durch die schwüle Nachmittagsstille, die mit drückender Lautlosigkeit über dem Meer von Wipfeln lag.

„Es ist schwül,“ sagte Helga endlich und strich sich mit dem Handrücken das Haar von den Schläfen zurück.

„Ja,“ erwiderte er und athmete tief auf, „es wird ein Gewitter kommen.“

Sie hatte sich, wie ermattet, auf der Rasenbank, von der er aufgestanden war, niedergelassen, während er sich nicht von seinem Plaze rührte. Ein früh welkes Blatt schwebte von den Zweigen über ihr in Helga's Schoß. Ihre Finger nahmen es spielend auf und unwillkürlich sagte sie: „Schon ein welkes Blatt.“ Dann war wieder Stille zwischen ihnen.

Plötzlich fragte er sie nach Niece Theben. In einer Art von selbstquälerischer Lust, für die er keinen Grund wußte. „Haben Sie das Mädchen wiedergesehn? Wissen Sie etwas von ihr?“

Helga zuckte die Achseln. „Sie ist nun öffentlich das geworden, was sie bis dahin heimlich war, sagt man mir.“

„Und Sie wissen doch, weshalb das Mädchen aus meinem Hause fortlief?“ Er sah sie mit einem fast ängstlich forschenden Blick an.

Sie lächelte ohne jede Verlegenheit. „Ich weiß, was die Welt darüber redet, wir leben in einer solch' engen Welt hier.“

„Und Sie glauben ihr nicht?“

Sie wandte ihm langsam ihr Gesicht zu, immer noch lächelnd, als wenn sie ihn fragen wollte: „für was halten Sie mich eigentlich? Was soll das alles?“ Beinahe mitleidig sah sie ihn an, eine Antwort gab sie aber nicht. Und auch er mußte zuletzt lächeln, ihm wurde ganz leicht zu Muthe, dann schwiegen sie wieder. Er hatte eine Frage auf den

Stippen, dieselbe, die ihm in der Seele brannte und bohrte, aber er wagte nicht sie zu thun. Mit welchem Recht hätte er es geburft? Und doch war's ihm, als müßte er Gewißheit haben und nur um deswillen sei er hier; alles andere war in ihm ausgelöscht und vergessen. „War das nicht Kurt Wellmann, der Sie vorher verlieh?“ fragte er plötzlich mit seltsam schwerem Athem.

Sie gab keine Antwort, sondern nickte nur. Erst nach einer Weile sagte sie, halb vor sich hin: „Er ist ein unglücklicher Mensch.“

„Und Sie hätten die Macht, ihn glücklich zu machen,“ warf er leise ein.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, er glaubt es. Aber man kann Keinen glücklich machen, ohne selber glücklich durch ihn zu werden. Das sind Täuschungen, in welchen sich weltfremde Poeten gefallen mögen, wir Kinder der Welt wissen, daß es Täuschungen sind.“

„Warum könnten Sie denn nicht glücklich durch ihn werden?“ fragte Gotthold mit leisem Beben der Stimme.

„Weil ich ihn nicht liebe.“ Sie sagte auch das so schlicht und ehrlich, wie alles Uebrige. Nur ein trauriger Ausdruck lag dabei in ihren Zügen; aber nicht von Scheu oder Scham; dies Mädchen war die unverfälschte Natur. Fast mit Bewunderung blickte er sie an. Aber ein erleichtertes Aufathmen wollte ihm immer noch nicht kommen, trotz ihrer Versicherung.

„Sie können vielleicht überhaupt nicht lieben,“ wollte er ihr sagen, aber er unterdrückte es wieder und sagte statt dessen: „Ich könnte Sie um Ihre schöne Ruhe beneiden, Fräulein Lehr.“

„Um meine Ruhe?“

„Ja. Ich finde, das ist doch das köstlichste Gut im Leben. Wir Andern werden von Stimmungen und Leidenschaften hin und her geworfen und werden so nur selten unsres Tages froh.“

Sie lächelte, aber es war ein wehmüthiges Lächeln. „Und Sie glauben, diese Ruhe — wie Sie es nennen —

wäre angeboren und nicht durch herbe Selbstzucht erst erkämpft und errungen? Sollten Sie so blind sein, Herr von Wenden? Die Kranken- und Sterbebetten, an denen ich schon gestanden habe, die Verkommenheit und das Elend in den Proletarierbehausungen, wo ich heimisch geworden bin, — die waren meine Lehrmeister. Und es sind gute Lehrmeister, glauben Sie mir, — vielleicht etwas hart zu Anfang. Aber dann lernt man stille werden.“ Sie blickte träumerisch vor sich hin. In Gotthold quoll etwas auf, er konnte seiner mächtigen Wallung nicht mehr Herr werden. „Fräulein Helga,“ kam es über seine zitternden Lippen, während er sich zu ihr herabneigte, „wissen Sie, daß ich Sie liebe?“

Er sah, wie es sie durchrüttelte, aber sie hob die Augen nicht zu ihm auf. Nur wie abwehrend schüttelte sie den Kopf. „Ja, ich liebe Sie,“ fuhr er fort. „Und wenn es Sünde und Verbrechen wäre, ich würde Sie dennoch lieben müssen, ich kann nicht anders. Und Sie, Helga, empfinden Sie nichts für mich — garnichts?“ Seine Stimme bebte vor verhaltenem Weh. Nicht einmal einen Blick hatte sie für ihn! Für den Andern hatte sie doch wenigstens freundliche Trostworte gehabt. Aber er — freilich er war ja ein Pfaffe. Seine Werbung kam ihr womöglich wie eine Herausforderung vor. Sie haßte ihn ja, sie war seine Widersacherin. Was wußte sie denn auch von den tiefgehenden Wandlungen seines Innern? „Helga,“ sagte er noch einmal, als sie immer noch schwieg, „haben Sie auch nicht ein einziges Wort für mich?“

Sie hatte sich noch tiefer herab gebeugt, sie wollte ihn nichts von dem Sturm gewahren lassen, der sie hin und her schüttelte, wie einen entwurzelten Baum. Seine hohe Meinung von ihrer schönen Ruhe würde dadurch mit einem Schlag zerstört werden, dachte sie bitter. Und so, nur mühsam die Bähne auseinanderbringend, sagte sie endlich: „Wir Zwei können niemals zusammenkommen, Herr Pastor von Wenden.“

„Ist das Ihre ganze Antwort?“ Er richtete sich hoch auf, alle Schwäche und alle Weichheit waren plötzlich von

ihm gewichen. Er schämte sich, schwach und weich gewesen zu sein.

„Welche andre verlangen Sie von mir?“ fragte sie, mühsam nach Fassung ringend, aber ihre Worte klangen grade um deswillen hart und metalllos. „Wir Zwei — wir haben nicht die gleichen Gedanken des Kopfes und nicht die gleichen Empfindungen des Herzens. Ich bin eine Heidin — in Ihrem Sinne. Ich weiß von Ihrem Gott nichts. Ich glaube nicht, daß Jesus ein Gott war. Für mich baut man keine Kirchen, und ich brauche keine Priester in ihnen. Wie könnten wir eins werden und ein gemeinsames Leben führen? Sie haben an das alles nicht gedacht, es hat Sie fortgerissen. Aber ich denke daran — um Ihret- und um meinerwillen. Zwischen uns thürmt sich's auf, wie ein völkerscheidendes Gebirge. Und wir könnten uns lieben, so heiß und so begehrend, wie nur je zwei Menschen sich geliebt haben: darüber könnten wir doch nie fort. Unfre Wege sind nicht die gleichen. Wie wollen Sie, daß Zwei, die auf getrennten Wegen wandern, wenn auch ihr Ziel das nämliche sein mag, glücklich mit einander werden? Ich glaube nicht daran. Und deshalb —“

Die Stimme schien ihr zu versagen, sodas ihre letzten Worte nur noch wie ein Flüstern klangen und seinem Ohr verloren gingen. Oder das Lärmen der Kinder, das sich jetzt besonders laut erhoben hatte, überhallte sie. Was kam übrigens auch noch darauf an, daß er sie vernahm? Er hatte ja nun seine Antwort, er brauchte keine andere. Und wenn er klug gewesen wäre, hätt' er sich vorher sagen können, daß ihre Antwort so und nur so lauten konnte. Ihr und sich hätt' er sie ersparen können, — diese peinliche Stunde überhaupt ersparen können. Statt dessen — freilich hätt' er ihr ja erwidern können, drängte es ihn, ihr zu erwidern: „Ich bin nicht mehr der, für den Du mich hältst — lange, lange schon bin ich ein Andern geworden, würd' es erst vollends werden, wenn ich Dich an meiner Seite wüßte, als meinen getreuen Lebenskameraden, — kein fanatischer Pfaffe mehr, sondern ein ehr-

licher Arbeiter am Wert der Zeit und ein Mensch im guten und großen Sinne des Worts.“ Aber er bezwang sich. Würde sie ihn denn glauben? Und sollte er bitten und betteln um Erhörung? Wenn sie ihn geliebt hätte, wenn sie auch nur einen Funken von Zuneigung und Vertrauen für ihn empfunden hätte, würd' es dessen nicht erst bedurft haben. Man kann einen Mann lieben, auch wenn man sich nicht in allem Denken und Fühlen mit ihm eins weiß, — Andre konnten das, die nicht so kühl und klar dachten, nicht bloß auf die Eingebungen ihres Verstandes, sondern auch die ihres Herzens hörten. Helga Lehr freilich nicht. Und er war zu stolz dazu, ihre Gunst zu erflehen. Wer noch überlegen und abwägen kann, wo die heiße Leidenschaft eines Herzens zu ihm redet, der liebt nicht, der hat schon bewiesen, daß er nicht liebt. Und weiter hatte er ja nichts wissen wollen, als dies — dies Eine. Es war also entschieden und er ein Narr gewesen, auch nur ein paar Herzschläge lang glauben zu können, sie liebe ihn, weil sie jenen Andern nicht liebte.

Das alles wirbelte und wühlte in Sekundenhaft durch sein Hirn, während sein Herz athemraubend klopfte. Dann hatte er sich gefaßt. „Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit,“ sagte er mit erzwungener Kühle, „Sie haben gewiß recht, ich vergaß mich.“ Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn hin. „Und es hätte ja nicht einmal dieser herben Lehre bedurft, daß wir Zwei nicht einander gehören, Sie hätten mir einfach sagen können, wie jenem Andern, daß Sie mich eben nicht lieben. Leben Sie wohl — vergessen Sie diese Stunde!“ Noch eine Sekunde lang wartete er, ob ihm nicht doch vielleicht ein rascherer Athemzug ihrer Brust, ein Blick, ein unwillkürlicher Laut verrathen werde, daß sie etwas für ihn empfinde — und wenn es nichts war als Mitleid; — aber sie rührte sich nicht, sie war wie versteinert. Und so ging er von ihr, noch ehe ihr ein Lebewohl von den Lippen gekommen war. Mit raschen Schritten eilte er thalab, um nur erst aus dem Bannkreis ihrer Nähe zu kommen. Und immer noch hallte der Kinderlärm ihm nach, als ob er ihn höhnen wollte. Erst als er

enblich hinter ihm verstummt war, verlangsamte Gotthold, schwer aufathmend, seine Schritte. Es bohrte und pochte ihm in den Schläfen, seine Kniee wankten. „Vorüber,“ hallte es in ihm. Er begriff jetzt plötzlich nicht mehr, wie er es überhaupt so weit hatte kommen lassen, weshalb er sich dieser Beschämung ausgesetzt hatte. Er hätte ja wissen müssen, wie es stand — mit sieben Siegeln hätte sein Mund verschlossen bleiben müssen, — und wenn ihm das Herz darüber gebrochen wäre. Wie sollt er nun je wieder die Augen vor diesem Mädchen aufschlagen? Würd' ihm nicht alle Welt seine Schmach von der Stirn ablesen? Wie die in seinem Blut brannte und brannte! Was frommte es, daß er sich selber zurief, nun könne und solle erst vollends all' sein Sinnen und Trachten den leidenden und darben den Brüdern gehören, denen er sein ungetheiltes Herz und sein volles, heißes Liebesempfinden entgegenbringe? Wen wollt' er damit täuschen? Arbeiten im Sinne werththätiger Menschenliebe, so lange er noch eine Hand regen konnte, — ja, das wollt' er, und das war ein Lebensinhalt und eine Lebensaufgabe; aber das mochte ja wohl den Schmerz betäuben, — den Schmerz lindern, die Wunde vernarben lassen konnt' es nicht, — auch das nicht. Und dann also tragen und leiden, — diese große Tragikomödie, Leben genannt, zu Ende bringen, mit so viel Anstand und Haltung, wie es sich nur immer thun ließ. Vorüber!

XVIII.

Als die Arbeiterdeputation kam, trat Gotthold ihr mit ruhiger Miene entgegen. Er sah blaß und ernst aus, aber von dem Kampf, der in ihm gewütht und ihn auf den Boden seines Zimmers niedergeworfen hatte, wo er, in stummer Qual die Zähne zusammenbeißend, gegen seinen wüthenden Schmerz angerungen hatte, konnte Niemand mehr eine Spur in seinen Zügen entdecken. Er schüttelte den drei Männern die Hand, hieß sie willkommen und ließ sie sich setzen. Was er für sie thun könne, würde er thun, aber man solle nicht glauben, daß dies viel sei; sein Onkel, der Kommerzienrath, lasse sich nicht dreinsprechen, am wenigsten von ihm, wenn es sich um geschäftliche und praktische Dinge handle. Man solle aber nur frei reden und mit nichts hinter'm Berge halten.

Außer dem Alten, der den Arm in der Binde trug, und der sich jetzt am weitesten zurückhielt, waren noch ein älterer und ein jüngerer Arbeiter erschienen. Der Erstere, der ein sahles, verwittertes Gesicht und seltsam tiefliegende Augen hatte, ging gekrümmt an einem Stock, während der Andre ein breitschultriger Bursche mit kurzem, lichtbraunem Vollbart und intelligenten Zügen war, der um die Erlaubniß bat, stehen bleiben zu dürfen, während die Andren sich setzten, es rede sich dann viel leichter.

„Wollen Sie denn das Wort führen?“ fragte Gotthold ihn.

„Ja, ja,“ sagte der mit dem krummen Rücken, „es ist

mein Neffe, der versteht's am besten. Joachim Helfert heißt er. Und er weiß, wie wir's meinen, wenn er auch noch jung ist."

Auf eine Handbewegung Gotthold's fing der Arbeiter dann zu sprechen an. Es war nicht viel Neues für Gotthold, was er vorbrachte, das meiste hatte er sich schon ohnehin selber im Stillen zusammengereimt. Die berühmten Willingschen „Statuten“ drückten auf die Arbeiter und engten sie in ihrem Thun und Treiben so ein, daß sie nach mehr Freiheit verlangten. Vieles, was früher zu Recht bestanden haben mochte, hatte sich allmählich überlebt und wurde jetzt als Willfür empfunden. Daß man die Zeitung nicht lesen durfte, die einem gefiel, sondern nur, — wenn überhaupt eine, — diejenige, welche der Kommerzienrath für zuträglich hielt, ein konservatives Volksblättchen, nach dem man annehmen mußte, daß es eine soziale Frage im deutschen Reich nicht gab und für die arbeitende Bevölkerung, sowohl von der Regierung, als von den einzelnen Fabrikherrn, in der auskömmlichsten Weise gesorgt sei, während die Landwirthe kaum mehr das tägliche Brot hatten, der Kommerzienrath sollte der eigentliche Eigenthümer des Blattes sein, — mochte noch hingehn. Aber daß man auch die Wirthschaften nicht besuchen durfte, wo andre Zeitungen gehalten wurden, oder deren Eigenthümer ihrer Gesinnung nach nicht unverbächtig waren, ging den Arbeitern denn doch gegen den Strich. Schließlich waren sie doch keine Kinder mehr, die man am Gängelbände führen konnte, wollten vielmehr wissen, wie es in der Welt aussah, und sich mit ihren Kameraden von außerhalb beim Bier einmal frei aussprechen dürfen. Von denen aber wurden sie nun gehänselt, und es kam alle Augenblicke zu häßlichen Reibereien, sogar zu Schlimmerem, überdies wurde das Verbot natürlich im Geheimen fortwährend übertreten. Und dann waren nun solche erbärmlichen Kerle da, die gaben sich zu Spionendiensten her und denunzirten die Uebelthäter, die sofort aus der Arbeit entlassen wurden, wie es die Statuten vorschrieben. Was das für böses Blut gab! Und alle diese Leute liefen dann den

Sozialdemokraten in die Arme und vermehrten das unruhige Proletariat in der Stadt, aus dessen Mitte immer wieder neue Verführung an die ordentlichen Arbeiter herantrat. Schließlich kam's dahin, daß man seinem eigenen Vater oder Bruder nicht mehr traute. Wenn der Kommerzienrath glaubte, sich nicht so auf seine Arbeiter verlassen zu können, — mit Zwang und Absperrung erreichte er's doch gewiß nicht. Die verständigen Leute wußten schon, was noth that und hielten sich danach, aber einen Kordon um sich ziehn lassen, als wenn man eine ansteckende Seuche hätte, — das wollten sie nicht, das ließ sich mit der Zeit nicht mehr durchführen. Früher mochte dergleichen möglich gewesen sein, jetzt stiftete es nur Uebles. Wenn der Kommerzienrath seinen Arbeitern Freiheit gelassen hätte, wie es selbständigen, ehrlich arbeitenden Menschen zukam, wären sie aus Dankbarkeit und Ehrgefühl gewiß nicht zu den Sozialisten gelaufen, jetzt aber —

Als der Sprecher Gotthold hierbei abbrechend einen schrägen Blick zuwarf, fragte dieser ruhig: „Nicht wahr, es sind viele geheime Sozialdemokraten unter ihnen?“

Darauf erhielt er die Antwort: „Das will ich meinen, Herr Pastor!“ Und dann bemühte sich Joachim Helfert, vertrauensvollst Gotthold auseinanderzusehen, daß die überstrenge Zucht, in der der Kommerzienrath seine Leute halten wolle, diese geradezu dazu treibe. Außerhalb der Arbeitszeit wollten die Leute eben freie Menschen sein und über sich bestimmen können, wie Andre, nicht sich als Hausthiere oder Sklaven fühlen. Und grade das Heimliche hatte erst recht Reiz für sie. Aus Trotz und um die Aufseher zu ärgern, aus Lust daran, sie zu hintergehn, und um sich auf ihre Selbstbestimmung etwas zu Gute zu thun, wurden Leute, die sonst nie daran gedacht hätten, Sozialdemokraten, — gar nicht einmal aus Ueberzeugung, denn daß Einem dort bloß goldene Berge versprochen wurden, es mit dem Halten aber übel ausfiel, wußten die Meisten ganz gut. Nur daß es so nicht bleiben konnte, daß es anders werden mußte, als es war, darin stimmten sie mit den Sozialdemokraten überein. Da war unlängst

der Fall vorgekommen, daß Einer von der Fabrik entlassen worden war, weil er eine Destille besucht hatte, die sein eigener Bruder hielt, der auf der „schwarzen Liste“ stand. Ein Anderer hatte ein Liebesverhältniß mit einer Handwerker Tochter, und der Vater hatte in einer sozialistischen Versammlung einmal in die Debatte eingegriffen; das hatte schon genügt, dem Mann die Wahl zu stellen, ob er aus der Arbeit gehn oder das Verhältniß lösen wollte. Und ähnlich ging's alle Tage. Die Werkmeister hatten nicht Augen genug, um aufzupassen. Da war's natürlich, daß man sie an allen Ecken und Enden betrog und sich sogar ein Gewerbe daraus machte, ihnen auf der Nase herumzutanzten. Wie viele Nummern sozialdemokratischer Zeitungen in die Willing'schen Werke eingeschmuggelt wurden, war gar nicht zu sagen. Selbst beim Militär sollte das ja vorkommen, und da paßte man doch noch ganz anders auf. Solche Dinge waren eben nicht radikal zu verhindern. Wenn man Freiheit gehabt hätte, zu thun und zu lassen, was man wollte, würden Viele an diesen Heftartikeln und grellen Ueberschreitungen wahrscheinlich wenig Freude gehabt haben, denn die brachten Einen ja um keinen Schritt weiter, so aber fand man eine Genugthuung darin, sich an all diesen Brandreden zu erhitzen, während die Herren Ingenieure und vor allem der Kommerzienrath selber glaubten, daß es keine ruhigeren und zufriedeneren Leute gäbe, als die Willing'schen Arbeiter. Wenn es hier einmal losbrach, waren die im Gegentheil so gut vorbereitet und geschult, wie keine Andern.

Und dann das Heirathsverbot! Da war wiederum ein neuer Zündstoff. Gemeint war es ja gewiß nur gut. Das Elend, das aus dem vorzeitigen Heirathen entsprang, wenn die jugendlichen Arbeiter noch keine Familie ernähren konnten, sollte verhindert werden. Aber was war nun die Folge? Heilige waren die jungen Leute doch nun einmal nicht. Also lebten sie mit ihren Mädchen, ohne Standesamt und Kirche, zusammen, und an unehelichen Kindern war grade kein Mangel. Dabei wurde das Elend aber erst recht groß, denn eines schönen Tages gingen die Durschen, denen die Nahrungsforgen

über den Kopf wuchsen, einfach auf und davon, und Niemand hatte das Recht, sie zu halten. Die Eltern der Mädchen, die auf solche Weise in's Unglück kamen, wurden dann rebellisch, schimpften über die Statuten, die alles verschuldet hatten, und liefen, statt in die Kirche, in die sozialdemokratischen Versammlungen oder zu den Freireligiösen. Kurz: es entstand nur Unheil daraus. Und jetzt — Gotthold wußte das ja wohl — hatte ein Zugug von lauter neuen Arbeitern stattgefunden, weil man gewaltige Bestellungen zu erledigen hatte und die großen Streiks in Westfalen viele Arbeiter brodlos gemacht hatten, die nun, um jeden Hungerlohn, sich anwerben ließen, um nur irgendwo unterzukommen. Das war aber natürlich nur für den Anfang. Wie lange hätte es denn dauern können, bis sie einsahen, daß sie hier unentbehrlich waren und dann daraufhin ihre erhöhten Lohnforderungen geltend machten und die alten, ansässigen Arbeiter mit sich fortzogen? Die Arbeiter waren heutzutage keine bloßen Maschinen mehr, die wußten ganz genau, was sie werth waren und was von ihnen abhing; die Sachlage hier hatten sie im Umsehn durchschaut. Der Kommerzienrath dachte, die Neuen würden von den Alten mit im Zaum gehalten werden. Aber die Alten waren gar nicht so lammfromm und geduldig, wie er sich's dachte; im Gegentheil: da bedurfte es nur eines ganz kleinen Anstoßes, dann hatten die Neuen mit ihren Umsturzideen, die sie von draußen mit hereinbrachten, das Oberwasser. Sobald man den Leuten erst klar machte, wie viel besser sie es haben konnten, wenn sie wollten, und daß man sie draußen auslachte, weil sie sich hier diesen unnatürlichen Zwang noch gefallen ließen bei allem niedrigen Lohn und despotischer Behandlung, war das Unglück da. Denn ein einziger Funke reichte hin, um die Explosion herbeizuführen, Zündstoff lag seit Jahren berghoch angehäuft und wurde noch jeden Tag von draußen herzugetragen. Deshalb — um endlich einmal zum Schluß zu kommen: hier thut eilige Hülfe noth, wenn nicht alles verloren sein sollte. Die Sozialdemokraten wußten das ganz gut. Sie hatten es jetzt mit allen Mitteln darauf angelegt, einen großen Schlag

zu thun, hatten einen ihrer geschicktesten Apostel aus Berlin kommen lassen und betrieben die Agitation im Großen. Schon daraus konnte Jeder, der nicht gradezu blind war, sehn, wie die Dinge standen, denn diese Herren hatten stets die beste Witterung und wußten, wann die Früchte reif genug waren, um ihnen in den Schooß zu fallen. Die Unzufriedenheit brach mit einem Mal an allen Orten zugleich aus. Es war hundert gegen eins zu wetten, daß heute Abend die Versammlung vielfach von Willing'schen Arbeitern besucht werden würde, und der Erfolg würde kaum ausbleiben.

„Und die Wertmeister und Ingenieure?“ erkundigte sich Gotthold. „Begreifen die nichts davon, wie die Sachen stehn und wohin sie führen werden?“

Der Arbeiter, der klar und ruhig gesprochen hatte, nur hin und wieder ein paar Schritte durch's Zimmer thugend oder mit einer heftigen, ungeschickten Handbewegung die Luft durchschneidend, — während die beiden Alten ihm manchmal zustimmend zunickten, im Uebrigen aber in sich versunken auf ihren Rohrsthühlen hockten, — zuckte jetzt mit einem finstern Blick die Achseln. „Ich weiß nicht,“ sagte er. „Wollen sie's nicht einsehn oder können sie's nicht? Sind sie zu bequem, um etwas zu ändern, oder haben sie keinen guten Willen? Vielleicht fürchten sie auch nur den Herrn Kommerzienrath, der ja wohl eher an den Einsturz des Himmels glauben möchte, als daran, daß nicht alles zum Besten auf den Werken steht und von ihm eingerichtet worden ist. Thatsache ist jedenfalls, daß Keiner so thut, als merkte er was von dem, was vorgeht, und mit dem Herrn Kommerzienrath gar drüber reden — lieber beißen sich die Herren die Zunge ab, glaub' ich. Bloß Herr Ingenieur Maywald — der sieht alles und weiß alles. Aber zu dem haben wir am allerwenigsten Vertrauen, mit wem der's hält, weiß kein Mensch. Manche sagen ja, er wär' selber Sozialdemokrat und einer von den Allerschlimmsten, und sie hätten ihn als Spion bei uns untergebracht. Sogar für'n verkappten russischen Nihilisten haben sie ihn schon ausgegeben. Na, das mag nun sein, wie's will, unser Mann ist er gewiß

nicht. Und unter den Werkmeistern sind auch nur Angsthasen oder unsichere Kantonisten, die so oder so im Trüben fischen möchten. Und da haben wir, die wir es rechtchaffen gut mit der Fabrik meinen und keine Sozialdemokraten sind, denn keinen andern Rath mehr gewußt, Herr Pastor, als daß wir uns an Sie wenden. Sie sind, sozusagen, als unser Seelsorger und auch als Nefte vom Herrn Kommerzienrath der Nächste dazu. Um uns handelt sich's ja gar nicht allein, sondern um den Herrn Kommerzienrath ganz zuerst. Wenn der nicht rechtzeitig einlenkt —“ Er machte eine unbestimmte Bewegung, fast als ob Einer gehängt werden würde.

„Was soll ich ihm also sagen?“ fragte Gotthold. „Was verlangen die Arbeiter?“

„Lohnerhöhung und Aufhebung — zum Mindesten erhebliche Milderung der Statuten, Herr Pastor. Ohne das geht's nicht. Die Arbeiter wissen ganz gut, was für die Fabrik grade jetzt auf dem Spiel steht. So dumpf und stumpf leben wir heute nicht mehr hin, daß wir nicht sehn sollten, worauf es ankommt. Bloß unsre Arbeit thun und uns im Uebrigen um die Dinge nicht kümmern, die in den Werken vorgehn, — das giebt's nicht, dafür sind zu viele kluge Köpfe unter uns. Nun ist uns also ganz klar, daß große Bestellungen vorliegen und Tag und Nacht gearbeitet werden soll und so billig wie möglich. Und wenn die Lieferung nicht rechtzeitig erfolgt —“ Er blies durch die aufgespreizten Finger seiner Hand. „Der Herr Kommerzienrath denkt, die neuen Arbeiter werden froh sein, daß sie nur überhaupt untergekommen sind und sich mit unsren niedrigen Lohnsätzen begnügen. Die denken aber am allerwenigsten dran, die wissen am besten, daß es ohne sie gar nicht geht und stacheln die Uebrigen noch an. Hier handelt sich's bloß noch darum, wer dem Andern zuvorkommt. Wenn der Herr Kommerzienrath kein Einsehn hat, hat er verspielt, noch hat er alles in der Hand, aber wie lange? kann kein Mensch wissen. Wenn Sie ihm das alles so vorstellen wollten, Herr Pastor — recht eindringlich und recht ernst — denn es ist bei Gott eine ernste Sache —“

„Gewiß will ich das und gleich morgen. Heute Abend ist das Fest im Kasino. Sie dürfen sich darauf verlassen, daß ich Ihre Sache mit warmer Entschiedenheit führen werde. Aber es ist meine Pflicht, Sie vorzubereiten, daß ich keinen nennenswerthen Einfluß auf meinen Onkel besitze, — neuerdings gewiß nicht. Und wenn er sich schon von Fachmännern nicht rathen läßt, wieviel weniger wird er mir erlauben, ihm einen Rath zu geben! Ich sage Ihnen das nur, damit Sie und die hinter Ihnen stehn, sich keinen übertriebenen Hoffnungen hingeben, das Meinige werde ich trotzdem thun, — nach Pflicht und Gewissen.“

Er reichte den drei Männern, der Reihe nach, die Hand, dankte ihnen, daß sie gekommen waren, und ließ sich im Einzelnen von ihnen noch die Lohnsätze erklären, wie sie jetzt auf den Werken maßgebend waren, und eine Erhöhung dringend verlangten. Dann entließ er sie. Wenn er die sozialistische Versammlung, die für heute Abend zusammenberufen war, noch besuchen wollte, war es Zeit geworden, zu gehn. Man erwartete ihn freilich im Kasino und würde aus seinem Ausbleiben allerlei Schlüsse ziehn, die nichts weniger als günstig für ihn waren; aber das konnte ihn nicht abhalten, seinem Verlangen nachzugeben. Heute sich, nach dem, was er erlebt, unter diese festfröhlichen Menschen zu mischen, wäre ihm ohnehin unmöglich gewesen. Sein Leben gehörte jetzt ganz der Sache der arbeitenden Brüder, und er mußte also die hören, die das Lösungswort gefunden zu haben glaubten, womit sie ihnen Hilfe bringen konnten.

Er trank noch ein Glas Wein, nahm seinen Hut und ging. Es war, trotz der späten abendlichen Stunde, immer noch erstickend schwül draußen. Kein Stern am Himmel, kein Lufthauch in den Gassen. Gotthold schob den Hut, den er sich tief in die Stirn gerückt hatte, um womöglich von Niemand erkannt zu werden, wieder in den Nacken zurück. Der Schweiß perlte ihm beim raschen Gehn an den Schläfen. Er mußte in der Nähe des Kasino's vorüber und sah die hell erleuchteten Fenster des Untergeschosses in die Nacht hinaus-

grüßen. Gedämpfte Musik klang herüber. In langer Reihe hielten vor dem zeltüberdachten Portal die Wagen, neugierige Gassenjungen mühten sich, bis zum Außengesims der Fenster hinaufzuklettern, um einen Blick in's Innere zu thun, allerlei Gaffer standen im Halbkreis zusammen. Gotthold bog hastig in die Seitengasse ein und überholte hier ein junges Paar, das, eng aneinander geschmiegt, aber gleichfalls in beschleunigter Gangart die Gasse hinabeilte. Als die Weiden seine raschen Schritte hinter sich gehört hatten, hatte das weibliche Wesen, das am Arm des Mannes hing, Mantel und Kapuze, in die sie, trotz der Schwüle, gehüllt war, instinktmäßig fester um sich gezogen und ihren Kopf an die Schulter ihres Begleiters verdeckt. Gerade deshalb aber weckte sie eine flüchtige Regung der Neugierde bei Gotthold, der nun im Vorüberschreiten einen Blick auf die Weiden warf und in dem Mann, trotz der Zivilkleidung und des hochgeschlagenen Rocktragens, den Leutnant von Brendendorf zu erkennen glaubte.

Die Dame neben ihm trug unter ihrem Theatermantel eine auffallend glitzernde Toilette, wahrscheinlich ein besonders prächtiges Ballkleid oder ein Kostüm, von dem man einen breiten Saum unten hervorschimmern sah. Vermuthlich wollte sie zum Kasino-Fest. Nur, daß die Liebenden dann den grade entgegengesetzten Weg einschlugen, nahm ihn Wunder. Hier gelangte man zum Bahnhof. Sollte das Fest schon aus sein? Es konnte ja kaum begonnen haben. Oder benutzten die Weiden, die ein heimliches Liebespaar sein mochten, nur eine Pause desselben, um sich in der menschenleeren Gasse rasch ein Stelldichein zu geben? Was ging es ihn an? Nur daß ihm die schlankte Gestalt des Mädchens bekannt vorgekommen war und er noch, als er um die Ecke gebogen und das Paar hinter ihm verschwunden war, darüber nachdenken mußte, weshalb das der Fall gewesen? Eine Sekunde lang dachte er an Magdalene Meinert. Aber was hatte die mit dem Leutnant Brendendorf zu schaffen? Dann fiel ihm Baleska von Willing ein. Nur daß es der am allerwenigsten gelingen würde, die väterliche Wachsamkeit so zu täuschen, um eine heimliche Promenade

mit einem ihrer Courmacher zu unternehmen. Er mußte sich also doch wohl geirrt haben und kannte die Begleiterin des jungen Offiziers gar nicht.

Seine Aufmerksamkeit wurde ohnehin jetzt von den Weiden durch einen Menschenschwarm abgelenkt, der sich ihm gerade entgegenwälzte und sich aus dem Vergnügungsetablissement ergoß, in welchem die sozialdemokratische Versammlung hatte stattfinden sollen. Laut schimpfend, fluchend und drohend drängten die Leute die Straße hinauf. Gotthold erfuhr, daß der Wirth in letzter Stunde natürlich auf eine Pression von oben hin, — wenn er nicht gar bestochen war! — das Lokal für die Versammlung verweigert habe, und daß nun in aller Eile ein andres dafür ausgeräumt würde, — Wendler's Tanz- und Konzert-Halle in der Hafengasse. Die Leute waren alle sehr aufgebracht. Dem Wirth hier sollte man die Fenster einwerfen, meinten sie. Und bereuen würd' er seinen gemeinen Wortbruch auch noch, denn die Partei würde ihn boykottiren, und dann mochte er sehn, wie er ohne die Arbeiter fertig würde. Uebrigens: was das für eine Dummheit war, zu glauben, die Verweigerung des Lokals würde die Versammlung überhaupt verhindern! Als ob sie zur Noth nicht unter freiem Himmel tagen würden, wie die Freireligiösen, und wenn selbst Blitz und Donner und Regengüsse kämen, wie bei der Sündfluth! Mit solchen Chikanen schaffte man den Sozialismus denn doch nicht aus der Welt.

Unter solchen Neben zog man in die Hafengasse. Gotthold war mitten in's Gewühl gerathen und ließ sich treiben. Die Gesichter um ihn her waren ihm fast alle fremd; es mußten die neuen Arbeiter sein, die zur Versammlung geströmt waren, nur hie und da stieß er auf ein bekanntes Gesicht, ihn selber schien noch Niemand gewahrt zu haben. Das Wendler'sche Konzertlokal lag der Rückfront des Kasino's schräg gegenüber, und man hörte den Festlärm aus demselben herüberschallen. Durch die strahlenden Fenster brach der Schimmer der Kronleuchter, rasendes Händeklatschen und ein Tusch des Orchesters mußten drinnen eben ein gelungenes Bild feiern, das die

patriotische Begeisterung wach gerufen hatte. Gotthold sah, wie sich in dem Haufen um ihn her verschiedene Fäuste ballten und die Mienen finster verzerrten. Einzelne Stimmen ließen sich hören: „Der Jubel wird bald zu Ende gehn“, „Euch werden wir lehren, Feste feiern, während das Volk hungert“ und ähnliche mehr. Da man draußen warten mußte, bis der Saal vollends für die Versammlung hergerichtet war und die nöthigen Formalitäten erfüllt waren, wuchs in der sich stauenden Masse der gährende Unwille gegen die lärmende Feier da oben an und gab sich in Murren, Zurufen und drohenden Blicken oder Bewegungen kund. Schließlich schlug Einer vor, ein Bombardement mit Steinen gegen die Saalfenster drüben anzufangen, und nur, da sich grade jetzt die Pforten des Saales aufthaten und die ungeduldig wartenden, durch den Jubel drüben immer mehr erbitterten Leute hereinströmen konnten, blieb der Vorschlag, der sofort allgemeinen Anklang gefunden hatte, unausgeführt. Mitten unter den Uebrigen wurde auch Gotthold, wie auf einer Woge, hereingetragen.

Im Umsehn füllten sich die Bank- und Stuhl-Reihen, während die Petroleumlampen an den Wänden noch angezündet wurden. Auf dem Podium, wo noch einige in die Ecke gerückten Noterpulte standen, hatte schon der darüber wachende Polizeileutnant Platz genommen, derselbe, den Gotthold noch von der Schreckensnacht in der Theben'schen Kellerwohnung kannte; auch der Schuhmann, der damals die Nacht dort verbracht hatte, und jetzt, sein Notizbuch aus der Brusttasche ziehend, sich dicht neben dem Rednerpult niederließ, war zur Stelle. Die Helme der Weiden bildeten auf dem kleinen Holztisch, hinter dem sie saßen, gleichsam eine Mauer, mit der sie sich gegen die Versammlung verschanzten.

Unruhiges Gewoge erfüllte den Saal. Gotthold hatte sich in einer dunklen Ecke des Hintergrundes niedergelauert, um möglichst unbemerkt zu bleiben, sehn konnte er alles von hier. Der Saal war schon bis auf den letzten Platz gefüllt, und noch immer drängten von draußen neue Schaaren nach. Man mußte die Thüren offen lassen, damit draußen auf dem

Vorflur noch die Leute stehn und zuhören konnten. Alle Fenster waren geöffnet, aber die dumpfe Schwüle war trotzdem erdrückend. Die Meisten rauchten, Einige zogen auch eingewickelte Butterbrode und die Schnapsflasche hervor; um hier ihre Abendmahlzeit zu halten. Frauen waren nur vereinzelt anwesend, einige, die sogar ihre Kinder hatten mit hereinbringen wollen, waren am Eingang zurückgewiesen worden. Gotthold überzeugte sich bei raschem Umblick davon, daß die Mehrzahl aller Anwesenden aus Willing'schen Arbeitern bestand, auch aus solchen sich rekrutirte, welche zum alten und bewährten Stamm der Werke gehörten, freilich mochte diese bloß die Neugierde hergetrieben haben, aber jedenfalls übertraten sie hierdurch schon die berühmten Willing'schen Statuten. Und dann gewahrte er viele bekannte Gesichter aus dem Flußviertel. Die Meisten hatte er schon bei Kurt Wellmann's Versammlung, damals auf dem Arthursberge, gesehn; auch den verstümmelten Wilhelm Sauter hatten seine beiden Schwestern in seinem Schiebswagen hierher gefahren, und überall wurde ihm bereitwillig Platz gemacht, damit er bis nach vorn gelangte, wo er unter dem Gebränge weniger zu leiden hatte. Dann war der Barbier Bödow da, der sogar einen Posten im Komitee bekleidete und unter den Einberufnern der Versammlung war; mit wichtiger Amtsmiene, gestikulirend und schwäzchend, humpelte er bald auf's Podium, bald zwischen den Reihen umher, es war, als ob er durch Wort und Geberden Jedermann von vornherein klar machen wollte: heute geht was Besonderes vor und einer der Hauptbetheiligten dabei bin ich. Kurt Wellmann konnte Gotthold nicht entdecken. Dagegen gewahrte er Konstantin Maywald, der, mit über der Brust verschränkten Armen, an einen Posten der Seitenwand drüben gelehnt stand und mit kalter Ruhe die Versammlung überblickte. Statt der verächtlich-abwehrenden Mienen, die Gotthold, bei Kurt Wellmann's Rede auf dem Arthursberg, damals an ihm wahrgenommen zu haben meinte, lag heute ein gespannt lauerner, fast ungeduldiger Zug in seinem Gesicht.

Endlich waren alle Formalitäten erlebigt, das Bureau

hatte sich konstituiert, und Barbier Böbow, voll durchdrungen von der Würde und Wichtigkeit seiner Aufgabe, eröffnete die Versammlung, indem er volle Redefreiheit und unumschränktes Gastrecht für Jedermann zusicherte, zugleich aber bringend bat, sich aller lärmenden Kundgebungen zu enthalten, um der Polizei keinen Vorwand zur Auflösung zu bieten. „Die da drüben lärmten ja schon genug,“ krächte er mit seiner, alle Augenblicke sich überschlagenden, Stimme in die Versammlung hinein, die ihm lachend Beifall klatschte. Sodann erteilte er sofort das Wort dem Zigarrenarbeiter und Schriftsteller Heinrich Berg aus Berlin zu seiner angekündigten Rede über die gegenwärtige, soziale Stellung der Arbeiter, mit besonderer Berücksichtigung der hiesigen Verhältnisse. Auf diese Ankündigung hin erfolgte ein vereinzelt Bravo.

Dann betrat der bekannte Berliner Agitator die Rednertribüne. Er war ein noch junger, mittelgroßer Mann, mit dünnem, rothblondem Haar und unregelmäßig gestutztem, gleichfarbigem Vollbart. Ein Paar lichtblaue Augen, die in einem fahlen, hier und da mit Sommerprossen bedeckten, aber wohlgebildeten Gesicht standen, blickten klug und kühl. Er trug einen ziemlich schäbigen, grau gesprenkelten Sommeranzug, hatte die rechte Hand in der Hosentasche und war völlig ungezwungen in Haltung und Benehmen. Als sein Erscheinen mit Hände-klatschen begrüßt wurde, verneigte er sich lächelnd. Dann fing er, unter lautloser Stille, zu sprechen an.

Er hatte ein tiefes Organ, das anfangs etwas verschleiert klang und das er auch sichtlich zu schonen bemüht war, aber man verstand, im hintersten Winkel, jedes seiner Worte. Er sprach ganz ungekünstelt und natürlich, als ob er sich mit seinen Genossen unterhalten wollte. Pathos und Phrase blieben völlig aus, nicht einmal eins der bekannten Partei-Schlagwörter fiel, es wurde nicht geschimpft, nicht gebonnert und nicht gedroht; im gemüthlichen Plauderton erzählte der Mann da oben von seinen Erlebnissen auf seinen jüngsten Reisen in die Industriebezirke. Es klang alles völlig unvorbereitet, aber doch war jedes Wort klug gewählt, und ein leises Anschwellen der

Stimme, eine Pause, ein wehmüthiger Ton, der dazwischen angeschlagen wurde, bewiesen, daß der Redner vorher seine Wirkungen berechnet hatte. In großen Zügen schilderte er die Lage der Arbeiter, wie er sie gefunden hatte, ohne zu starke Farbe aufzutragen, aber mit allerlei lichten Ausblicken in eine bessere Zukunft, die ihnen winkte und für die sie wirkten. Seine Schilderung wurde erst eindringlicher, als er von den Zinkhütten Oberschlesiens erzählte, die er neulich besucht habe. Als er sich von fern, durch das flache Land, ihnen genähert habe, sei er auf weite Waldstrecken aufmerksam geworden, die ausschließlich aus niedrigem, verkrüppeltem, wipfelbürrern Nadelholz bestanden hätten; es sei ein unsäglich trister Anblick gewesen, und auf seine erstaunte Frage habe ihm sein Gewährsmann geantwortet, daß der Zinkrauch das Wachsthum dieser Waldungen nicht aufkommen lasse, unter seinem Einfluß verkümmerten sie auf Meilen hinaus. „Und die Menschen?“ hätte er da gefragt, denn am Rande dieser Waldungen hätte er die Arbeiterbaracken in langer, ober Reihe auftauchen sehen. „Die müssen's eben aushalten,“ hätte man ihm geantwortet, „so oder so.“

Hier machte der Redner eine Pause, und lautes Murren des Unwillens ging durch den Saal. „Unmenschlich!“ rief einer aus der Mitte. Dann sprach Heinrich Berg weiter. Mit einer Stimme, die manchmal vor Bewegung zitterte, schilderte er das Loos jener Hüttenarbeiter, und wie man unwillkürlich tief aufathme, wenn man ihren traurigen Bezirk wieder verlassen könne. Dann rollte er in rascher Folge eine Reihe von andren Bildern aus dem modernen Industrieleben auf, — in meisterhafter Anschaulichkeit, mit immer sich steigender Intensität der Farben; er sprach immer rascher, mit einem manchmal fast zum Zischen ausartenden Ton der heißen Erregung; seine Hand fuhr aus der Hosentasche und durchsägt mit scharfen, harten Bewegungen die Luft, er beugte sich weit über das Rednerpult vor, machte schwingende Bewegungen hinüber und herüber mit seinem Körper, stierte mit krassem Blick in's Publikum und machte manchmal Anstalten, mitten unter dasselbe herabzuspringen.

Dann, nach einer ganzen Kette von aufregenden und empörenden Bildern aus dem sozialen Elend der Arbeiter, welche die Versammelten in dumpfes Schweigen, in athemlose Spannung bannte, hie und da eine Faust sich ballen, ein Gesicht sich in zorniger Entrüstung röthen ließ, eine lange Pause. Droben der Redner stand mit geschlossenen Augen da, als ob er sich selber von all dem Schrecklichen, das er vor sich noch einmal herausbeschworen, ausruhen müsse, drunten hörte man nur ein tiefes Athemholen, sah man wild blitzende Augenpaare sich einander begegnen.

„Und was thut dem allen gegenüber der Staat?“ fing der Redner plötzlich mit ruhiger, kühler Stimme, die Hand wieder in die Hosentasche schiebend, an. „Sehen wir einmal zu!“ Und nun zerpflückte er, unbeweglich da oben stehend, ohne den Ton zu verstärken, wie spielend, mit einem mitleidig-verächtlichen Lächeln die ganze soziale Gesetzgebung des Staates, der sich den Anschein gäbe, den Arbeiter zu schützen, in Wahrheit sich aber nur gegen die Ansprüche der Arbeiter schütze und ein Werk der Verstellung verrichte. Da der Polizeileutnant hier eine verdächtige Bewegung nach seinem Helm machte und der Schutzmann eifrig in seinem Notizbuch zu kritzeln begann, was der Redner, trotz seiner scheinbaren Unbekümmertheit, ganz genau bemerkte, lenkte er rasch ein. „Der Staat kann nicht anders, der Staat thut, was er kann, — die Herren Großindustriellen, die Schlotjunker und Hüttenbarone, hindern ihn an all seinen wohlwollenden Vorsätzen. Denn wie steht es in Wahrheit nun um den Arbeiterschutz und die Arbeiterversorgung?“

Nach einigen humoristischen Streiflichtern, die er über das Invaliditätsgesetz hingeleiten ließ, setzte der Redner auseinander, wie die gesetzliche Vorschrift, daß der Arbeiter erst im sechszehnten Lebensjahr in die Fabrik eintreten dürfe, grade das Gegentheil von dem geschaffen habe, was beabsichtigt worden sei. Mit vierzehn Jahren kämen die Jungen aus der Schule. Was sollten sie die nächsten zwei Jahre beginnen? Es läge auf der Hand, daß sie auf dumme Ge-

banken kämen und für eine regelrechte Arbeit überhaupt verwillberten. Aus diesen halbwüchfigen Burschen, die der Staat zur Unthätigkeit verdamme, in der Meinung, dadurch ein gutes Werk zu thun, erschüfe er sich in Wahrheit ein Proletariat, das zu allem fähig sei und jeder Reform im Wege stehe. Und doch bedürfe man heute einer Reform so dringend, wie nie. Und da der Staat sie nicht vornehmen könne, — der Staat, wie er heute dastehe, eingeengt zwischen lauter mächtigen Interessenvertretungen, die jetzt die Kammer bildeten, — müsse sie aus der Mitte der Arbeiterschaft selbst hervorgehn und zur Noth erzwungen werden. „Daß es anders werden muß, wissen wir Alle,“ rief der Redner, „aber wie soll es anders werden?“

Und nun, nach einer Pause athemloser Spannung bei den Zuhörern, fing er an, sein Programm zu entwickeln. Die tiefe Stimme hatte sich voll durchgearbeitet, mit großem Klang rollte er die Worte über diese Hunderte von Köpfen hin, und jedes einzelne predigte Aufruhr und Empörung, jedes einzelne stachelte und schürte. Weshalb zögerten sie? Sie hatten ja die Macht in der Hand, warum nutzten sie sie nicht? Tausende standen sie gegen eine Hand voll. Warum ließen sie sich schinden und martern, warum sich das Fell über die Ohren ziehn und begossen, mit ihrem Schweiß und Blut, die Ernte für die Herren Arbeitgeber? Wer zwang sie, zu arbeiten? Die Noth. Aber wenn sie nicht arbeiteten, geriethen die Herren selber ja erst recht in Noth. Was konnten sie ohne die Arbeiterlegionen, diese geduldige Heerde, die sich tagaus, tagein für sie mähete und langsam zu Tode arbeitete? Die Maschinen standen still, die Werke feierten. Nun, so mochten sie doch still stehn und feiern, diese Maschinen und diese Werke. Jeder Tag ein Verlust von Hunderten und Tausenden für die Herren! Und dann war's an der Zeit, ihnen die Geseze zu diktiren, für sie die Statuten aufzusetzen!

Hier brach ein minutenlanger, dröhnender Beifallsturm in der bis dahin auffallend ruhigen Versammlung aus. Lachen, Schreien, Händeklatschen überhallte die nächsten Worte des

Redners, der zu sprechen fortfuhr, als ob gar nichts Besonderes geschehen sei. Nur ein verstoßenes Lächeln um seine Mundwinkel bezeugte, daß er sich des Triumphs, den er mit dem am rechten Ort und unvermuthet herausgeschleuderten Schlagwort errungen hatte, wohl bewußt sei. Und nun, wo er Alle ganz für sich hatte, wo er jedes Ohr gespannt an seinem Munde hängen sah, kam er zum Schluß. Beide Hände in den Taschen, achselzuckend, mit kleinen zwinkernden Augen, stand er da und entwarf sein Programm für alle diese auf ihn schauenden, von ihm ihr Heil erhoffenden, ganz in seinem Vann befindlichen Hörer, — klar, scharf und kalt. Es hieß: Streik, und abermals Streik und zum dritten Mal Streik. Keine Rettung sonst, kein Ausweg, keine Reform. Die Stunde war da. Die Statuten — diese schwachvolle Geißel freier Arbeiter — mußten zertrümmert werden, ein Arbeiterauschuß mußte neue Statuten und Lohnsätze den Fabrikanten diktiren. Ein Generalstreik, zu dessen Organisation man ihn und andre Herren, die in solchen Dingen Erfahrung hatten, bereit finden würde, brachte mit einem Schläge eine völlig veränderte Sachlage hervor und legte denen, die bisher nur zu gehorchen gewohnt gewesen, die Macht in die Hände. Gleich auf der Stelle sollte man sammeln, um einen Fonds für die allgemeine Streikkasse zur Verfügung zu haben, einen weiteren Beitrag dazu stellte er im Namen des sozialdemokratischen Parteivorstandes in sichere Aussicht. „Keine Zeit verlieren!“ schloß er, „zugreifen, — schlagen, — siegen!“

Tobende Zurufe begleiteten ihn, als er von der Rednertribüne abtrat, so gleichmüthig, als ob er eben über eine Parteikasse Rechnung abgelegt hätte, die Jedermann in Ordnung finden mußte. Die Massen waren in gährende Bewegung gerathen. Viele von den Männern waren aufgestanden, warfen die Arme in die Luft, schlugen mit ihren Stöcken oder Fäusten auf die Banklehnen, stampften auf den Böden und schrien sich an. Es war, als ob man Feuer unter sie geworfen hätte. Streik! Das Wort hatte in Aller Seelen gezündet. Sie riefen es sich und den Andern zu, es war wie das Wort der

Erlösung, nach der sie sich gesehnt und auf das sie gewartet hatten. Plötzlich fiel bei diesem Wort alles von ihnen ab, was sie bis dahin in ingrimmiger Verbissenheit, in dumpfem Schweigen, in mechanischer Empfindlosigkeit, getragen hatten. Sie waren wie erwacht, wie emporgerüttelt. Manche kannten das Wort kaum, wußten kaum, was es bedeutete. Aber mit einem Male konzentrierte sich für sie alles darin, was sie vom Leben hofften und verlangten, eine neue Welt that sich vor ihnen auf, ein Unbestimmtes, das sie mit freudiger Spannung erfüllte, ihnen mystische Zukunftsaussicht eröffnete, gaukelte vor ihren Sinnen auf. Und, wie berauscht an diesem Wort, schrien sie es immer wieder hinaus: „Streik! Streik! Streik!“ Wie die Befessenen, von einem Zauberwort Verberhten, von einem Taumel Ergriffenen, geberdeten sie sich, „Streik! Streik!“

Es dauerte lange, bis auch nur einigermaßen die Ruhe wieder hergestellt werden konnte. Vergebens krähte der Barbier Bbbow in das Scharren und Gestampf der Versammlung hinein, vergebens schrie ein vierschrotiger Maurer, der auch Mitglied des sozialdemokratischen Parteivorstandes war und breitbeinig neben ihm auf dem Podium stand, mit einer wahren tiefenstimme: „Ruhe! Ruhe!“ Sie hörten nicht, wollten nicht hören. Erst, als der Polizeileutnant ernstlich Miene machte, die Versammlung aufzulösen, ermannten sich Einzelne, gingen von Bank zu Bank, um die Hauptschreier zu beruhigen, warnten und mahnten. „Die Lärmmacher werden wir, kraft unseres Hausrechtes, bald an die Luft befördern!“ schrie der dicke blonde Maurer. „Hier soll diskutirt, aber nicht geschrien werden.“

Jetzt befannen sich die Leute. Beinahe beschämt verstummten sie. Nur noch vereinzelt hörte man aus den Reihen wie ein dumpfes Echo aufklingen: „Streik! Streik!“ Dann trat ein neuer Redner auf, den der Barbier Bbbow als „Arbeiter Pahl“ ankündigte. Er war ein hagerer Greis mit fahlem Gesicht und weißem Stoppelbart, mit verwitterten Zügen und fanatisch glühenden Augen. Während die eine seiner Hände,

die er vor sich auf's Rednerpult legte, eine harte schwierige Arbeiterfaust war, war die andre bis zu einem unförmlichen Stumpf verstümmelt. Trotzdem gestikulirte er mit Vorliebe mit ihr. Ganz im Gegensatz zum vorigen Redner sprach er völlig ungewandt, manchmal stammelte er, mehrfach beging er Sprachfehler. Die sozialdemokratischen Schlagworte ließ er vollzählig aufmarschieren, eins nach dem andern, manches davon in einem Zusammenhange, der zweifellos bewies, daß er sich über die volle Bedeutung nicht klar war. Gleich mit den stärksten Accenten setzte er ein. Er wettete und tobte. Unter seinen niederdonnernden Fausthieben drohte jeden Augenblick das Pult zu zerbrechen. Seine Augen brannten in wilhem Feuer, ein paar Mal überschlug sich seine Stimme. Hier war nichts von dem spielenden Machtbewußtsein, von der kühlen, schadenfrohen Siegesicherheit des Agitators, der vorhin, in überlegener Ruhe, die Massen beherrscht und aufgewühlt hatte; hier rebete nur eine heißergrimmte, zäh verbissene Proletariersseele sich aus, die nichts anderes auf der Welt kannte oder wußte, als Haß und Rache gegen die, denen es wohl erging auf Erden, und die ihr, um deswillen allein schon, als Todesfeinde galten. Dieser Greis predigte den Streit, wie ein Evangelium, mit leuchtenden Schwärmerblicken, in stammeln-der Verzückung. Er schürte und stachelte nicht, er wüthete. Nicht nur gegen die großen Fabrikherren am Orte, gegen die ausbeutenden Aktiengesellschaften, die man nicht einmal sah, nicht einmal anpacken konnte und die sich doch vom Schweiß der Arbeiter nährten und ihre Kraft, ihr Mark, ihr Blut, in schamlosen Orgien verpraßten, sondern gegen alle Reichen, alle Besitzenden überhaupt. Reich sein war, nach ihm, schon ein strafwürdiges Verbrechen, Raub an den Armen und freche Anmaßung. Er schilderte das soziale Elend in den grellsten Ausdrücken und doch, bei aller Uebertreibung, in einer durch die Unbeholfenheit seiner Redeweise rührenden Art. Die verdraughtesten Phrasen nahmen in seinem Munde, bei dieser Gelegenheit, noch einmal Farbe und Bedeutung an. Selbst seine Beschreibung des Lebens der Reichen wirkte nicht lächerlich,

obgleich selbst diese Männer da unten auf den Holzbänken, die alle von dem instinktiven, neidischen Haß des Blebejers durchglüht waren, wußten oder fühlten, daß der da oben ihnen Märchen erzählte. Sie unterbrachen ihn nicht, sie hörten ihm zu, sie gaben durch Mienen und Geberden, manchmal auch durch grunzende oder schnarrende Töne, ihm zu verstehen, daß sie ihm folgten und daß seine Worte ihnen das Blut in den Adern erhitzte. Neues brachte er nicht, aber was er brachte, war erfüllt von glühendem Ingrim und riß und wühlte in ihnen. Wenn man nach der Rede des Agitators von vorhin in lärmenden Jubel ausgebrochen war, jetzt brach man in ein wildes Gebrüll aus, als ob eine Horde von losgelassenen Raubthieren sich auf die vorgeworfene Beute stürzen wollte. Das Wort, das sie brüllten, war freilich dasselbe: „Streit“, aber wie sie es schrien, war anders. Sie heulten es mit drohend geschwungenen Armen hervor. Es sah aus, als ob Jeder sich auf den Andern stürzen, als ob sich ein Kampf entspinnen würde. Und der alte Mann da oben, der diesen Sturm entfesselt hatte, stand noch immer da, wie in sich versunken, den Armstumpf vor sich auf dem Rednerpult, mit seinen fahlen Zügen und seinen aus tiefen Höhlen hervorglimmernden Augen eines Fanatikers. Er machte den Eindruck, als ob eine Vision vor ihm aufgestiegen sei und ihn gebannt hielt. Selbst das tosende Gelärm der Menge unten schien ihn nicht aufzurütteln. Erst der blonde Maurer und der Barbier Böbow mußten ihn von der Tribüne fortführen.

Dann erklärte der Erstere, mit seiner bröhnenden Trompeterstimme, als Redner sei weiterhin noch Herr Kurt Wellmann vorgemerkt gewesen, derselbe sei aber nicht in der Versammlung erschienen, sondern habe sein Ausbleiben entschuldigt, weil er krank sei, übrigens hätte man heute Herrn Wellmann auch wohl kaum brauchen können, denn von internen Parteiangelegenheiten verstehe er blutwenig, und von Christus zu sprechen — hier hatte der Redner ein spöttisch, überlegenes Lächeln um die Lippen — sei heute wenig angebracht, alles zu seiner Zeit. Es frage sich also, ob noch Einer aus der Versammlung zur

Sache das Wort zu ergreifen wünsche, oder ob man in die Abstimmung eintreten könne.

Ein paar Sekunden hindurch herrschte tiefe Stille. Dann klang es aus einer der hintersten, dunkelsten Ecken herüber: „Ich melde mich zum Wort.“

Neugierig-erstaunt wandten sich hundert Köpfe in die Richtung, von wo die Stimme gekommen war.

„Wer ist ich?“ fragte der blonde Maurer oben in nicht allzu freundlichem Ton.

„Gotthold Wenden.“ Der Sprecher hatte sich erhoben.

Einen Augenblick lang trat eine verlegene Pause ein. Manche glaubten, nicht recht gehört zu haben, Andre wußten gar nicht, um wen es sich handelte. Auf dem Podium war man ungeduldig darüber, daß doch noch Einer reden wollte. Ein leises Flüstern und Luscheln, ein Zusammenstecken der Köpfe fand statt.

„Man hat volle Redefreiheit zugesichert,“ klang die Stimme Gotthold's herüber.

„Herr Gotthold Wenden hat das Wort,“ erklärte der blonde Maurer. Und, als Gotthold daraufhin seinen Platz verließ und mitten durch die Reihen der Rednertribüne zuschritt, setzte er nur noch in ironischem Frageton hinzu: „Sie wollen als Genosse sprechen, Herr Wenden?“

„Ich will als Freund der Arbeiter sprechen.“

Er sah die verwunderten, fragenden, unwilligen Gesichter nicht, zwischen denen er entlang ging, er hörte nicht, was man hinter ihm drein wisperte und murmelte. Es trieb ihn vorwärts. Wie eine Eingebung war es über ihn gekommen, er müsse an Kurt Wellmann's Stelle hier sprechen und sich die Herzen der Bestohlenen gewinnen, denen sein Leben fortan gehören sollte, — warnen und mahnen müsse er sie, um sie vor Elend und Untergang zu bewahren, die ihrer harrten, wenn sie der Stimme der Verführer Folge leisteten. Und nun stand er droben, und wieder ging es wie ein Summen und Brausen durch den Saal: „Der Pastor! Der Pastor will bei uns reden!“ Von irgendwo ertönte es sogar halblaut und

ersticht: „Man bloß keene Nachmittagsprebigt!“ Auch der Polizeileutnant hatte sich zu dem Schutzmännchen herübergebeugt und flüsterte zu ihm, um danach kopfschüttelnd seine frühere Stellung wieder einzunehmen. Hundert Augen waren auf den schlanken Mann geheftet, der jetzt, hoch aufgerichtet, ernst und bleich, die rechte Hand vorn in den Rock geschoben, mit der Linken das Pult umklammernd dastand, ohne die vielen unruhig durcheinander wogenden Köpfe da unter sich klar zu erkennen; es verschwamm alles vor seinen Blicken. Erst, als der Barbier Bödow, der hinter ihm stand, ein höhnisches Räuspfern hören ließ, fing er an zu sprechen.

Anfangs zaghaft und stockend, denn das Ungewöhnliche seines Thuns verwirrte ihn nun doch selber, dann aber mit immer wärmer und lebhafter anschwellendem Ton. Nein, nicht von Christus wollte er zu ihnen sprechen, sagte er ihnen, wohl aber von ihrem eignen Leid und von ihrer eignen Noth, der sie zusteuereten, wenn sie sich durch den Versucher aufstacheln ließen, die gefahrvoll schlüpfrige Bahn der Empörung zu beschreiten. Nie und nimmer würden sie auf diesem Wege zum Ziel kommen, nur, im Gegentheil, sich selber das tiefste Elend bereiten und ihre gute Sache in den Augen aller gerecht Denkenden bloßstellen. Denn wie lange würden sie, selbst im besten Falle, ohne Arbeit leben können? Eine Woche oder zwei. Und was verschlugen die für die Fabrikherren? Sie Alle könnten die ihnen hieraus erwachsenden Nachtheile tragen — selbst wenn sie nicht fremde Arbeiter kommen ließen, und die früheren so für immer brodblos machten. Nicht laut genug, nicht dringend genug könne er daher warnen und bitten, ja, inständig die Arbeiter Alle anflehn, von einem so verhängnißvollen Schritt abzustehn und statt dessen eine gütliche Vereinbarung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu versuchen. Das Elend, das sonst, nach einem kurzen Kaufsch, entstehen werde, sei unabsehbar. Er selbst erbiete sich —

Weiter aber kam er nicht. Schon gleich im Anfang seiner Rede, nachdem man gesehen hatte, worauf er hinauswollte, hatte sich Murren und Unruhe erhoben. Man hatte begonnen,

mit den Füßen zu scharren, sich zu räuspern, zu lachen und zu grunzen. Dann folgten einzelne Zurufe, erst leise, dann lauter, verstärkten sich, fanden ein Echo und wuchsen zuletzt zu einem drohenden Gebrause an, vor dem man die Worte des Redners kaum mehr vernahm. Hin und wieder schlug der Barbier Bödow oben mit dem Köppel der großen Präsidentenglocke an, um die Ruhe wieder herzustellen, aber allmählich wurde auch der Glockenton überhüllt von dem anschwellenden Gejuch und Gejohle, das sich erhoben hatte. Und nun, nachdem Gotthold noch eine kleine Weile unentwegt gegen den schrillen Widerstand angekämpft hatte, seine Stimme immer mehr erhebend, schrie plötzlich Einer: „Er ist ja der Neffe vom Kommerzienrath Willing! Was will denn der überhaupt hier? Ein Spitzel! Ein Spion! Ein Pfaff! Der red't den Geldsäcken zum Munde. Heraus mit ihm! Hört ihn nicht an! Kaus! Kaus! Kaus!“

Und nun wiederholten Duzende von Stimmen: „Kaus! Kaus!“ und ein regelrechtes, im Takt gleichmäßig immer sich erneuerndes Gebrüll wurde daraus, das mit Fußetrapeln begleitet wurde: „Kaus! Kaus!“ Und je lauter der Barbier Bödow die Glocke schwang, desto wilder und wüthender wurde es. Keine Möglichkeit mehr, dies wüste Getöse zu durchdringen. Die Stimme versagte Gotthold. Mit großen, entsetzten Augen in das Chaos von drohend geschwungenen Fäusten und wuthverzerrten Gesichtern starrend, das sich gegen ihn heraufhob und sich herandrängte und ihn überwogen und verschlingen wollte, stand er da, reglos, bleich, und nur ein Zittern durchrann ihn. Kein Zittern der Furcht. Wenn diese fast bis zur Raserei erhitzten Hünen da unten, die gewohnt waren, die Eisenhämmer zu schwingen und mit zentnerschweren Lasten zu hantiren, als wäre es Kinderspielzeug, ihn zwischen ihren schwieligen Riesenfäusten erwürgt und zermalmt hätten, ihm wäre es grade recht gewesen. Was ihn anwandelte, war vielmehr etwas wie Angst vor dem zukünftigen Loos ihrer Aller, die er doch vor Noth und Elend bewahren, denen er doch sein Leben hatte widmen wollen. Und vor der eigenen

Enttäuschung, die ihn eines Tages befallen würde. Ihm graute davor. Wenn diese hier nun garnicht erlöst sein wollten, wenn sie es garnicht verdienten, erlöst zu werden! Wenn sie nur, wie eine raubgierige Herde, den Augenblick erlauern wollten, um aus dem Nothstand ihrer Peiniger die höheren Löhne zu erpressen, nach denen sie gierten, und wieder in ihre alte Stumpfheit, in ihre hündische Ergebenheit zurücktrochen, sobald nur ihr Hunger befriedigt war, — was wollte dann er unter ihnen? Welchen Theil hatte er an ihnen? Eine dumpfe Verzagttheit überfiel ihn. Auch hier nicht an seinem Blase, auch hier verkannt, verdächtigt, zurückgestoßen, — er, der doch nichts wollte, als ein Nachfolger Christi sein auf Erden und Christi Lehre vorkündigen vor den Armen und vor den Reichen, auf daß Alle danach leben sollten! Wohin also gehörte er dann?

Das alles durchwirbelte sein Hirn, während das Getöse um ihn her wuchs und wuchs und die Vordersten unter den Männern schon zum Podium herausdrängten, um sich thätlich an dem zu vergreifen der ihnen Besonnenheit und Ruhe zu predigen wagte, während die Stunde gekommen war, ihre Rache zu befriedigen, und ihren Heißhunger zu stillen. Da endlich hatte der Polizeileutnant sich mit dem Helm bedeckt, und seine Stimme schrillte durch den Saal: „Die Versammlung ist aufgelöst!“ Gleichzeitig hatte sich auch der Schutzmänn erhoben, und seine mächtige Gestalt pflanzte sich wie zur Abwehr neben Gotthold auf, der nicht um Zollbreite von seinem Blase gewichen war, während die Linke den Säbelknäuf umgriff.

Nun begriff man. Wenn man jetzt nicht ging, würde noch mehr bewaffnete Macht erscheinen, die draußen vielleicht schon bereit stand, und die Arbeiter mit blanker Waffe zu Paaren treiben. Viele kannten das schon. Es kam dann zu Verhaftungen, es folgten Anklagen wegen Auslehnung gegen die Staatsgewalt. Man ernücherte sich rasch. Viele drängten sofort den Ausgängen zu. Auch der Barbier Bödow und der blonde Maurer mahnten durch Zuruf und Zeichen zum

Verlassen des Lokals. Im Grunde war man ja auch einig geworden. Der Streit war beschlossene Sache. Kein Zweifel, daß die weitaus überwiegende Mehrheit der Versammlung, wenn nicht Alle, dafür war. Nun galt es nur noch unter den Uebrigen, die heute fern geblieben waren, Propaganda dafür zu machen, damit nachher Keiner sich ausschloß, und der nächsten Versammlung blieb es denn vorbehalten, über die Organisation des Streiks zu beschließen. In drei, vier Tagen würde man sie einberufen können. Man durfte zufrieden sein mit dem heutigen Ergebnis. Das nächste Mal würde schwerlich ein Pfaff hier aufzutreten wagen. Nur der alte Pahl war ungehalten. Alles war so schön im Zuge gewesen, man hätte gleich heute zu Ende kommen sollen, los schlagen können. Mit seinen finster glühenden Augen, den Armstumpf, wie eine Waffe, vor sich hingestreckt, mit zusammengebißnen Zähnen stand er da, während Heinrich Berg mit seinem überlegen-cynischen Lächeln auf ihn einredete. „Kommst du heute nicht, kommst du morgen,“ hörte Gotthold ihn sagen, und er piff hinterher eine Gassenhauermelodie.

„Herr Pastor, das hätten Sie nicht thun sollen,“ sagte der Polizeileutnant, der jetzt zu dem immer noch auf seinem Plaze Verharrenden herantrat und ihm die Hand leicht auf die Schulter legte, während der Saal sich nun rasch leerte, „diese Bande nimmt ja doch keine Vernunft an, und Sie ziehn sich dadurch allerlei Mißbelligkeiten zu. Zum Glück wird bei der Gesellschaft nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Morgen fehlt Keiner bei der Arbeit, darauf wett' ich. Die wollen sich bloß 'mal gelegentlich so austoben, weiter hat's keinen Zweck. Deshalb laß' ich ihnen die Zügel auch immer sehr locker. Hunde, die so bellen, beißen nicht. Aber jetzt war's doch Zeit sie nach Hause zu schicken, sonst hätt's blutige Köpfe gesetzt.“

Gotthold nickte wortlos zur Erwiderung und schickte sich zum Gehen an. Eine dumpfe Müdigkeit lag in seinen Gliedern. „Auch hier nicht am Plaze!“ klang es immer wieder in ihm. Die Männer auf dem Podium ließen ihn, mit hämischem

Lächeln in ihren Mienen, an sich vorüber, der Barbier Bödow machte ihm sogar eine spöttische Verbeugung. Und in die, nach dem wüsten Loben von vorhin, entstandene Stille hinein klang jetzt, deutlich vernehmbar, abermals der Festlärm drüben vom Kasino und mischte sich mit den schurrenden Schritten der letzten Weggehenden im Saal. Dann plötzlich, als Gotthold tief aufathmend hinaustrat, flammte ein Blitz über die dunkle Himmelsbede hin, dem erst nach geraumer Zeit ein knatternder Donnerschlag folgte. Noch immer war es schwül. Die Luft legte sich, wie mit greifbarer Schwere, ihm auf die Brust.

Draußen standen noch Trupps von Arbeitern zusammen, die allerlei höhnische Redensarten fallen ließen, als er an ihnen vorüberkam, und wohl gar mit langgezogenen Pfiffen ihn verfolgten. Hier war er gerade ein so verfehnter Mann, wie er es unter den ehrbaren und frommen Leuten heute im Wohlthätigkeitsbazar gewesen war. Das Herz voll Bitterkeit, Sehnsucht und Unrast ging er weiter. Auf's Gerathewohl schlug er eine der nächsten Quergassen ein, nur in dem Wunsch, von allen Menschen fortzukommen, allein zu sein. Und doch drückte ihn das Gefühl des Alleinseins fast zu Boden. Er dachte an Helga. Ein heißes, beschämendes Empfinden war in ihm. Nicht einmal hier hatte er sich gezeigt wie Einer, auf den sie hätten stolz sein können und der zu ihr gehörte, — nicht einmal hier! Schiffbruch — Schiffbruch überall! Und sein Herz war so voll von Liebe, daß er die ganze leidende Menschheit hätte damit umfassen mögen.

Wieder ein Blitz, der, grell blendend, diesmal den ganzen Himmel zu zerklaffen schien, und dann ein lang nachgrollender Donner. Nun ging ein leichter, feinen Staub wirbelnder Wind durch die Gasse, und Gotthold riß seinen Rock über der Brust auf, um sich von ihm kühlen zu lassen. Sein Blut brannte ihm in den Adern. Er war jetzt an den Fluß gekommen, ohne selber zu wissen wie? und schritt achlos weiter an ihm entlang. Er wußte nicht, wohin er sollte, es galt ihm auch alles gleich. Nur vor dem Alleinsein bangte ihm

zu Hause und vor der langen schlaflosen Nacht, die er durchgrübeln und durchweinen würde, Ah! wenn jetzt einer von den, nun immer rascher sich folgenden, Blitzen ihn getroffen hätte! Wie wohl that dieser Wind, der vom Fluß aufstieg und ihm in den Haaren wühlte, — wie wohl!

Er war an eine der kleinen Schiffswerften gekommen, die hier am Flusse lagen, und sah auf einem umgestürzten Boot, hart am Ufer, eine männliche Gestalt hocken. Er hätte sich in seiner Gemüthsverfassung sicherlich nicht um sie gekümmert, wenn ihm nicht die eigenthümlichen Armbewegungen aufgefallen wären, die der Einsame machte, gerade als ob er zu einer Versammlung rebete. Und beim Näherkommen hörte er wirklich sprechen, wenn auch nur in abgebrochenen Sätzen, und die Stimme des Mannes klang ihm bekannt. Der nächste Blitz überhellte seine Gestalt. Er war Kurt Wellmann. Er hatte seinen Hut abgenommen, und sein langes Blondhaar flatterte im Winde. Halb den Rücken gegen Gotthold gekehrt, rebete er mit glasigen Augen, in einem halb pathetischen, halb schluchzenden Ton, in die Wetternacht hinaus. Es war, als ob er eine Vertheidigungsrede hielt, und Gotthold hörte mitten durch das krachende Rollen eines Donnerschlages seine Worte: „Nichtschuldig, — weil ich nicht anders kann. Wer seiner Natur folgt, kann nicht schuldig sein. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: ihr Alle seid der Natur und also Gott entfremdet. Und maßt euch eine Herrschaft an über die Seelen mit Polizeigewalt und Gericht, dafür werdet ihr euch verantworten müssen am jüngsten Tage. Heuchelei und Gewissenszwang, — ärger, als im finsternen Mittelalter, über das ihr so erhaben euch dünkt. Diese Zwangsreligion aber wird euch keinen Segen bringen. Wer sagt denn, daß wir dem Volk seine Religion rauben wollen? Lüge, — Lüge, — Lüge. Nur wollen wir sie ihm nicht aufzwingen, wie ihr, — Religion ist Herzenssache, an der Keiner rühren darf, aber nicht Staatsache. Wer seid ihr, daß ihr Herzen und Geister bevormunden wollt? Wie wißt ihr die Wahrheit, die für Alle gelten soll und geeignet ist, Alle glücklich zu machen? Thoren, an-

maßende Thoren, die ihr seid — über euch das Gericht des unerkennbaren Gottes!"

Er hatte zu Anfang mit eigenthümlich lallendem Ton gesprochen, dann aber hatte sich die Stimme durchgerungen, und die letzten Worte rollten, während eben ein neuer Blitz aufzuckte, grollend in den Nachtwind hinaus. „Kurt! Kurt Wellmann!“ rief Gotthold.

Der Andre hörte nicht. Er hatte jetzt die Arme hoch emporgehoben, und mit visionärem Blick ins Leere hinaus sprach er halblaut, mit bebender Stimme: „Ich liebe Dich, und Du hättest mich retten können, — Du, — Du, — Du bist der Frieden, und Deine Worte träufeln, wie Thau in der Sommermondnacht, auf meine wunde, irre Seele. Weshalb verstoßest Du mich?“ Wie ein Wimmern verflang's in dem heulenden Windstoß, der jetzt plötzlich stromüber dahergebraust kam und die angepöckten Segeltücher am Ufer bläsend aufplattern ließ.

„Kurt!“ rief Gotthold noch einmal und legte ihm jetzt die Hand auf die Schulter.

Kurt Wellmann zuckte zusammen, wandte sich um, stierte den Andern mit einem Ausdruck des Entsetzens an und hob abwehrend seine Hände gegen ihn. „Was willst Du?“ raunte er mit heiserer Stimme. „Wer bist Du? Kommst Du mir zu sagen, daß ich einst jene Andre geliebt habe, und daß man nicht heute die Eine und morgen schon die Zweite lieben kann? Ich habe sie geliebt, aber sie hat mich von sich getrieben, weil mein Gott ein Anderer sei, als der ihre, obgleich sie mich liebte. Mein Gott war kein Anderer, als der ihre, nur der ihre war eingeeget von tausend Glaubenssäzen, welche die Schulweisheit der Jahrhunderte ausgeflügelt, und mein Geist hatte dies Gehege durchbrochen, und ich hatte meine beiden Arme um Christus geschlungen, der da Anfang, Mitte und Ende der Welt für mich war. Sie aber hielt mich für einen Gottesleugner, riß die Liebe aus ihrem Herzen und trieb mich in die Fremde hinaus. Wenn ich nicht meine Mission in mir gefühlt hätte, ich wäre zu Grunde gegangen, und sie

hätte gemeint, daß mir recht geschähe. Denn sie ist erbar-
mungslos — gegen sich und gegen Andre. Und nun, was
will sie nun noch? Ich habe keinen Theil mehr an ihr. Sie
kann ja auch triumphiren. Ich soll nicht erlöst werden, ich
soll nicht gerettet werden, — ich soll untergehn, — im
Schlamm, — in der Gasse —“

Mitten unter Blitz, Donner und Sturm hatte er alles
das wirr hervorgestoßen, und Gotthold hatte sich vergeblich
bemüht, ihn zu unterbrechen. Jetzt, wo Kurt's Stimme wieder
in einem Schluchzen erstarb, sagte er, seine beiden Hände er-
greifend: „Du redest irre, Kurt. Ein Zufall bringt mich hier
vorüber. Was treibst Du hier? Der Wetterregen kann jeden
Augenblick niederbrechen. Komm! Laß uns nach Hause gehn!
Hier ist nicht gut sein.“

Er wollte ihn emporziehen, aber Kurt leistete Widerstand.
„Laß! Laß! — Du weißt nicht, mit wem Du's zu thun hast,“
murmelte er. Dann wurden seine Blicke wiederum stier, und
er murmelte mit heiferer, zorniger Stimme: „Willst Du über
mich triumphiren? Bist Du nicht mein Nebenbuhler bei ihr?
Geh' fort von mir. Ich kann keinen Glücklichen in meiner
Nähe dulden.“

Gotthold schüttelte den Kopf. „Ich bin kein Glücklicher,
Kurt,“ sagte er mit bitterm Ton. „Sie, die Du meinst,
hat mich von sich gewiesen, weil ihr Gott nicht der meine
sei, gerade so, wie meine Schwester einst Dich von sich ge-
wiesen hat — denn es war doch wohl meine Schwester, von
der Du vorher redetest? Und nun komm', laß' uns gehn.“

Kurt's Haupt war auf die Brust gesunken, auch seine
Arme hingen ihm schlaff herab. „Laß mich nur, laß mich
nur,“ murmelte er. „Wohin soll ich? Hier ist mir wohl.
Diese Gewitternacht ist wunderherrlich. Man möchte anbetend
vor ihr auf die Kniee sinken. Geh! Laß mich allein! Siehst
Du, mein guter Gotthold“ — und er legte ihm plöblich den
Ellenbogen, sich schwer stützend, auf die Schulter, — „ich bin
ein schlechter Mensch. Ich trinke sogar. Das kommt manch-
mal so über mich, ich kann dann nicht anders. Die Schwäche,

weißt Du, die Schwäche in der Brust. — Da drinnen ist nicht alles, wie es sollte. Und da werd' ich oftmals matt und schlaff und mir ist, als müßt' ich zusammenbrechen. Dann trint' ich. Das hält mich aufrecht. Und heute — Ja, siehst Du, Gotthold, sie — sie hätt' mich retten können. — Durch sie hätt' ich die Kraft gefunden, jeder Versuchung zu widerstehn, ein neues Leben anzufangen, — gut und stark zu werden. Mit ihr hätt' ich Großes schaffen und leisten können, Gotthold. Alle Träume meiner jungen Jahre, — mit ihr wären sie leuchtende Wirklichkeit geworden, — ein Johannes hätt' ich sein können, der einem kommenden Messias die Heilbotschaft voraus verkündet, allem leidenden Volke. Und nun — statt dessen — Bruder, Bruder, ich fürchte: ich werde einen elenden Tod sterben.“ Er hing jetzt schluchzend an Gotthold's Brust, und dieser hatte Mühe, ihn zu halten und zu stützen. Während das Unwetter immer wilder um sie her wüthete, und nun auch die ersten, großen, windvertragenen Regentropfen niederklatschten, suchte er den Haltlosen mit tröstenden Worten aufzurichten. Er selbst war tief erschüttert. „Gerade weil Du krank bist, mußt Du jetzt fort von hier, Kurt,“ sagte er, und nun gelang es ihm endlich, den Kraftlosen am Arm eine kleine Strecke weit fortzuziehen. Dann erst erinnerte er sich daran, daß Kurt ohne Hut war, sah diesen auf dem Boot liegen und ging zurück, ihn zu holen. Als er ihn Kurt erreicht hatte, stürzte ihn dieser sich trotzig auf und sagte, plötzlich sich aufrichtend, mit völlig veränderter Stimme, die Augen gen Himmel gewandt: „Ich werde kämpfen — ich werde siegen.“ Dann wieder nahm er Gotthold's Arm, auf den er sich schwer stützte, und langsam, mit schleppenden Schritten, weiter schurrend sagte er: „Du mußt nämlich wissen, daß sie mich angeklagt haben. Von allen Seiten gehen sie gegen mich vor. Erstens wollen sie mir eine Anklage wegen Gotteslästerung und Beschimpfung bestehender Religionsgemeinschaften anhängen, — mir! Fassest Du das? Ich sollte Gott lästern, — ich!“ Er blieb stehn und blickte mit schwärmerischer Verklärung nach oben.

„Und dann?“ fragte Gotthold, ihn weiterziehend.

„Dann will man mich als Jugendverberber hinstellen. Man hat mir untersagt, die Dissidentenkinder zu unterrichten, man will sie zwingen, den Religionsunterricht in der Schule zu besuchen und ihnen also einen andern Glauben aufzwingen, als ihre Eltern ihn haben — diese zarten Kinderseelen mitten hineinreißen in die tragischen Konflikte des Menschenlebens. Das will Eure Kirche, das will Euer mit ihr vertuppelter Staat! Die Zeit der Scheiterhaufen scheint nicht mehr fern zu sein. Ich aber habe ihnen nicht gehorcht, sondern meine Pflicht erfüllt. Und nun wollen sie mich wegen meiner Widersechlichkeit in's Gefängniß sperren. Sie stellen mir zwar frei, mich mit Geld davon loszukaufen, aber in den Häusern dieser Armen, die kaum ihres Lebens Nothdurft zu fristen wissen, will man für mich sammeln. Ich aber habe es ihnen verboten. Ich will nicht Strafe leisten, weil ich mich nicht schuldig weiß. Ich will nur der Gewalt weichen, und dadurch der zivilisirten Menschheit das erbauliche Exempel bieten, wie herrlich weit wir es am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in der Glaubens- und Gewissensfreiheit gebracht haben nach all' der Aufklärungsarbeit unsrer großen Denker und Dichter, für die man doch offiziell vor Ehrfurcht erstirbt und die man auf den Schulen als halbe Heilige verehren läßt. Vorher aber will ich reden, — reden, Gotthold, mir das Herz frei reden, allen Gram, alle Empörung, allen Jorn von der Seele reden. Und dann — Aber, siehst Du —“ und immer wieder blieb er stehn, trotzdem das Gewitter sich jetzt mit allem Ungeßüm über ihnen entlud, und Gotthold ihn fast gewaltsam vorwärts drängte, um vorläufig wenigstens ein schützendes Dach in dem niedergießenden Regen zu erreichen — „siehst Du, mir ist jetzt alles so gleichgültig geworden in der Welt, so unendlich gleichgültig, seit heute dies Mädchen —“ Seine Stimme, die vorher so laut angeschwollen war, daß sie trotz des fast unablässig rollenden Donners vernehmbar blieb, ging plötzlich wieder in ein schmerzliches Schluchzen über — „Und deshalb eben muß ich trinken, Gotthold, damit ich mich

wieder aufraffe, nicht an meinen persönlichen Schmerz denke und die Kraft behalte, — körperlich und seelisch, — über die modernen Ketzerrichter zu Gericht zu sitzen. Denn das will ich, muß ich thun. Das wird meine größte That sein, Gott-hold. Wenn sie mein geworden wäre, dies Mädchen, — einen gloriosen Tag hätt' ich gehabt vor'm Tribunal, — ach, Welch einen Tag, Gotthold! Die Richter wären die Gerichteten geworden. Aber sie ist zu gut, zu schön und zu rein für mich. Ich bin ein Elender und werde im Elend enden, — ich weiß es. Nicht einmal einen schönen Tod, Gotthold, — nicht einmal einen schönen Tod —“

In halber Ohnmacht lehnte er an Gotthold's Schulter, und dieser mußte ihn die letzten Schritte bis zum überstehenden Dach eines Schuppens, das ihnen nothdürftigen Schutz gegen den Gewitterregen verhieß, fast tragen. Kurt schien Kraft und Wille, sich fortzuschleppen, gleicherweise verlassen zu haben. Dabei hörte Gotthold, wie mühsam sein Athem ging, und sah auf seinen fahlen, eingefallenen Wangen heiße Flecken brennen. Er war froh, hier wenigstens die Hauptwucht des Unwetters abwarten zu können; naß waren sie freilich ohnehin schon geworden, und, bei den unaufhörlich niederzuckenden Blitzen, war der Aufenthalt unter dem niedrigen Holzschindel-dach nichts weniger als behaglich. Aber Gotthold hätte Kurt in seinem jetzigen Zustand gar nicht weiter zu schleppen vermocht. Mit geschlossenen Augen lag er, schwer athmend, an Gotthold's Schulter, unverständliche Worte murmelnd, und sah aus wie ein Toter. Gotthold redete mit allerlei beruhigenden und tröstenden Versicherungen auf ihn ein, aber Kurt schien kaum darauf zu hören, gab wenigstens keinerlei Antwort. Regen und Sturm dauerten inzwischen fort, und nur Blitz und Donner verzuckten und verrollten allmählich in der Ferne. Endlich führte der Zufall eine Droschke vorüber, die auf Gotthold's Anruf halten blieb und die Beiden aufnahm.

Sie fuhren zu Kurt's Hause, und Gotthold leitete den Hülfslosen dort die Treppen zu seiner Wohnung empor. In seinen beiden Dachstuben sah es kahl und öde aus. Nur

Bücher und Zeitungen lagen auf Stühlen und Tischen, auch auf dem Boden bis zu hohen Stapeln aufgehäuft, umher. Und auf dem schmucklosen, alten Schreibsekretair standen in Wassergläsern und geschmacklosen, bläulichen Vasen frische Rosensträuße, die den ganzen Raum durchdufteten. Ein seltsames Lächeln umspielte Kurt's bleiche Lippen, als er sie gewahrte. In seinen müd-verschleierten Augen glimmerte etwas auf. Er ging mit wankenden Schritten auf den Schreibtisch zu und fuhr mit seinen langen, hageren Fingern wie lieblosend über die Blumen hin. „Sonderbar,“ murmelte er, „da, wo man Liebe sucht, wird man zurückgestoßen, und wo man ihrer nicht begehrt, wird sie Einem entgegengetragen, wie ein duftender Rosenstrauß. So ist das Leben.“ Er stand wie in sich versunken.

„Du hast hier viel Liebe,“ sagte Gotthold, „ich weiß. Und das wird Dir Kraft geben.“

Der Andre nickte wie geistesabwesend. „Viel Liebe — besonders bei den Frauen.“ Ein befriedigtes Lächeln überhushchte seine Züge. Dann wurden sie plötzlich wieder starr, etwas Schreckhaftes trat in seine Augen, die sich auf einen kleinen Eschrank richteten, als ob sie dorthin gebannt würden. Gotthold sah, daß die Thür desselben halb offen stand, und daß mehrere Flaschenhälse dahinter sichtbar waren. Er ging auf den Schrank zu, schloß ihn, drehte den Schlüssel um und zog ihn ab.

„Diesen Schlüssel werd' ich mit mir nehmen, Kurt, ja? Du hast ja die Rosen dort, wenn Dir schwach wird.“

Kurt antwortete nicht. Er war aufstöhnend in einen Stuhl gesunken. Gotthold trat zu ihm und legte ihm den Arm leicht um die Schulter. „Und jetzt geh' zu Bett, lieber Junge, ja? Du brauchst nothwendig Schlaf und Ruhe. Du bist ganz kalt geworden, kannst das Fieber haben, wenn Du jetzt nicht in die Wärme kommst. Soll ich Dir behülflich sein? Es wäre nicht das erste Mal, Kurt.“

Kurt Wellmann hatte sich gewaltsam aufgerichtet und nickte. „Nein,“ sagte er träumerisch, „nicht das erste Mal,

Du hast Recht. — Aber laß heute! Du mußt selber endlich nach Hause, armer Kerl, — bist ja naß, wie eine gebadete Katze. — Und alles um meinetwillen! Hab' Dank! Aber geh' jetzt, — geh'. — Ich verspreche Dir, sofort zu Bett zu gehn. — Und den Schlüssel hast Du ja an dich genommen.“ Er lächelte melancholisch. „Gute Nacht, Gotthold.“

Sie drückten sich warm die Hände. „Gute Nacht, Kurt.“ Und durch den immer noch rauschenden Regen schritt Gotthold seiner Wohnung zu.

Am andern Morgen ging er in die Villa des Kommerzienraths. Vielleicht konnte er auf dem Wege gütlichen Zurebens hier erreichen, was er gestern Abend vor der erregten und aufgeheßten Menge nicht vermocht hatte. Auch hatte er ja sein Wort gegeben und war heute in der Lage, seinem Onkel den ganzen Ernst der Lage aus eigener Anschauung vor Augen zu führen. Dennoch war sein Herz nicht von froher Zuversicht geschwellt, die Ereignisse, die gestern auf ihn eingestürmt waren, lasteten noch zu schwer darauf. Als er die Klingel am Gitter gezogen hatte, fragte er den öffnenden Diener, ob der Kommerzienrath noch zu Hause oder schon in der Fabrik sei, er sei absichtlich so früh gekommen, um ihn hier noch zu sprechen.

„Für Sie wird er ja wohl auch zu sprechen sein, Herr Pastor,“ sagte der Diener, der unsicher und zögernd an Gotthold's Seite auf das Haus zuschritt. „Sonst — Ich würd' mir sonst gar nicht zutrauen, Einen zu melden.“

„Ja, es ist dringend,“ sagte Gotthold zerstreut.

Der Kommerzienrath kam ihm im rothen Fetz und braunem Seidenjacket auf der Schwelle seines Arbeitszimmers entgegen, eine Zigarrette im Munde, die er jetzt fortwarf. Er sah übernächtigt und verstimmt aus, soviel Mühe er sich auch gab, eine kühle Ruhe zur Schau zu tragen.

„Du kommst als Bote von Valeska?“ fragte er hastig, als die Thür hinter ihnen sich geschlossen hatte, und ohne dem Besucher noch die Hand gereicht zu haben.

„Ich?“ Gotthold sah ihn erstaunt an. „Wie ist das zu verstehn?“

„Nicht? Ach, ich dachte — Dein früher Besuch —“ Die Spannung in seinen Zügen hatte nachgelassen. „Da Du neuerlich allen menschlichen Verirrungen so milde gegenüberstehst — Aber, bitte, nimm doch Platz! Du kommst also in eigner Angelegenheit?“ Seine Stimme klang nervös, er wippte mit den Fußspitzen auf und ab.

„Rein — Ich komme — Aber darf ich nicht vor allen Dingen wissen, was es mit Valeska auf sich hat? Diese Andeutungen —“

„Du weißt also wirklich noch nichts?“ Der Kommerzienrath sah ihn fest an.

Plötzlich fiel Gotthold seine Begegnung mit dem Liebespaar gestern Abend in der einsamen Gasse ein, und daß er in der weiblichen Gestalt Valeska zu erkennen geglaubt hatte. „Ich? Was sollte ich denn wissen?“

„Valeska ist fort.“

„Ich verstehe immer noch nicht, Onkel.“

„Run“ — Willing schien die Zähne nur mühsam auseinander zu bringen — „Ausgerissen, wenn Dir das besser klingt, — durchgegangen.“ Er lachte klanglos auf. Es schien ihm eine Art von Wollust zu bereiten, das Ungeheuerliche, unter dem er vor Zorn und Empörung fast zusammenbrach, so brutal wie möglich herauszustößen.

„Mit Brendendorf?“ fragte Gotthold, der erblaßt war, unwillkürlich.

„Ah! Also Du weißt es doch?“ Seine Züge hatten sich grimmig verzerrt. „Die ganze Stadt wird es ja wohl bald wissen. Eine Willing! Wie eine kleine Balletttratte sich von einem hartlosen Sekondeleutnant entführen lassen!“

Gotthold war sehr ernst geworden. Sein erster Gedanke aber war doch: Das ist eine schlechte Stunde, um für die Arbeiter zu sprechen! Dann sagte er: „Nenn' es lieber: wie ein romantischer Backfisch, Onkel! Es ist eine Romantollheit gewesen, zu der sie sich hat hinreißen lassen. Schlecht ist

Valeska nicht, nur unbesonnen, übermüthig, verwöhnt, sie denkt sich ohne Weiteres alles erlauben zu können, — weil sie eine Willing ist, — selbst das. An die Folgen denkt sie nicht. Wahrscheinlich würde sie vor Scham in die Erde sinken wollen, wenn man ihr davon spräche.“

Der Kommerzienrath war aufgestanden und hatte, die beiden Hände in die Taschen seines Jacketts gehöhrt, das Zimmer mit raschen, ungleichen Schritten durchmessen. Nun setzte er sich wieder. Er sah mit halbgeschlossenen Augen, finster forschenden Blicks, zu Gotthold hinüber. „Romantisch, das liegt Valeska durchaus fern, mein Lieber, — davon hat sie garnichts. Sie hat sich von diesem Lassen beschwären lassen, dem es mehr um den Geldsack, als um sie zu thun war, — voilà tout. Der Grasaff ist dem gewickigten Hungerleiber auf den Leim gegangen. Und ich — aber lassen wir das! Man hat mir gesagt, daß auch Du dem Feste im Kasino gestern nicht beigewohnt hast. Warum nicht? Scheust Du Dich, unter Menschen zu gehn, da Dein Gewissen doch rein ist?“ Ein gewisser Hohn, mit dem er sich selbst gleichsam entschädigen zu wollen schien, — halte aus seinen Worten wieder. Aber er wartete Gotthold's Erwiderung gar nicht ab, sondern fügte hastig hinzu: „Mich hielten bringende Geschäfte ab, die mich die halbe Nacht nicht zur Ruhe kommen ließen. Eigentlich war ich sogar auf dem Sprunge, nach England abzureisen. Valeska hatt' ich in Hubert's Schutz hingehn lassen, denn Konstanze war nicht zu bewegen, sie zu begleiten. Ein herrlicher Schutz für seine Braut, der Junge! Dieser künftige Regierungspräsident läßt sie sich, unter seinen Augen, von einem hergelaufenen Goldfisch-Jäger entführen!“ Er lachte erzwungen, während seine Finger in ständiger Thätigkeit waren, halb mit den Gehängen seiner Uhrkette klingerten, halb an seinem Anzuge nestelten, halb eine Zigarette drehten und wieder in Stücke brachen. „Und wartet dann Stunde um Stunde, daß sie wiederkommen soll! Läßt sich endlich von der Garderobenfrau aufschwären, das gnädige Fräulein hatt' ihr beim Weggehn gesagt, der Herr Referendar

möge sich nur ja nicht ängstigen, sie sei nicht ganz wohl und habe es deshalb vorgezogen, nach Hause zu fahren. Der Junge ist zum Polizeipräsidenten gradezu prädestinirt.“ Wieder lachte er auf. „Ein Willing! Heute Morgen schickt er her, um sich nach dem Befinden des Fräulein Kousine zu erkundigen! Ich, als ich gegen zwei Uhr heimkomme, denke, sie ist lange zurück und frage nicht weiter nach ihr. Hab' meinen Kopf auch wahrhaftig von anderen Dingen voll gehabt. Eine sechsstündige Konferenz mit meinen Ingenieuren. — Schließlich will die eifernste Natur einmal auch ihr Recht. Und gegen sechs Uhr läßt meine Frau mich wecken, Baleska wäre immer noch nicht zurück, was das zu bedeuten habe? Ich denke an einen Sommermorgen-Spaziergang des jungen Volks, der sich gleich an den Kotillon, um Sonnenaufgang, angeschlossen hat, an irgend einen tollen Streich, aber ich verlasse mich auf Hubert. Er ist ja ein Willing! Erst, als gegen sieben Uhr eine Anfrage kommt, fahr' ich zu ihm und höre nun alles. Und seitdem —“ Er lief wieder über den dicken Zimmerteppich hin und her. Es schien ihm Bedürfnis gewesen zu sein, sich in aller Ausführlichkeit über das Unerhörte auszusprechen und dabei jeden Verdacht einer Selbstschuld von sich abzuladen. „Seitdem —“ wiederholte er, „was hätt' ich thun sollen? Die Polizei benachrichtigen? Damit der Skandal häuserhoch anwächst? Ich habe ja auch gar keinen Verdacht, keinen Anhaltspunkt. Nur daß man sie zuletzt mit diesem Brendendorf gesehen hat, — ganz zu Anfang des Festes, — und dann keinen von Weiden mehr. Und Brendendorf hat gestern Urlaub genommen. Uebrigens —“ Er blieb am Fenster stehn und blickte in den regengrauen Morgen hinaus, während seine Stimme einen ehernen Klang annahm. „Wozu auch? Sie ist keine Willing mehr, die das gethan hat. Ich habe keinen Theil mehr an ihr.“

„Dntel!“

Der Kommerzienrath wandte sich um, seine Züge waren ruhig geworden, sein herrisches Auge blickte. „Zweifeltst Du daran?“ Er strich sich mit den gespreizten Fingern durch's

Haar. Dann machte er eine gewaltfam verschreckende Gebärde und richtete sich straff auf. „Ich vergaß ganz, — verzeih! Was führt Dich eigentlich her? Ich — ich muß bald wieder fort. Eine kritische Zeit für die Maschinenbranche jetzt. Aber du kamst vielleicht, um mir zu erklären, daß Du auf meinen neulichen Vorschlag eingehst, — Deine morgige Predigt wird etwas anders lauten, als die neuliche?“ Die Augen des Sprechers bohrten sich in die Gotthold's.

Aber dieser hielt den Blick ruhig aus und schüttelte langsam den Kopf. „Ich komme, um Dir zu sagen, Onkel, daß Du und Ihr Fabrikherrn alle hier einer schweren Zeit entgegengeht, wenn Ihr Euch nicht entschließt noch in letzter Stunde einzulenten.“

Willing lachte kurz auf. „Sieh' da! Du warst bei den Sozialdemokraten.“

„Du weißt —?“

„Ich hör's ja, daß Du auf ihrer Flöte bläst. Nur, daß wir den Ton kennen, mein Lieber. Glaubst Du, wir betrieben die Vogel-Strauß-Politik? Wenn Du uns mit nichts andrem zu schrecken weißt —“

„Onkel, wenn Du sie gestern gehört hättest! Als ich gegen sie anzureden wagte, ihnen ihre wahnwitzigen Entschlüsse ausreden wollte, — ich sage Dir: sie heulten gegen mich an, wie ausgebrochene Raubthiere.“

„Glaub' ich. Glaub' ich Dir auf's Wort. Wer sich in Gefahr begiebt u. s. w. Was Deine kirchlichen Oberen dazu sagen werden, daß Du nun gar schon in Sozialistenversammlungen Reden hältst, steht dahin. Du gehst ja ohne diese schweren Konflikte entgegen. Mir sagst Du im Uebrigen nichts Neues. Diese Leute lassen sich Alle bis zur Siebeshöhe aufregen, sobald Jemand die bekannten Raketen unter sie wirft. Lohnerhöhung — Emanzipation des vierten Standes — freie Liebe — das markausaugende Großkapital u. s. f. Nicht wahr, ich weiß ungefähr Bescheid. Du bist als Neuling in diese Menagerie hineingerathen. Vielleicht begreiffst Du nun wenigstens, daß ich Recht habe, meine Leute mit einem drei-

fachen Kordon gegen jede Berührung mit diesen Ausfägigen zu schützen.“

„Wenn Du das nur auch wirklich vermöchtest, Onkel!“

Der Kommerzienrath zog die Frauen zusammen. „Wie verstehst Du das? Willst Du damit etwa sagen, daß Du in der Sozialistenversammlung Einen oder den Andern von meinen Arbeitern gesehn hast?“

„Ich bin kein Denunziant, Onkel. Ich bin überhaupt nicht gekommen, um anzuklagen, sondern um zu warnen — Dich und Euch Alle zu warnen, Euch anzufleh'n, daß Ihr Euch zu Konzessionen versteht, um unabsehbares Unglück zu verhindern. Die allgemeine Menschenpflicht und meine Pflicht, als Diener der Kirche, gebieten mir das. Zudem bindet mich eine Zusage, die ich gegeben habe. Nicht die Arbeiter allein, auch Ihr Fabrikherrn habt kritische Zeiten vor Euch, wenn Du nicht auf mich hörst und Dich zur Nachgiebigkeit stimmen läßt, — Du, denn was Du thust, werden die Andern auch thun, und Du bist ohnehin der Hauptbetheiligte. Es steht für Dich nahezu alles auf dem Spiel, Onkel. Schlag' um Gotteswillen jetzt meine Warnungen nicht in den Wind, es würde Dich reuen und über Hunderte von Menschen furchtbares Elend heraufbeschwören. Hier heißt es rasch und entschieden handeln, — glaube mir.“

Willing stieß eine rasche, unwillige Lache aus. „Die Kerls von der rothen Fahne haben Dich ganz aus dem Konzept gebracht.“ Er that achselzuckend ein paar Schritte durch's Zimmer. „Konzessionen machen! Ich! Möchte nur wissen, weshalb und welcher Art? Gerade jetzt! Weil die neuen Arbeiter jetzt in Schaaren auf die Werke strömen und allerlei Gesindel darunter sein mag, das man, in der Nothlage, mit in den Kauf nimmt und, sobald als thunlich, wieder aussondern wird? Die stecken mir meine Leute so rasch nicht an. Und wenn Du mir nur helfen wolltest —“

„Onkel, ich will Dir ja helfen. Aber nicht wie Du es verstehst. Denn das ist keine Hilfe. Ich wäre ja nicht

hier, wenn ich nicht die Ueberzeugung hegte, daß Du handeln mußt — auch um Deinetwillen.“

Willing war stehen geblieben. Er richtete sich stramm auf und seine Augen blitzten. „Muß? Das wär' ein ganz neues Wort für mich. Und warum muß ich denn? Und was muß ich denn?“ lachte er spöttisch. „Aus freien Stücken thun, wozu Dich sonst die Nothwendigkeit zwingen wird, — nach großen pekuniären Opfern auf Deiner Seite und nach unsäglichem Elend auf Seite der Arbeiter.“

„Du fantastrst! Du glaubst wohl gar an einen Streit?“

„Allerbings glaub' ich daran, denn er ist beschlossene Sache.“

„Bei den Sozialdemokraten! Mögen die Herren, welche das Geschmeiß von ihrem Bezirk nicht fernzuhalten vermögen, — nicht fernhalten wollten, nun sehn, wie sie mit ihm fertig werden. Ich habe nichts mit ihnen gemein. Meine Aufforderungen, gemeinsame Sache mit mir zu machen, und meine Statuten gleichfalls für sich zu acceptiren, haben sie seinerzeit in den Wind geschlagen und damit mich mit einer dauernden Ansteckungsgefahr zernirt, die, bei gemeinsamem Vorgehen, so leicht hätte vermieden werden können. Nun sollt' ich die Kastanien für sie aus dem Feuer holen? Das könnte mir fehlen!“

„Ich spreche von der Gefahr, die Dir droht, Onkel, und nicht von den Sozialdemokraten droht.“

„Sondern —?“

„Von der Gesamtheit Deiner Arbeiterchaft.“

„Ich glaube: Du bist toll.“

„Und ich sage Dir, daß ich gestern eine Deputation derselben empfangen habe, die mich ersucht hat, ihr Fürsprecher bei Dir zu sein. Ihre Forderungen sind von denen der Sozialdemokraten kaum zu unterscheiden, Onkel. Und es waren Deine tüchtigsten Leute.“

Willing war jählings erblaßt. Er zog seine Unterlippe durch die Zähne. Eine Weile konnte er nicht antworten, sondern fingerte vorn in seinem Hemdtragen umher, als ob

der ihm plötzlich zu eng geworden sei. Dann stieß er mit heiferer Stimme hervor: „Wer waren die Leute?“

„Ich werde ihre Namen nicht nennen, Onkel.“

„Ah! Gut, ich werde sie auch ohne das zu finden wissen. Und Du stellst Dich also auf ihre Seite!“

„Ich glaube, daß ihre Forderungen gerecht sind.“

„Immer besser. Soweit wären wir also schon. Und diese Forderungen? Aber wozu frag' ich? Lohnerhöhung, Abschaffen der Nachtarbeit, — vielleicht auch freie Liebe.“ Er lachte heifer.

„Die hast Du, wider Deinen Willen, schon eingeführt, fürcht' ich. Durch Deine Statuten. Und diese Statuten müßten in erster Linie revidirt und gemildert werden. Sieh nach, Onkel! Jetzt kannst Du es noch aus freier Entschließung und verpflichstest Dir dadurch Deine Leute mehr, als je. Mit einem Schläge brichst Du allen Machinationen die Spitze ab und stehst gesicherter da, als früher. Das kleine Opfer bewahrt Dich vor hundertfach größeren, zu denen man Dich später zwingen wird und die Dir dann keine Gewähr bieten, daß sie die letzten bleiben werden. Sieh nach!“

Der Kommerzienrath hatte die Arme über der Brust gekreuzt und nickte in bitterem Hohn vor sich hin. „Du willst mir mit anderen Worten die Pistole also auf die Brust setzen und suchst mich zu Gunsten Deiner Schüllinge einzuschüchtern? Nur daß Du bei mir da wahrlich an den Rechten kommst! Gerade, wo ich Gefahr sehe, kenn' ich keine Nachgiebigkeit, mein Bester. Das ist der schlechtest gewählte Moment, mich weich zu machen. Und ich sehe auch wahrlich keinen Grund ein, mir selber in aller Deffentlichkeit das Zeugnis auszustellen, daß ich bisher auf falschen Wegen gewandert wäre! Wie die Dinge stehn, begreife ich ganz gut. Man weiß — was wissen diese Hezapostel des neuen allein seligmachenden Evangeliums nicht? — daß grade jetzt große Bestellungen für die Werke vorliegen, daß viel davon abhängt, die rechtzeitige Lieferung zu ermöglichen, und daß ich mich auf das, nothgedrungen etwas übereilt engagirte, neue Arbeitermaterial nicht unbedingt verlassen

kann. Darauf gründen sie nun ihren Plan. Sie denken, mich in der Zwickmühle zu haben, glauben mich, im Interesse der prompten Effektuirung aller Aufträge, zu jeder Konzeffion bereit zu finden. Aber sie täuschen sich. Und wenn sie das nur erst einsehen, werden sie sich auch wieder beruhigen. Jetzt mehr als je gilt es, ihnen gegenüber Festigkeit zu zeigen, oder man hat das Heft für immer aus den Händen verloren.“ Der Sprecher ging an den Tisch, um sich, in scheinbarer Gemüthsruhe, eine Zigarrette anzuzünden. „Streit!“ lachte er dazwischen auf. „Ja, drohen werden sie vielleicht damit, — das ist möglich, darauf bin ich vorbereitet. Die Gelegenheit ist gar zu günstig. Aber wenn sie, zu ihrem höchsten Erstaunen, dann sehn werden, daß ich mich nicht schrecken lasse, daß ich auf keine ihrer Forderungen eingehe —“ Er paßte ein paar blaue Wölkchen — „Du sollst 'mal sehn, Gotthold, wie süßsam sie dann weiter arbeiten werden! Zuerst ein bißchen murren, — denn die Enttäuschung wird groß sein — dann aber, wenn ich erst den Einen oder Andern von den Räbelsführern und unzufriedenen Unruhstiftern zum Tempel hinausgejagt haben werde, — denn das werde ich thun — ganz folgsam und ganz geduldig. Und dann —“ Er blickte ein paar kunstvoll in die Luft geblasenen, lichtblauen Ringen nach und lächelte — „dann werd' ich es vielleicht an der Zeit finden, Konzeffionen zu machen. Vielleicht — jetzt nicht, jetzt in keinem Fall, oder ich gäbe mich selbst auf.“

Gotthold betrachtete diesen Mann, der das sprach, eine kleine Weile mit düsterem Blick. Er konnte ihm ein Gefühl widerwilliger Bewunderung nicht versagen, bei der kalten Ruhe und Entschlossenheit, mit der er das Unerwartete aufnahm und dem Kommenden entgegen sah, aber nie so wie in dieser Stunde hatte er gleichzeitig empfunden, daß dieser Mann ihm ein Fremder war, — vielleicht mehr als das: ein Gegner. Und dieser hatte ihn zum Helfer und Bundesgenossen hierher gerufen! „Dunkel,“ sagte er, „und wenn sie dennoch Ernst machten, — wenn Du Dich täuschtest —“

„Nun?“ Willing sah ihn groß an, keine Muskel zuckte in seinem Gesicht.

„Du würdest nicht nachgeben, auch wenn es zum Aeußersten käme?“

„Mich zwingen lassen? Nie. Und wenn ich zu Grunde ginge, — meinen sicheren Untergang vor Augen hätte, — nie. Das Wort „Ergebung“, das mir dann allein noch Rettung brächte, — über meine Lippen wird es nie kommen, darauf verlaß Dich!“

„Auch nicht, wenn es außer Dir noch Hunderte von Verirrten gleichfalls vor Elend und Untergang retten würde, Onkel?“

„Auch dann nicht.“

Eine Pause trat ein. „Das mag in seiner Art groß und heroisch sein, Onkel,“ sagte Gotthold dann, „christlich ist es nicht. Ein Christ müßte anders handeln.“ Und als der Kommerzienrath keine Antwort gab, sondern mit zusammengepreßten Lippen, in finstrem Stolz, dastand, fügte er hinzu: „So selbstsüch Du Dich in Deinem Christenthum fühlst, ich habe schon lange mir gesagt, daß Du kein Christ bist, Onkel. Als ich einmal mit Dir vor dem Hiesigen Deiner Fabrik stand und die halbnackten, sehnigen Arbeiter dort mit ihren Zangen das glühende Eisen dem ungeheuren Feuerschlunde ent-rissen, sah ich Dein von der Flamme angestrahletes Gesicht leuchten vor Triumph. Damals schoß es mir durch's Hirn, Onkel: Das Eisen ist sein Gott und die Macht, — aber von dem Gotte des Christenthums weiß sein Herz nichts. Damals schalt ich mich selbst wegen meiner Verdächtigung, aber ich glaube: ich hatte Recht, Onkel.“ Er wandte sich, um das Zimmer zu verlassen. Willing hatte keine Miene verändert. Jetzt sagte er kalt:

„Du bist der Letzte, der mir ein reines Christenthum predigen dürste, Gotthold. Nie hab' ich mich in einem Menschen getäuscht, wie in Dir.“

Gotthold drehte ihm langsam sein Gesicht wieder zu. Er blickte nicht zornig, sondern nur ruhig und ernst, als er

erwiderte: „Du hast Dich in mir getäuscht, Onkel, weil Du in mir ein blind=gehorsames Werkzeug Deiner selbstsüchtigen Machtpläne zu finden gedacht hast und die Religion als Mittel verwenden wolltest, um die hungrige, an ihren Ketten zerrende Arbeiterschaft im Zaume zu halten. Und Du bist nicht der Einzige, der das heute will. Ihr alle, die Ihr die Religion im Munde führt und Euch als Stützen von Thron und Altar, Sitte und Gesetz dünkt, während Ihr dem darbenenden Proletariat Steine statt des Brodes reicht, — Ihr seid keine Christen, Ihr habt in Wahrheit Sinn und Inhalt des Christenthums noch gar nicht begriffen oder wollt sie nicht begreifen, weil Ihr die Opfer scheut, die es Euch sonst auferlegen würde. Ich wäre der Letzte, der es Dir predigen dürfte, sagst Du. Der Letzten Einer an Würdigkeit, ja, — das weiß Keiner besser als ich. Aber erfaßt habe ich seinen Kern im Innersten, Onkel, und gelernt habe ich, daß es heute schwerer ist, als je, als Christ im wahren Sinne des Worts zu leben und zu wirken, — noch schwerer, Andre davon zu überzeugen, was ihre Christenpflicht ihnen gebieten würde. Für Euch alle aber ist die Zeit nahe, wo die Noth der Stunde es Euch vernehmlicher predigen wird, als ich oder ein Anderer es vermöchte, daß es umkehren heißt für Euch, wenn Ihr nicht zu Grunde gehn wollt. Ich habe das Meinige gethan, — leb' wohl.“ Und er ging.

Als er in stürmischer Erregung die Villa verlassen wollte, wurde er aus einer sich hastig öffnenden Thür angerufen: „Gottbold!“

„Ah! Tante Konstanze!“ Er suchte sich zu fassen.

„Du kommst garnicht, mich zu begrüßen, wenn Du im Hause bist?“ Sie hatte angstvoll seine beiden Hände umklammert, ihre großen, erschrockenen Augen, in einem blaffen, verhärmtten Gesicht, spähten in den seinen. Er sah, daß sie viel geweint haben mußten, sie erbarmte ihn.

„Ich habe Eile. Ich war nur in geschäftlichen Angelegenheiten hier, liebe Tante.“

„Ich hörte Euch laut und erregt drüben sprechen, Gott-

hold, — Gotthold, — um Himmels willen, es geht doch nicht schon los?“

„Was denn, Tante? Was denn?“ Sie gab seine Hände nicht frei.

„Und Du fragst noch? Glaubst Du denn — glaubt Ihr denn Alle, daß ich blind und taub bin? Das wilde Thier dort unten in seinem Käfig brüllt in der letzten Zeit viel lauter, als früher. Es ist nicht mehr lange hin bis zum Ausbruch. Ich hab's im Gehör.“ Sie sah sich ängstlich suchend um, als ob sie sich überzeugen wollte, daß die Glashür, die aus ihrem Zimmer in den Wald hinüber führte, noch immer unverfehrt an ihrer Stelle sei. Es schien sie um etwas zu beruhigen. Sie seufzte auf, wehrte aber mit der Hand ab, als er zu ihr sprechen wollte und sagte: „Laß nur! Deinen Trost kenn' ich, — und Du meinst es gut. Wir Alle stehn ja auch in Gottes Hand. Aber es kommen schwere Zeiten, Gotthold, — glaube mir. Ich weiß es, ich fühl' es. Er.“ — Sie deutete nach dem Zimmer des Kommerzienraths hinüber — „er weiß es auch. Aber ehe der sich's merken ließe! Und Furcht kennt er ja nicht. Der würde noch trotzig lächeln, wenn sie Feuer in die Villa werfen und mit ihren Eisenhämmern auf ihn angehn.“ Sie schüttelte mit stierem Ausdruck den Kopf. „Und Theodor kommt nicht wieder heim,“ murmelte sie, „ich hab' es immer gesagt, ich wußt' es. Und nun dies — dies!“ Sie zog eine zusammengeknüllte Depesche aus der Kleidertasche. „Eben ist sie gekommen. Und soll nun ich gehn und es ihm beibringen. Es wird eine schwere Viertelstunde werden.“

„Von Baleska?“ fragte Gotthold leise.

„Ja. Du weißt —?“

„Onkel sagte mir eben — Es ist also wahr?“

„Dies selber!“ Sie reichte ihm das Blatt.

Er faltete es auseinander und las: „Wir bitten um Papa's Einwilligung, Verzeihung und Rückkehrerlaubnis. Noch kann ja alles gut werden. Sonst gehn wir nach Amerika.

Valeska.“ Schweigend gab er das Blatt zurück, das aus Hamburg kam und als Adresse eine dortige Bankfirma aufgab.

„Was glaubst Du, wird er thun?“ fragte Frau Konstanze.

Gotthold zuckte die Achseln. „Das einzige, was ihm bleibt: nachgeben. Noch ist ja wirklich alles leicht zu vertuschen, und der Skandal, den man in unsern Kreisen doch mehr fürchtet, als jede Sünde — läßt sich vermeiden. Heute Abend kann die Verlobung der Beiden in der Zeitung stehn, in vier Wochen kann Hochzeit sein. Ich billige Valeska's Handlungsweise durchaus nicht, aber sie wußte wohl, daß es keinen andern Weg gab, ihrer Neigung zu folgen. Sie hat eben auch den eisernen Kopf der Willing's.“

Frau Konstanze seufzte. „Du kennst Deinen Onkel schlecht, Gotthold. Zwingen läßt der sich nie, — durch nichts und durch Niemanden. Und grade, weil ihm nichts andres bleibt, wird er es lieber zum Aeußersten kommen lassen, als nachgeben. Ich werde meine beiden Kinder verlieren.“ — „Nein laß!“ wehrte sie wieder ab, als er etwas entgegen wollte. „Ich muß jetzt hinein zu ihm. Je eher es vorüber ist, desto besser. Meine Nerven drohen ohnehin, zu zerreißen. Leb' wohl, Gotthold! Sag' nicht, daß ich eine schlechte Mutter gewesen bin, daß ich es bis dahin habe kommen lassen. Er —“ Sie wies wieder auf das Arbeitszimmer des Kommerzienraths — „er hat die Erziehung unserer Kinder ganz in seine Hand genommen. Sie sollten Willing's werden und nicht Wenden's, hat er mir immer gesagt. Ich bin nicht verantwortlich für das, was geworden ist. Je eisenköpfiger sie sich schon als Kinder zeigten, desto stolzer war er immer. Und nun — Lebwohl! Lebwohl!“

Sie nickte ihm traurig zu und ging. So verließ auch er die Villa, um in die Fabrik hinabzugehn. Er mußte den Arbeitern berichten, daß seine Mission vergeblich gewesen.

Noch in letzter Stunde, als Gotthold sich schon zu seiner Sonntagspredigt rüstete und der Wagen zur Kirche ihn bereits vor der Hausthür erwartete, erhielt er die Weisung des Konfistoriums aus der Provinzhauptstadt, sich einstweilen aller gottesdienstlichen und seelsorgerischen Funktionen zu enthalten, der Superintendent sei gleichfalls angewiesen, für seine ordnungsgemäße Stellvertretung zu sorgen; ehe die gegen ihn erhobene, schwere Anschuldigung nicht auf gerichtlichem oder disziplinarischem Wege ihre Erledigung gefunden, dürfe er die Kanzel nicht mehr betreten. Gotthold lachte bitter auf, als er das Schriftstück zusammenfaltete. Er ging wohl kaum fehl, wenn er die Hand seines Onkels in diesem, gegen ihn gerichteten Schläge erkannte. Der Kommerzienrath hatte ihm ja von vornherein keinen Zweifel darüber gelassen, daß er einen mächtigen Gegner in ihm haben werde, wenn er nicht sein gefügiger Helfershelfer bleiben wolle, als den er ihn hierher an seine Seite gerufen, und in seiner jetzigen Lage und Stimmung war der kraftvolle und selbstbewußte, in seinem Zorn harte und grausame Mann sicherlich nicht zur Schonung und Milde geneigt gewesen. Sicherlich hatte er den Superintendenten zur Anzeige jenes widerlichen Vorfalls mit Wieze Theben beim Konfistorium veranlaßt, wenn nicht gar gezwungen, und schon heute damit einen unbequemen Kanzelredner los werden wollen. Der Krieg zwischen ihnen Beiden war somit erklärt. Und daß sein Onkel ihn als Gegner nicht unterschätzte, ersah er ja daraus, daß er ihn um jeden Preis unschädlich machen wollte.

Und doch hätte er begreifen sollen, daß nicht blinde Auflehnungssucht und ein kokettes Baktiren mit dem rebellischen Proletariat ihn und die andern Geistlichen, die heute, gleich ihm, gegen die Großindustriellen und Großgrundbesitzer Partei ergriffen, bestimmten, sondern einzig und allein der heiligende Wille, Christi Spuren nachzugehn und das verborbene und verrottete Christenthum dieser Tage wieder zu läutern und zu reinigen, damit das Reich Gottes auf Erden sei. Wenn Jene denn wirklich Christen waren und sich im Besitz der Wahrheit dünkten, warum legten sie ihnen tausend Hindernisse in den Weg, verfolgten, schmähten und verdächtigten sie, als Aufwiegler und Ruhestörer, da sie doch nichts wollten, als Christi Lehre verbreiten und Christi Willen verwirklichen? Christen! Wie viele von denen, die das Wort der Bibel im Munde führten, beteten und in die Kirchen strömten, waren es denn noch? Ein Zuchtmittel für ihre Untergebenen sollte es ihnen sein, das Christenthum, und ein Wall, hinter dem sie sich verschanzten in ihrer Selbstsucht und in ihrer feigen Angst vor dem Kommenden, nichts sonst. Aber als Zuchtmittel hatte es lange schon zu wirken aufgehört, da die hungernben Enterbten sich abgewandt hatten von dem Gott der Reichen und Mächtigen, und wie lange würde es noch als Schutzwall für den Egoismus der Besitzenden dienen können? Noch war die Gemeinde derer klein, die da das unverfälschte, keinen unlauteren Zwecken angepaßte Christenthum verkündigten, klein noch die Zahl derer, die ihnen zuströmten. Aber wachsen würde sie und wachsen unter der Noth des Tages und der Empörung wider Lüge und Heuchelei, und die Zeit würde kommen, wo das wahre Christenthum sich gleich einem alles überschattenden Baume wieder auf der Erde ausbreitete, um Labung und Freuden zu bieten. Denn nie machtvoller, als in diesen Tagen der Unruhe und der Gährung, war die Christus-Sehnsucht gewesen in der Welt.

Mit solchen Gedanken stand Gotthold am Fenster seines Zimmers und blickte zu dem vom Morgengold überleuchteten Bau der Lutherkirche empor. Würde er wirklich niemals dort auf der Kanzel stehn? Seine Ahnungen schienen wahr werden

zu wollen. Um einer Dirne willen wollte man ihn, als unbequemem Neuerer, aus seinem Amte drängen. Aber begriff man denn nicht, daß solche Willkür immer neue Gegner der Kirche heranzog, in der so Viele heute schon den eigentlichen Hauptfeind des wahren Christenthums sahen? Nun, wie es auch kam, er würde seine Pflicht thun.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch, um eine Eingabe an das Konsistorium zu verfassen, in welcher er seine Erlebnisse mit Nieze Theben ausführlich schilderte und hiernach um die Einleitung des Disziplinarverfahrens gegen sich bat, wenn man einen Anlaß dafür zu finden glaube. Er selbst wisse sich frei von aller Schuld. Desgleichen richtete er ein Schreiben an die Staatsanwaltschaft, die er ersuchte, die Anklage gegen ihn zu erheben, wenn auch nur der geringste Anhalt dafür vorläge, da er lieber seine Unschuld auf der Anklagebank beweisen, als weiter unter einem entehrenden Verdacht leben wolle, ohne durch das Gericht behelligt zu werden.

Als beide Schreiben abgesandt waren, wollte er das Haus verlassen. Nicht um nun als Zuhörer die Kirche zu besuchen, in der man ihn als Prediger nicht mehr dulden wollte, — er hatte keine Lust Spiekruthen zu laufen, — sondern um zu Kurt Wellmann zu gehn und mit ihm über die Lage der Arbeiter zu sprechen. Wenn irgend Einer, konnte hier nur er noch helfen, der selber der sozialdemokratischen Partei angehörte, und zu dem die Arbeiter Vertrauen hatten. Mit diesem selbst war ebensowenig mehr zu reden wie mit den von außerhalb hinzugezogenen Führern, — darüber hatte sich Gottbold bereits gestern Klarheit geholt. Die Erbitterung über Willing's Weigerung, irgend welche Konzessionen zu machen oder die Forderungen der Arbeiter überhaupt nur anzuhören, war ungeheuer. Willing hatte es im Gegentheil für zweckmäßig gehalten, die Zügel noch straffer anzuziehen, als bisher, um die Gährung unter seinen Leuten im Keim zu ersticken. Die Untersuchung über die Theilnahme derselben an den sozialdemokratischen Versammlungen war sofort eingeleitet worden, die Ueberführten sollten unverzüglich entlassen werden. Wegen der Absendung

einer Deputation an Gotthold war von den Oberingenieuren eine scharfe Rüge ergangen und für den Wiederholungsfall gleichfalls Entlassung aller Beteiligten angedroht worden. Das Heer der Aufpaffer war verstärkt, für die kleinsten Zuwiderhandlungen gegen die Statuten ergingen harte Strafen, die sich besonders schwer in den Lohnabzügen geltend machten. Gleichzeitig wollten die Arbeiter wissen, daß der Kommerzienrath mit den übrigen Fabrikherren, bezüglich mit den bevollmächtigten Leitern der industriellen Etablissements in Verbindung getreten sei, um eine gemeinsame Abwehr gegen die Forderungen der Arbeiter zu organisiren. Nicht nur er selber wollte also unerbittlich bleiben, sondern auch die Uebrigen, die vielleicht eher zur Nachgiebigkeit geneigt waren, zum Widerstande aufstacheln. Und man traute ihm zu, daß ihm dies gelingen werde, der Einfluß seiner machtvollen Persönlichkeit war wahrlich nicht zu unterschätzen. Die Leute erzählten Gotthold, daß der Kommerzienrath eine halbe Nacht hindurch auf die Andern eingesprochen habe, bis er sie in ihrem Vorsatz, den Arbeitern entgegenzukommen, endlich wieder wankend gemacht habe. Wahrscheinlich würden jetzt Alle gemeinsame Sache machen, und sogar ein Bund sämmtlicher Fabrikherren der Provinz sei in der Bildung begriffen, der sich dann womöglich auf das ganze Land ausdehnen werde. Dann würden die Fabrikherren ganz in der Art der sozialdemokratischen Arbeiter einen geschlossenen Ring bilden, gegen den nicht aufzukommen war, sie konnten ihre Bedingungen stellen und die Arbeiter noch mehr drücken, als bisher; diese hatten dann jede Hoffnung auf eine Verbesserung ihres Looses eingebüßt. Kein Zweifel, daß dies das Ziel des Kommerzienraths war.

Gotthold hatte infolge dieser sich von Mund zu Mund fortpflanzenden Gerüchte eine ungeheure Erbitterung unter den Arbeitern angetroffen. Alles befand sich in dumpfer Gährung, alles drängte zur Entscheidung. Es war vergeblich, daß er den Leuten auszureden suchte, der Kommerzienrath könne die ihm untergeschobenen Absichten hegen, da sie schon durch die natürliche Konkurrenz vereitelt werden würden. Er mußte

einsehn, daß man bei diesem Manne das Ungeheuerliche für glaubhaft hielt und von seiner zielbewußten Energie niedergetreten zu werden erwartete. Er galt ihnen nicht nur als Mittelpunkt, sondern recht eigentlich als die Verkörperung alles ernstlichen Widerstandes, mit dem sie zu rechnen hatten. Es kam Gotthold vor, als ob sie ihn ebenso haßten, wie sie ihn bewunderten, und als ob sich selbst in ihre Furcht vor ihm noch etwas wie Ehrerbietung mischte. Aber er begriff auch, daß die ganze Wuth dieses sich emporringenden Proletariats, wenn sie einmal entfesselt war, sich gerade gegen ihn richten werde, und daß man vor diesem Ausbruch jetzt in noch schwererer Sorge sein müsse, als bisher. Kurt Wellmann hatte er gestern nicht gefunden. Die alte Frau Sauter hatte ihm gesagt, daß er vor Gericht zu erscheinen habe und schon in aller Frühe fortgegangen sei, um seine Rede, die er vor den Richtern halten wolle, einzustudiren. Davon, daß er krank sei, hatte sie nichts gewußt, der Stärkste sei er ja überhaupt nicht — und manchmal — leider Gottes — Sie hatte die Geberde des Trinken gemacht. Dann aber hatte sie gefragt, ob der Herr Pastor denn schon wisse, was man Fürchterliches plane. Und als Gotthold entgegnet hatte: Ja, man wolle einen Streit in den Fabriken organisiren, hatte sie kopfschüttelnd erwidert, das sei noch das Wenigste und ginge sie, die Sauters, ja eigentlich nichts mehr an, seit sie mit der Fabrik nichts mehr zu thun hätten; aber ein Massenausritt aus der Landeskirche solle stattfinden, das sei die Antwort, welche man auf die gegen den rothen Wellmann erhobene Anklage und auf das Verbot des freireligiösen Unterrichts geben wolle. Was das für Zeiten waren! hatte sie gejammert, es werde bald überhaupt keine Christen mehr geben; alles ging drunter und drüber, und kein Mensch wußte mehr, wohin man trieb, wahrscheinlich würde die Welt nächstens untergehn. Abends hatte Gotthold Kurt's Bertheidigungsrede, auszugsweise, in der Zeitung gelesen; trotzdem sie glänzend war, war seine Verurtheilung erfolgt. Die Erregung, die darüber in den Arbeiterkreisen herrschen würde,

mußte die Aufrührstimmung in der Stadt noch steigern. Es drängte Gotthold deshalb mit Kurt zu reden.

Als er fort wollte, rief ihn Irma an, die, bei dem Klang seiner Schritte draußen, ihre Zimmerthür geöffnet hatte. „Gotthold!“

Er wandte ihr sein sorgenvolles Antlitz zu und sah, daß das ihrige zum Erschrecken bleich und verhärmt war. Ihre Augen glühten darin, wie in Ekstase, und mehr, als je, war etwas Unirdisches und Geistesabwesendes in ihren Zügen. „Was willst Du?“ fragte er matt. Seit jener Nacht, wo Niese Theben aus seinem Hause gelaufen war, hatte sich die Entfremdung zwischen ihnen Weiden wesentlich gesteigert. Sie hatten sich seitdem kaum mehr gesehen, und Gotthold konnte es Irma nicht verzeihen, daß diese an die gegen ihn erhobene schmähliche Anklage der Dirne auch nur einen Augenblick geglaubt hatte, — vielleicht immer noch daran glaubte. Aber sein Mitleid mit ihr überwog bei ihm, und er folgte ihr in ihr Zimmer.

„Gotthold,“ sagte sie dort und blickte mit stillem Lächeln vor sich hin, „ich war bei ihm.“

„Bei wem?“ fragte er zerstreut.

„Du hattest mir gesagt, daß er Samstags Abends seine Predigten hielte, und daß Du mich das nächste Mal mitnehmen wolltest. Weißt Du noch? Aber Du kamst nicht nach Hause gestern. Da dachst' ich, Du habest es vergessen, oder Du wolltest mich nicht mitnehmen und ging allein.“

„Du gingst allein — nach dem Arthursberge — Du?“

„Ja,“ sagte sie, immer mit dem gleichen, stillen Lächeln, ohne ihn anzusehn und in leisem, gleichmäßig singendem Ton, „ganz allein.“

„Aber gestern war ja gar keine Versammlung der Freidenker.“

„Das wußte ich ja nicht. Als ich oben anlangte, waren noch ein paar andre Menschen da, die hatten auch geglaubt, er würde kommen, und waren traurig, als sie vergebens gepöfßt hatten. Und sie erzählten mir von ihm. Wie von einem

Heiligen sprachen sie von ihm. Wie er gut und sanft sei und immer zu trösten wisse. Und wie unglücklich dabei selber. Und lebte ganz einsam, — ohne Pflege, obgleich er leidend sei und so bedürfnislos, wie ein schlichter Arbeiter. Und all' sein Denken und Sinnen sei nur darauf gerichtet, wie es anders und besser werden könne in der Welt, wie die Armen und Elenden Hülfe und Heil finden könnten. Wie das alles rührend klang aus dem Munde dieser einfachen Leute, Gott-hold! Mir sind die Thränen in's Auge gekommen. Ist der nicht, wie ein neuer Christus? Hab' ich plötzlich denken müssen. Den haben sie ja auch erkannt und verschmäht und als Gotteslästerer gebrandmarkt, und nur die Armen und Elenden wußten, was sie an ihm hatten. Und in solchen Gedanken bin ich bis an sein Haus zurückgekommen. Sie sagten mir, da wohnte er. Und ich bin hinaufgegangen.“

„Du fandest ihn?“ fragte Gotthold, als sie verstummte und selig in sich versunken dasaß.

„Ja, ich fand ihn. Er war ganz allein. Und sehr müde, denn er hatte vor Gericht seine Lehre vertheidigen müssen, wie Christus vor Pilatus.“

„Und was sagte er Dir? Wie nahm er Deinen Besuch auf? Du wirst zugeben, daß das alles sehr ungewöhnlich ist, was Du da gethan hast.“ Er blickte sie unruhig an.

Eine kleine Weile antwortete sie gar nicht, sondern lächelte nur, immer in der früheren, geistesabwesenden Art, in sich hinein. Dann richteten sich ihre Augen plötzlich voll schwärmerischer Ekstase auf das Kreuzifix ihr gegenüber, und sie fragte im Flüsterton: „Findest Du es nicht auch, daß er ihm ähnlich sieht, Gotthold? Ich habe es ja immer gedacht und gewußt, aber so wie es gestern war — Ganz dieser Leidenszug im Gesicht und ganz diese milde Schwermuth — Sie schauerte leise zusammen, ihre Augen weiteten sich immer mehr auf, ihre Brust ging stürmisch auf und nieder. Ganz leise öffneten sich ihre Lippen, als wenn sie etwas in sich trinken wollten. Gotthold war immer unruhiger geworden. Er hatte seinen Sitz verlassen, eine unbehagliche Empfindung bemächtigte

sich seiner. Mit einem Male überkam's ihn: wie, wenn diese verzückte Frömmigkeit von jeher nichts anderes gewesen wäre, als die in's Ueberfönnliche übertragene Leidenschaft für einen sterblichen Mann? wenn sich nur die Verzweiflung darüber, ihn nicht besitzen zu können, in diese heiße, fanatische Schwärmerei für den Gekreuzigten geflüchtet hätte, um dessentwillen sie ihn, den Lebenden, aufgegeben hatte und der ihm so ähnlich sah?

Mit einer harten Bewegung trat er zwischen Irma und das Kreuzifix. Schon öfters war ihm ein ähnlicher Argwohn gekommen, wenn er sie so brünstig hatte beten und den eisernen Christus dort umklammern sehn, in dieser Stunde wurde er ihm zur Gewißheit. Seine Brauen hatten sich finster zusammengezogen. „Laß das jetzt!“ sagte er unmutig. „Erkläre mir lieber, weshalb Du mich gerufen hast. Nur um mich zu fragen, ob Kurt Wellmann dem Gekreuzigten dort ähnlich sieht?“

Sein Ton ließ sie zusammensfahren. „Gotthold,“ sagte sie schüchtern, „weißt Du, daß wir uns geliebt haben?“

„Ja, ja,“ erwiderte er ungeduldig, „und er war Dir nicht strenggläubig genug, um ihn zu heiraten. Deshalb entscheidest Du, — machtest ihn und Dich unglücklich. Du bist nicht die Erste, die so handelste, und wirst nicht die Letzte sein. Als ob etwas darauf ankäme, woher der Einzelne die Wurzeln seiner sittlichen Kraft entnimmt! Als ob nicht dieser unglückselige Konfessionalismus in der Religion untergehn müßte! Und Religion hatte er doch wahrlich auch. Aber gleichviel — was soll das alles jetzt? Ihr habt euch geliebt. Und jetzt?“

„Gotthold,“ fragte sie scheu, „kann so etwas denn sterben?“

Ihr Ton rührte ihn wieder. Es war etwas so Kindlich-Unschuldiges, etwas so Erwachendes darin. Und konnte man ihr denn auch Schuld geben? Sie hatte nicht anders gehandelt, als Alle gethan hätten, die, gleich ihr, in den engen, traurigen Vorurtheilen aufgewachsen waren, die dem Leben so-

viel Sonne und soviel Heitres rauben. Die Menschen mußte man anklagen und die Weltordnung, unter die sie sich beugten mit den Gesetzen ihres Herzens, — nicht den Einzelnen. Und diese da hatte gebüßt. Denn was war ihr Leben seitdem anders gewesen, als eine Kette von dunklen Tagen der Reue, nur erhellt von einer mystischen Schwärmerci, in der sich sinnliches und seelisches Begehren unklar gemischt hatten? Und nun war es zu spät zur Umkehr. Begriff sie das nicht? Hatte er es ihr nicht zu sagen gewagt? „Ja, Irma,“ sagte er sanft, „es kann sterben. Wußtest Du das nicht?“

Er war zu ihr herangetreten und hatte ihr die Hand leise auf's Haar gelegt. Sie sah ihn ganz starr an, sie schien ihn nicht zu verstehn. „Er war sehr milde mit mir,“ sagte sie nur. „Und dann ging ich wieder. Er brachte mich bis an's Haus.“

„Und das alles hast Du mir erzählen wollen?“

„Ja. Ich dachte mir, wenn es Dir ein Anderer erzählte, — daß ich in das Haus eines Mannes gegangen sei, — in der Abendstunde — Er hat mich auch nicht lange geduldet bei sich deshalb. Aber ich bin jetzt ganz ruhig, Gotthold. Ich habe es thun müssen, und er hat mir gesagt, daß er mir nicht mehr zürnt. Seit ich wußte, daß er am gleichen Orte mit mir weilte, hat es mir keine Ruhe mehr gelassen. Der da hat zu mir gesprochen: Du darfst und Du mußt. Und nun ist alles gut.“ Wieder dieser verklärte Blick, den sie zu dem Kreuzifix hinüber warf! Es war jetzt keine brünstige Ekstase mehr, es war eine selige Hingebung darin und in ihrem ganzen Wesen überhaupt. Ihre Stimme, die früher oft so scharf und hart geklungen hatte, war jetzt weich und schmelzend. Ein heißes Erbarmen mit ihr war in Gotthold. Zu spät! dachte er. Wieder einmal ein Mensch, der sein Glück versäumt und sein Leben um einen leeren Schemen hingepfert hat! Wieviele waren ihrer!

Er blickte Irma an. Wie weilt und vergrämt sie ausjah! Ihre Jugend war hingegangen, ohne daß sie einen Tag nur ihrer wirklich froh geworden. Und Gotthold mußte

Helga's denken, die Kurt Wellmann liebte und der blühenden Mädchen und Frauen aus dem Volke, die ihm ihre Liebe entgegenbrachten. Was konnte ihm daneben diese hier noch anders sein, als eine wehmüthige Erinnerung an das Einst? Er streichelte Irma's Haar. „Ja, nun ist alles gut, Irma,“ sagte er. „Aber geh' nicht wieder zu ihm. Suche keine Begegnung mehr mit ihm!“

Sie lächelte, ohne ihm zu antworten. Er sprach noch eine Weile auf sie ein, wie sie nun endlich wieder am Leben theilnehmen und ihr Leben sich einrichten solle, um im Wirken für Andere eigene Befriedigung zu finden, aber er merkte, daß sie nicht auf ihn hörte, nur immer mit schmachttend-verklärtem Blick an dem Kreuzfist hing und hin und wieder zerstreut zu seinen Worten nickte und lächelte. So verließ er sie denn.

Während seines ganzen Weges zu Kurt dachte er an Helga. Würde auch sie einst bereuen, ihn von sich gestoßen zu haben? weil ihr Gott nicht der seine war? Diese ruhig in sich gefestete Natur brauchte freilich keine Tröstung im Ueberfinnlichen zu suchen, nach wie vor würde sie im Dienste reinen Menschenthums wirken und innere Befriedigung darin finden, sich ausleben und glücklich sein. Sie war stark, sie würde nicht bereuen. Und wenn die Einsamkeit eines Tages dennoch lähmend über sie herfiel, würde sie einem Manne die Hand reichen, der mit ihr den gleichen Zielen entgegensritt und den Menschen der Zukunft das glücklichere Land vorbereiten helfen wollte, in dem sie leben und schaffen und genießen konnten.

Er wurde in seinem Sinnen durch das rege Leben und Treiben unterbrochen, das heute im Arbeiterviertel herrschte. Kleine Trupps von Männern zogen, Arm in Arm, an ihm vorüber, in den Hausthüren, mitten auf der Gasse, standen aufgeregter schwärmende Gruppen zusammen. Und überall stieß er auf wüthende Blicke und finster-entschlossene Mienen. Es war nicht zu verkennen, daß hier eine große Entscheidung in

der Luft lag. Wie eine schwüle Gewitterstimmung lagerte es über den Heimstätten dieser Proletarier.

Kurt Wellmann war abermals nicht daheim, als Gotthold zu seiner Wohnung hinaufflog, aber er begegnete ihm in dem Augenblick, wo er wieder zum Hause hinaustrat. Mitten in einem Trupp von Männern, unter denen Gotthold den Barbier Bödow und die beiden sozialdemokratischen Redner Heinrich Berg und Arbeiter Pahl erkannte, kam er die Straße hinab. Während die Andern spöttisch grinsten und sich tuschelnd mit den Ellenbogen anstießen, löste sich Kurt rasch von ihnen ab und ging auf Gotthold zu. Er sah sehr erhitzt aus, seine Nasenflügel zitterten, seine Backenknochen brannten. „Du suchst mich?“ fragte er.

„Ja, ich hätte viel mit Dir zu reden, — und dringend. Aber Du bist in Anspruch genommen, wie ich sehe.“

„Allerdings. Es bereiten sich große Dinge vor. Gotthold! Vielleicht werden wir morgen schon den allgemeinen Streit haben.“

Gotthold zuckte leicht zusammen. So nahe hatte er die Gefahr nicht geargwöhnt. „Eben deshalb wollte ich mit Dir sprechen, Kurt, wißt Ihr denn auch, was Ihr thut? Was das alles für Folgen heraufbeschwört? Ihr solltet dies letzte, äußerste Mittel nicht anwenden, ehe alle andren erschöpft sind, ehe die eiserne Noth Euch dazu zwingt! Ich sage das nicht, um meines Onkels willen, — wahrhaftig nicht, ich sag' es um der Arbeiter willen, einzig und allein um ihretwillen. Mein Onkel wird eher zu Grunde gehn, als sich vor der Gewalt fürchten, ich kenn' ihn. Und was kommt auf den Einen an, gegen die Hunderte? Kurt, Ihr jagt ein frevelhaft leichtfertiges Spiel an, — nur um dem aufrührerischen Instinkt der großen Masse zu schmeicheln.“

Kurt hatte finster vor sich hingeblickt. Nun schüttelte er den Kopf. „Du irrst. Die Massen zwingen uns. Uebrigens bin ich selbst ein entschiedener Gegner des Streiks und werde ihn zu verhindern suchen, so lange ich kann. Aber ich fürchte, ich werde nicht mehr können. Eben jetzt gehen wir zu der

für heute einberufenen Versammlung, die den endgültigen Beschluß fassen wird, ob Streik oder nicht. Ich werde dagegen sprechen. Wird er trotzdem beschlossen, so wird heute Nachmittag schon alles organisiert werden, und morgen, wenn die Fabriksglocke dort oben von jenem Thürmchen herabbläuet, wird ihre Stimme umsonst erklingen; kein Eisenhammer mehr wird sich rühren, und kein Schlot wird rauchen. Das arbeitende Volk wird feiern.“ Seine Augen blickten visionär, unwillkürlich hatte er den Arm deutend aufgehoben.

„Ich will mit Dir gehn,“ sagte Gotthold.

Aber Kurt schüttelte den Kopf. „Neulich haben sie Dich nicht sprechen lassen, Gotthold, heute lassen sie Dich gar nicht hinein. Der Zutritt ist nur den Parteimitgliedern gestattet. Du siehst: wer dem Volke helfen will, muß sich vor allem zu ihm bekennen und mit der Bourgeoisie brechen. Man kann nicht zwei Herren dienen, Gotthold, nicht gleichzeitig dem hungernden Proletariat und der Kirche, denn sie ist es, die uns Steine statt des Brodes reicht. Mach' Dich frei und sei der Unsere. Du weißt, daß ich Dich schon einmal mahnte, Du hast nicht gewollt. Dein Herz ist gut, aber Dein Wille ist schwach. Du bist Einer von den Halben. Du schrickst zurück davor, die Brücken hinter Dir alle abzubrechen, Du scheust Dich vor der Berührung mit all' dem Häßlichen und Wilben, was der Emanzipation des vierten Standes anklebt, als ob große Umwälzungen je sich ohne das hätten vollziehen können. Und Dich wird eines Tages die Bourgeoisie selber ausstoßen und die Kirche selber von sich weisen, wenn Du ihnen nicht zuvorkommst, denn Dein Herz ist unser!“

Gotthold blickte mit trüber Bitterkeit vor sich nieder. Sollte er ihm erwidern, daß sich seine Prophezeiungen schon zu erfüllen begonnen hatten? Aber was kam heute auf ihn und sein Schicksal an? Er schüttelte den Kopf, „wenn der Sache des Proletariats heute Einer wahrhaft nützen will, so kann er das nur, wenn er auf dem Boden unserer alten Gesellschaftsordnung steht. Unsere Zeit verlangt friedliche Reformen, allem gewaltsamen Umsturz ist sie abgeneigt. Täuscht Euch

darüber nicht! Eine revolutionäre Erhebung würde die Erfüllung Eurer berechtigten Forderungen nur auf's Unabsehbare hinaus verschieben. Gegen Euch würden Alle mit zu den Waffen greifen, die ehrlich und ernst an dem Wert der Organisation unserer Gesellschaft mitarbeiten möchten und mit erbarmender Menschlichkeit sich jetzt verpflichtet fühlen, Euch die Hand zu reichen. Abtrozen lassen sie sich nichts. Ihr würdet nur die Gutgesinnten gegen Euch umstimmen. Wer mit erhobenen Fäusten Mitleid oder Gerechtigkeit verlangt, ist ein schlechter Anwalt für sich selber und für seine Sache. Es giebt heute Tausende und Tausende, die mit wahrer Sympathie Euren Bestrebungen gegenüberstehn, aber wenn Ihr Gewalt anwendet, scheucht Ihr sie auf die Seite Eurer unerbittlichsten Gegner. Und jeder Streit ist schon eine Gewaltthat. Beschuldelt Eure gute Sache nicht, Kurt, oder Ihr seid Eure schlimmsten Feinde.“

Kurt machte eine ungeduldige Bewegung. „Halt' den Strom auf, wenn er im Frühling seine Eisbede sprengt. Ich vermag's nicht. Unser Kampf ist eine entfesselte Naturgewalt, — nichts andres. Und wenn wir auf die Hülfe Derer warten wollten, die uns im Inneren Recht geben, aber nicht den Muth haben, sich zu uns zu bekennen, könnten unsere Entel noch immer den Tag der Befreiung so sehnsüchtig erwarten, wie jetzt wir. — Aber laß uns hier abbrechen, ich muß fort. Wer weiß, wie bald man mich wegen Fluchtverdachts oder unter einem sonstigen Vorwand nach meiner gestrigen Verurtheilung verhaften wird, um mich unschädlich zu machen. Ich muß meine Zeit nützen, denn die Reaktion ist brav bei der Arbeit, um uns und unseren Bestrebungen in die Hände zu wirken, ohne daß sie es begreift! Die ist unsre beste Bundesgenossin gegenüber der Lauheit und Zaghaftigkeit, in Schaaeren treibt sie uns neue Anhänger zu, die über unsre Willkürherrschaft, über die Rechtsbeugung, die bei uns mehr und mehr zur Gewohnheit wird, über das wieder erwachte Cäsarenthum und über die Zwangsreligion in Empörung gerathen und

nirgends mehr sich zugehörig fühlen, wie bei uns. Nur noch eine Frage, Gotthold: Weißt Du, daß Deine Schwester —?“

„Sie hat es mir gesagt.“

Kurt schaute zu Boden, ein Zucken ging um seine Lippen. „Armes Mädchen!“ sagte er leise. „Dies Wiederseh'n hat mich tief erschütter't. Ich ahnte nicht — Und sie hat mich also doch geliebt — mich nur um einen Wahn von sich gestoßen. Wie anders hätte alles werden können, — für sie und mich!“ Er machte eine verschleudende Armbewegung. „Zu spät! Auch wir sind Opfer des Fluchs geworden, der auf der Menschheit lastet, weil sie die alte Pilatus-Frage „Was ist Wahrheit?“ nicht für immer unlösbar glaubt, sondern — Jeder an seinem Theil — so gelöst zu haben meint, daß Jeder den anders Denkenden verdammen und verachten kann. Wann wird das je anders sein? Wird es überhaupt einmal anders sein?“ Er reichte Gotthold die Hand. „Leb' wohl! Sag' ihr, es sei besser, Gotthold, wenn wir uns nicht mehr wiederseh'n. Ich muß stark bleiben, ich hab' all' meine Kräfte jetzt nöthig. Leb' wohl!“

So trennten sie sich. Die Gruppen, die auf der Gasse zusammenstanden, hatten schon mehrfach neugierig nach ihnen hinübergeschielt, und hin und wieder war eine erstaunte oder anzügliche Bemerkung laut geworden, die Kurt nicht hören mochte, die Gotthold aber peinlich berührte. Immer wieder mühte man sich, ihm klar zu machen, daß er nicht hierher gehörte, daß man an ihn nicht glaubte und nichts mit ihm gemein haben wollte! Und bei denen drüben hatte er sich selbst losgelöst und war man um nichts weniger bestrebt gewesen, ihn von sich abzuschütteln. Wohin also gehörte er denn? Stand Jeder, der den Geboten des unverfälschten Christenthums heute unentwegt nachzusehern gewillt war, außerhalb der Gesellschaft? Und doch nannte diese Gesellschaft sich christlich und wollte die große Kulturmission der Christenheit auf Erden erfüllen? Unlösbarer Widerspruch!

Er wandte seine Schritte der Villa seines Onkels zu, um noch einmal, im Hinweis auf die drohende Gefahr, zu ver-

suchen, ob er den, in dessen Händen jetzt allein noch die Entscheidung über Krieg und Frieden lag, nicht doch zur Nachgiebigkeit bestimmen könne, aber der Diener meldete ihm schon am Partgitter, daß der Kommerzienrath nicht daheim sei. Schon bald nach Gotthold's morgendlichem Besuch sei er fortgefahren, wahrscheinlich zum Bahnhof, da er einen kleinen Koffer bei sich geführt habe. Ueber seine Rückkehr wußte der Diener nichts. So war also auch dies vereitelt! Gotthold ging in die Stadt zurück, um Pastor Gadebusch aufzusuchen.

XXI.

Seit acht Tagen währte der Streit. Trotzdem man von jenem Sonntag Abend an, wo sich die Kunde, daß er beschloffen worden, gleich einem Lauffeuer durch die ganze Stadt verbreitet hatte, ihm entgegengesehn, war er doch noch wie eine ungeheure Ueberraschung gekommen, die Alle in Athem hielt und eine lähmende Wirkung ausübte. Viele hatten, trotz allem, nicht an die Möglichkeit geglaubt, daß man Ernst mit der Drohung machen werde, zu feiern; weiter Kreise, auch solcher, die mit den industriellen Unternehmungen der Stadt in gar keiner Beziehung standen, hatte sich Furcht und Schrecken bemächtigt. Die Abwesenheit des Kommerzienraths, von dem es hieß, daß er in Begleitung seiner Tochter einen kurzen Erholungsausflug unternommen habe, war von den Meisten als eine Gewähr dafür gedeutet worden, daß die Drohungen der Arbeiter — wenigstens vorerst — nicht wahr gemacht würden. Nun mußte er selber wohl von der nackten Thatsache der Streiterklärung aus seiner Vertrauensseligkeit aufgeschreckt worden sein. Oder hatte er sie doch vorausgesehn und wollte durch seine zur Schau getragene Sorglosigkeit aller Welt beweisen, daß er derselben kein großes Gewicht beilege und nicht der Mann sei, sich von ihr beeinflussen zu lassen? Niemand war sich klar darüber.

Am Montag Morgen, als die Fabrikglocken zum Arbeitsbeginn gerufen hatten und der schrille, gellende Schrei des Rebellhornes bis in die Stadt hinein erklang, war statt des Arbeiterheeres, das sonst in langem Zuge den Willing'schen

Werken zugesteuert war, nur eine aus fünf Männern bestehende Deputation erschienen, um dem Obergeringieur Lauckart zu erklären, daß die gesammte Arbeiterschaft beschlossen habe, die Arbeit in den Werken nur dann wieder aufzunehmen, wenn ihre schriftlich formulirten Forderungen erfüllt, beziehentlich deren Erfüllung verbürgt würde. Dabei hatte der Sprecher der Deputation ein Schriftstück überreicht, das in fünf Punkten die Forderungen der Arbeiter näher präzisirte, vor allem Lohn-erhöhung, Wegfall der Nachtarbeit und Aufhebung oder doch Revision der Statuten, in denen mehrere Paragraphen, darunter die auf den Heiratskonsens und das Verhalten der Arbeiter außerhalb der Fabrikstunden, sowie auf ihre Gestinnung, ihre Lektüre und ihren Kirchenbesuch bezüglichen als unwürdig und unhaltbar bezeichnet wurden. Die dringende Aufforderung des Obergeringieurs, der sich außer Stande erklärte, in Abwesenheit des Chefs irgendwelche Zusicherungen zu geben oder überhaupt mit den Arbeitern in Verhandlung zu treten, einstweilen wenigstens die Arbeit wieder aufzunehmen, war mit ruhiger Entschiedenheit abgelehnt worden. Seitdem feierten die Arbeiter.

Vergebens hatte Lauckart und hatten die übrigen Ingenieure versucht, zum Mindesten einen kleinen Stamm alter und bewährter Leute zum Arbeitsbeginn zu bewegen, um nur nicht den Betrieb überhaupt einstellen zu müssen. Die Männer erklärten, daß sie gern arbeiten würden, aber sie hätten ihr Wort gegeben, da sie sich als die Einzigen nicht von der allgemeinen Verabredung hätten ausschließen können; zusammenhalten müsse man nun einmal, und wenn auch nicht alles erfüllt würde, was die Herren aus Berlin ihnen da aufgesetzt hätten, in Verhandlung treten und den Arbeitern gewisse Zugeständnisse machen müsse man nun schon einmal, eher sei von einer Wiederaufnahme der Arbeit keine Rede. Es blieb daher nichts übrig, als die Fabriken zu schließen.

Schon am Sonntag Abend hatte man dem Kommerzienrath telegraphisch nach Hamburg von dem Beschluß der Arbeiterversammlung Meldung gemacht, ohne eine Antwort zu erhalten. Am Montag war ihm der thatfächlich ausgebrochene

Streit beiseitigt worden, und man hatte um Verhaltensmaßregeln gebeten. Hierauf war die Antwort erfolgt, Willing komme selber zurück, und man solle sich bis dahin jeder Verhandlung mit den Streikenden enthalten. Dann war er in der That zurückgekommen, — und wirklich in Begleitung seiner Tochter, was allerlei böswilliges Geschwätz, das über diese ausgestreut worden war, rasch zum Schweigen gebracht hatte, — aber auch er hatte nichts weiter erreichen können, als daß der Ausstand fortbauerte. An Unterhandlungen mit den Arbeitern dachte er nicht. Als er sich überzeugt hatte, daß man wirklich Ernst machen wollte, — noch bei seiner Ankunft hatte er es nicht geglaubt, sondern war lachend den, ihn am Bahnhof erwartenden, Ingenieuren entgegengetreten, als ob es sich um einen gelungenen Scherz handelte, mit dem man ihm nur seinen Ausflug hatte vergällen wollen, — hatte er erklärt, daß diese „Verrückten“ haben sollten, was sie sich eingebrockt hätten. Acht Tage wolle er ihnen Zeit lassen, sich zu besinnen; trocken sie dann nicht zu Kreuze, so hätten sie verspielt. Daß schon diese acht Tage ihm ungeheure Geldopfer auferlegten, wollte er ihrer Verblendung nachsehen, was aber darüber hinausging, würden sie am eignen Leibe büßen müssen. Diese Aeußerungen wurden durch die Werkmeister den Streikenden als einzige Antwort des heimgekehrten Chefs überbracht.

Sie erregten theils Bestürzung, theils Erbitterung unter den Arbeitern. Man hatte mit Bestimmtheit darauf gerechnet, daß der Kommerzienrath sofort in friedliche Unterhandlungen mit ihnen eintreten werde. Die Führer hatten ihnen vorgestellt, daß er dazu gezwungen sei, wenn er nicht in längstens vierzehn Tagen ruiniert sein wolle. Darauf hatten sie sich verlassen. Sie hätten diesen Mann, mit der eisernen Stirn, freilich besser kennen sollen. Der hörte sie gar nicht einmal an, hielt es gar nicht der Mühe für werth, überhaupt zu erfahren, was sie eigentlich verlangten und unter welchen Bedingungen sie wieder arbeiten wollten. So viel Ehre that er ihnen gar nicht an. Er ließ ihnen einfach Zeit, sich zu besinnen. Daß er selber ihnen auch nur um Haaresbreite

entgegengekommen wäre, davon war keine Rede. Wollten sie an dem Termin, den er ihnen stellte, nicht nach seiner Pfeife tanzen, so mochten sie sehen, wie sie fertig wurden.

Aber was konnte er denn thun ohne sie? Das war's, worüber sie sich die Köpfe zerbrachen, und was sie mit einer unbestimmten Furcht, wie vor etwas Unheimlichem, erfüllte. Ganz geheuer war's den Meisten von ihnen ohnehin nicht gewesen, mit diesem Streik. Mit dem Kommerzienrath anzubinden, war immerhin ein Wagnis, ob die Chancen anscheinend auch noch so gut für sie standen. Persönlich hätten nun schon die Wenigsten vor den zornig erregten Mann hintreten mögen, um ihm ihre Forderungen vorzutragen. Es war nur wie ein Austausch über sie Alle gekommen, sie hatten sich fortreißen lassen, auch die Ältesten, Ruhigsten und Besonnensten. Man hatte ihnen ja unwiderleglich klar gemacht, daß sie nichts zu besorgen hatten, daß sie in ihrem Recht waren, und daß der Kommerzienrath nachgeben mußte. Sie waren es ihren Familien schuldig gewesen, eine so günstige Gelegenheit zu ergreifen, um ihre Lage zu verbessern. Und dann war es auch mit einer unbezwinglichen Gewalt über sie gekommen, nach so langen Jahren des Drucks endlich einmal sich aufzubäumen, etwas von sich abzuschütteln, die Arme auszureden. Es hatte sie Alle befallen, wie ein Fieber. Es lag in der Luft, es steckte an. Sozialdemokraten? Nein, das waren sie gar nicht, diese alten, in Arbeit und Pflichttreue ergrauten Soldaten des großen Arbeiterheeres. Manche wußten gar nichts von der Sozialdemokratie, Andre hatten sich gewöhnt, unter der Zwangsherrschaft der Billingschen „Statuten“ darin alles Schlechteste und Verwerflichste zu sehn, was je von Menschen erfunden worden war. Sie wollten einfach sich verbessern, sie nahmen die günstige Stunde wahr, um einen freien Athemzug zu thun. Böses hatten sie nicht im Sinn; an Aufruhr dachten sie gar nicht. Wer ihnen das vorgeworfen hätte, den hätten sie verständnißlos angestarrt. Die jungen Leute, besonders die Zugzogenen, — nun ja, das möchte sein, die wollten höher hinaus, denen kam's auch nicht darauf an, was für einen Namen

man dem Dinge gab. Und die Neuen hatten ja schon ihre Erfahrungen gemacht im Streiken, die brachten den Ausstand sozusagen in ihrem Bündel von draußen mit. Aber zwischen denen und den alten Billing'schen Arbeitern war eigentlich gar keine Gemeinschaft. Sie wollten dasselbe, aber sie wollten es aus ganz verschiedenen Gründen und hielten nicht einmal äußerlich zusammen.

Anfangs war Allen die unerwartete Ruhe jäh über den Hals gekommen, daß sie nichts damit anzufangen wußten. Sie standen in Schaaren vor den geschlossenen Fabrikthoren bei einander und stierten, rauchend und spuckend, zu den Schloten hinüber, aus denen kein Qualm mehr aufstieg, hatten die Hände in den Hosentaschen, hoben den Priem von einer Bache in die andre und horchten immer nach den Worten hinüber, verwundert, daß wirklich kein Arbeitslärm, kein Hämmern und Dröhnen von dort her drang. In diese Stille konnten sie sich nicht finden, sie war ihnen unheimlich. Jahre lang, Jahrzehnte lang hatten sie gelebt unter diesem betäubenden Getöse und Geklopfe, und es war ihnen allmählich zum Bedürfniß geworden, wie die Luft, die sie athmeten. Sie mochten es nicht mehr entbehren, sie sehnten sich förmlich danach. Unschlüssig, thatenlos, in einer dumpfen, gebrückten, unklaren Stimmung schlenderten sie vor den Fabrikthoren hin und her, mürrisch-scheele Blicke auf die Vorübergehenden werfend, die stehen blieben und sie anguckten, wie wilde Thiere.

Erzesse kamen nirgends vor, vollkommene Ruhe herrschte. Die sozialdemokratischen Agitatoren von außerhalb waren wieder abgereist, alles schien in Frieden und Ordnung einer Entscheidung entgegenharren zu wollen, die nicht lange auf sich warten lassen konnte. Selbst die Bierwirthschaften und Destillationen waren nur mäßig besucht. Da das sommerliche Wetter in's Freie lockte, zogen die Arbeiterfamilien in langen Zügen zum Walde hinaus. Man lagerte sich dort, die mitgebrachten Eßvorräthe wurden verzehrt, man sang und trieb allerlei Kurzweil, die Kinder jauchzten und lärmten. Ein neues Leben schien für Alle anzufangen.

Dabei wartete man aber immer auf etwas, was kommen sollte. Man spähte danach, man lag auf der Lauer. Kommen mußte es ja. Und wie ein Tag nach dem andern verging, ohne daß es kam, fing man an, unruhig zu werden. Die Unruhe wuchs. Die Männer steckten die Köpfe zusammen, tuschelten, blickten nach der Fabrik hinüber, die leer und todt dalag, — und jetzt war in ihren Blicken etwas Argwöhnisches, Finstres und Furchtames. Es sah aus, als haßten sie dies erstarrte Ungeheuer, das seine Riesenarme so drohend in die Luft streckte und mit seinen zahllosen todtten Augen zu ihnen herüberstarrte, und als hangten sie gleichzeitig vor einem Unheil, das von dort kommen würde. In dieser Stimmung trieb es allmählich die Männer immer häufiger in die Bierstuben des Arbeiterviertels. Sie mußten näher zusammenrücken und sich miteinander besprechen, allein fanden sie sich hier nicht mehr zurecht. Man mußte sich auch diese dumme Furcht wegschütten, sich wieder in die alte Siegesgewißheit hineindebattiren. Warum sollte man überdies nicht noch ein paar Tage lustig leben? Bald genug mußte die Arbeit wieder aufgenommen werden. Man konnte sich's einmal wohl sein lassen, und in den Kneipen erhitzten sich die Männer die Köpfe. Man blieb lange zusammen, wie sollte man die Zeit auch sonst todt schlagen? Und es waren immer solche da, die etwas Neues zu berichten hatten, heßten und stachelten.

Am neugierigsten waren eigentlich Alle zu erfahren, wie der Kommerzienrath diese Zeit ertrug. Man hatte sich gedacht, daß er zuerst vor Wuth schäumen, dann aber, als kluger Geschäftsmann, rasch einlenken und gute Miene zum bösen Spiele machen werde. Von dem allen schien nichts zu werden. Wenn die Nachrichten, die man sich in den Arbeiterkneipen zutrug, auf Wahrheit beruhten, trug der Kommerzienrath vielmehr eine kühle Ruhe zur Schau, die den Leuten immerhin imponirte. Trotzdem die Werke still standen, befand er sich, gleichzeitig mit all' seinen Ingenieuren, in angestrenzter Thätigkeit. Mehrfach hatten einige von ihnen kleine Reisen angetreten, über deren Ziele man nichts wußte, in den Bureaux arbeitete man

von Morgen bis Abend. Willing fuhr oft in seiner offenen Equipage, mit den feurrigen Füchsen, durch die lange Vorstadtstraße, mit seiner ehernen Miene und seinem wohlwollendgleichmüthigen Lächeln. Mehrfach sah man ihn vor dem Hause des Regimentskommandeurs absteigen, einmal besuchte er auch den Oberbürgermeister im Rathhaus, obgleich er mit dem nie zum Besten gestanden hatte. Dann las man eines Tages die Verlobungsanzeige Valeska von Willing's mit dem Leutnant Frank von Brendendorf in der Zeitung, während fast gleichzeitig das Gerücht sich verbreitete, der junge Offizier habe seinen Abschied nachgesucht, um sich fortan an den industriellen Unternehmungen seines Schwiegervaters zu betheiligen; er werde alsbald als Volontair in die Fabrik eintreten. Die Hochzeit sollte sehr bald stattfinden. Böse Zungen wisperten allerdings, sie hätte eigentlich schon längst in Helgoland stattgefunden, aber kein Mensch solle etwas davon erfahren, Standesamt und Kirche würden noch einmal ihre Schuldigkeit thun. Jedenfalls war aus allem zu entnehmen, daß man draußen in der Villa des Kommerzienraths die Sachlage nicht sonderlich ernst oder kritisch nahm, sondern an frohe Feste dachte und also den Streit für eine rasch vorübergehende Episode hielt, dessen Ende abzusehen war.

Nur begriff man nicht, weshalb der Kommerzienrath nicht in Unterhandlungen mit den Arbeiterführern trat. Es stand ja bei ihm, die Episode noch mehr abzukürzen, und jeder neue Streit-Tag brachte ihm erheblichen Schaden. Daß er schließlich nachgeben mußte, wußte er doch so gut wie die Streitenden. Weshalb vergrößerte er, aus purem Trotz und Eigensinn, sich und ihnen den Schaden? Man wäre, nachdem der erste Kausch vorüber war, sogar geneigt gewesen, von den schriftlich formulirten Forderungen dies und jenes nachzulassen. Nur einen Schritt ihnen entgegen mußte der Kommerzienrath thun; daß die Arbeiter sich zu dem ersten entschließen sollten, durfte Keiner von ihnen verlangen. Sie begriffen nicht, warum er zögerte.

Vorläufig konnte man ja ruhig sein. Geld war genug

da. Jeder hatte noch sein Ersparthes und die Parteileitung hatte für die Streiklasse einen namhaften Fonds beigesteuert. Die Organisation war vortrefflich. Man lebte sorglos in den Tag hinein. Freilich: immer würde das nicht so weiter gehn. Man konnte doch seinen letzten Nothgroschen nicht aufzehren. Und das Kneipenleben und Nichtsthun bekam man überhaupt bald satt. Man war's nicht gewohnt, man würde sich so in die Faulheit hineinleben, daß man nachher nicht wieder herausfand. Allmählich hatte man angefangen, Karten zu spielen, die Lieder, die man sang, wurden anzügliche, man trank mehr, hie und da kam es zu heftigen Wortwechseln, zu Zänkereien, einmal sogar zu Thätlichkeiten. Seitdem patrouillirten Schutzleute im Arbeiterviertel auf und ab. Aber das reizte und erbitterte nur. Sie waren freie Männer, durften reden und thun, was sie wollten, und brauchten keine Aufsicht. Nun erst recht stimmten sie herausfordernde, sozialdemokratische Weisen an, nun erst recht tranken und lärmten sie, — diesen Bickelhauben zum Troß. Mit der Zeit machte dieses Lauern und Warten sie überhaupt gereizt, es stachelte sie, sich übermüthig und siegesbewußt zu zeigen, sie fühlten das Bedürfniß, die aufsteigende Unsicherheit und Angst in sich zu übertäuben. Dazu kamen vielfach häusliche Zwistigkeiten. Die Frauen waren von vornherein zumeist nicht für den Ausstand gewesen, jetzt sahen sie scheel darauf, daß die Männer das bißchen Ersparte in den Wirthschaften verthaten und Abends, angetrunken und streitlustig, nach Hause kamen. Der Drang danach, diesen unnatürlichen Stand der Dinge beendigt zu sehn, wuchs immer mehr. Eine elektrische Spannung, wie vor einem Gewitter, lag in der Luft.

Nach Ablauf von acht Tagen kam endlich eine Rundgebung des Kommerzienrathes. Sie bestand in einem Briefe an das Streik-Comité und lautete dahin, daß er sich hiermit, zum ersten und letzten Male, an die kontraktbrüchigen Arbeiter wende, um ihnen die Möglichkeit zu bieten, reuig zu ihrer Arbeit zurückzukehren. Verpflichtet, sie wieder aufzunehmen, sei er natürlich nicht. Wenn sich, wider Erwarten, binnen drei weiteren

Fristtagen die Arbeiter nicht entschlossen haben sollten, ihre Arbeit in vollem Umfange wieder aufzunehmen, werde er dieselben als definitiv entlassen betrachten. Bei Wiederaufnahme der Arbeit solle dagegen von allen Schritten gegen die Kontraktbrüchigen Abstand genommen werden und würde das Geschehene vergessen sein. Nach drei Tagen verweigere er, der Kommerzienrath, jede weitere Unterhandlung mit den Arbeitern.

Dieser Brief wirkte zunächst wie ein Kaltwasserstrahl. Erst jetzt sah man wieder, mit welch' einem Gegner man es zu thun hatte, und daß man ihn immer noch unterschätzt hatte. Statt sich ihnen zu nähern, Nachgiebigkeit und Einsicht zu zeigen, wollte er nichts, als großmüthig ihnen Gelegenheit bieten, zu Kreuze zu kriechen. Die Sprache seines Schreibens war drohend, streng und siegesbewußt. Er stellte Fristen, er hatte Bedingungen zu diktiren. Nie war von Streik, immer nur von Kontraktbruch die Rede. Aus besonderer Güte und Langmuth wollte er den Arbeitern Straßlosigkeit versprechen und reuige Rückkehr zu ihrer Arbeit ermöglichen. Natürlich unter den früheren Bedingungen. Von ihren eigenen Forderungen stand auch nicht ein Wort in dem Briefe. Die waren für den Kommerzienrath anscheinend garnicht vorhanden. Man mußte offenbar noch froh sein, wenn er überhaupt die alten Bedingungen aufrecht erhalten wollte. Auch dazu war er ja nicht einmal verpflichtet. Plötzlich erschien den Leuten das, was sie gethan hatten, alles in ganz andrem Lichte, sie erkannten es garnicht wieder. Alles, worüber sie geschwankt hatten, war: wann wird er nachgeben und wie weit? Und nun dies! Sie waren wie starr, sie wußten garnicht, was sie sagen sollten.

Verängstigt steckten sie die Köpfe zusammen und überlegten. Sollten sie sich zwingen lassen? Das Ganze war also nichts gewesen als eine Farce? Acht Tage Ruhezeit und Lohnverlust und dann wieder zurück unter den alten Bedingungen? Das hatte auch gerade gelohnt! Nach all' den Opfern, die man gebracht hatte! Und jetzt würde man's schlimmer haben, als je vorher. Der Herr von Willing wußte

ja dann, daß er ihnen alles bieten konnte, daß er sie in der Tasche hatte. Der würde sie nun erst vollends schuhriegeln und seine Rache nehmen für die Verluste, die der Streik ihm gebracht hatte. Diese Frommen kannte man, das waren die Aergsten im Leuteschinden, besonders wenn man ihnen einmal zu nahe getreten war. Der Herr von Willing würde womöglich durch Lohnabzüge den Schaden wieder einbringen wollen, den man ihm zugefügt hatte. Zuzutrauen war dem alles, — besonders nach diesem Brief!

Einen Tag lang herrschte kopflose Verwirrung im Arbeiterviertel. Keiner wußte, was nun eigentlich geschehen sollte. Der Schreck hatte eingeschlagen, wie ein Blitz. Man sorgte sich, aber man war nicht demüthig oder gefügig geworden. Im Gegentheil: allmählich wuchs die Erbitterung über alle andern Wirkungen, die das Schreiben des Kommerzienrathes geübt hatte, hinaus. Ueberall drohende Mienen, überall geballte Fäuste. Die Bierwirthschaften und Schnapsbuden wurden nicht mehr leer. Die Leute schriegen sich heifer in wüthenden Ausfällen gegen den Kommerzienrath, der sie überlistet zu haben dachte. Aber man war nicht mehr eines Sinnes, wie bisher. Manche riethen, nachzugeben, ausrichten könne man doch nichts gegen einen Mann, wie den Herrn von Willing. Andre wollten wenigstens mit ihm unterhandeln, abtrotzen ließ sich der nichts, und die drei Tage ungenützt vorübergehen lassen, durfte man nicht, sonst kam's zum Aeußersten. Es entstand Streit, es bildeten sich feindliche Gruppen, die empört gegeneinander anschriegen und sich ehrenrührige Anklagen zuschleuberten. Von überhitzten Worten ging man vielfach zu Thätlichkeiten über, und in zwei Fällen konnte erst die Polizei die Kämpfenden trennen. Die ersten Verhaftungen kamen vor. Der bisherige Friede war gestört, die ganze Nacht hindurch kam man nicht zur Ruhe.

Anderen Tages wurde eine Versammlung der Streikenden einberufen. Heinrich Berg und der alte Pahl waren wieder erschienen, man hatte sie zu Hülfe gerufen. Die Versammlung verlief äußerst stürmisch. Berg kommentirte den

Willings Brief. Er zerzupfte ihn, Wort für Wort, in seiner spöttisch-überlegenen, tänzelnden Manier. Kein Wort der Ent-rüstung oder der Besorgniß hatte er. Warum nicht gar! Der Herr Kommerzienrath verdienten nicht, daß man sich in diese Unkosten stürzte. Der Herr Kommerzienrath beliebten zu scherzen. Nur daß solche vorsündfluthlichen Einschüchterungs-versuche, bei modernen Arbeitern, leider nicht mehr zogen. Daß der Herr Kommerzienrath sich einbildeten, mit solchen plumpen Schlingen die ausgebrochenen Pflugtiere wieder einzufangen, war eigentlich ein bißchen beleidigend. Kindlich konnte man's fast nennen. In diesem Ton ging's fort. Womit am letzten Ende drohte Willing denn auch eigentlich? Wenn die „Kontrakt-brüchigen“ nun nicht wieder in's alte Joch zurücktrochen, was wollt' er denn thun? Zwingen konnt' er sie nicht, andre Ar-beiter hatte er nicht, die Fabrik länger noch still stehn zu lassen, hieß seinen Bankerott erklären. Also: er hatte seine Angst nur hinter allerlei leeren Drohungen versteckt, er wollte imponiren, um nicht sich demüthigen zu müssen. Ja, das kam ihm schwer an. Half nun aber alles nichts. Er kannte die Arbeiter eben noch nicht, der Herr Kommerzienrath. Nun würd' er sie kennen lernen. Die und nachgeben! Jetzt noch! Wo ihr Sieg vor der Thür stand! Wo der Herr von Willing schon mit Polizei und Militär drohte, weil er sich anders gar nicht mehr zu helfen wußte! In zwei Tagen würde er schon in einer andern Tonart reden, — keine Sorge.

Und nach Berg trat der alte Bahl auf, der gegen die Frechheiten des Kapitalismus donnerte und das Aussharren der Streikenden verlangte — bis zum letzten Groschen und bis zum letzten Blutstropfen. Er war so maßlos in seiner Empörung, daß der Vorsitzende ihn mehrmals unterbrechen mußte, um einer Auflösung der Versammlung noch im letzten Augenblick vorzubeugen. Seine letzten Worte blieben: „Schurken und Selbstmörder zugleich, die heute noch nachgeben wollen!“

Ein ungeheurer Tumult entstand. Eine Weile wurde durcheinander geschrieen und gelärmt. Dann trat Einer auf, der sich mit seiner Stimme mühsam durchzukämpfen versuchte

und allerlei Warnungen vorbrachte, die man mit unbeschreiblichem Geheul übertönte. Schließlich ermahnte er, wenigstens Unterhandlungen einzuleiten. Der Kommerzienrath lasse offenbar nicht mit sich spaßen, man könne doch einmal versuchen, ob er nicht zu kleinen Konzessionen bereit sei, denn lange sei der Streik nicht mehr aufrecht zu erhalten; er, der Redner, sei schon auf halbe Ration von seiner Frau gesetzt, in acht Tagen hätte die Mehrzahl aller Streitenden kein Stück Brod mehr im Hause. Dann könnte Willing sie für ein Spottgeld haben, und sie würden ihm noch zum Dank die Hände küssen müssen.

Dieser Redner, ein dürftiges Männchen, dessen krähende Stimme sich fortwährend überschlug, mußte schließlich mit Gewalt von der Tribüne entfernt werden. Er lief sonst Gefahr, zerrissen oder doch niedergehauen zu werden, so viele Arme hatten sich gegen ihn erhoben. Aber es zeigte sich, daß er nicht vereinzelt da stand. Hier und da tönte durch den wüsten Lärm, der den Verschwindenden bis zur Thür hinaus begleitete, ein kräftiges „Bravo!“ und „Er hat ja ganz Recht“, was die den Rufern zunächst Sitzenden nun wieder veranlaßte, auf diese loszugehen, die sich aber unter lautem Protest ihrer Haut erwehrten. Eine zeitlang schien eine allgemeine Prügelei ausbrechen zu wollen, bis es gelang, die Ruhe wieder nothdürftig herzustellen, sodas man alsbald zur Abstimmung schreiten konnte, die nunmehr unter leidlicher Ordnung erfolgte. Sie ergab eine erdrückende Mehrheit für die Fortdauer des Streiks, aber man sah doch, daß manch Einer schon wankend geworden war und einer Verständigung zuneigte. Die Minderheit war beträchtlicher, als irgend Jemand geargwöhnt hatte. Als der allgemeine Unwille sich gegen siekehrte, erwiderten sie, sie hätten nichts mehr zu beißen noch zu brechen, sie wären Familienväter, man sollte sie sicher stellen, wenn sie noch weiter arbeitslos bleiben müßten, sonst hätten sie keine Lust mehr, mitzuthun.

Nun war's an Heinrich Berg, zu versichern, daß selbstverständlich kein Arbeiter, um der guten Sache willen, verhun-

gern werde, solange noch ein Proletarierherz in Deutschland schläge; Entbehrungen auferlegen müsse man sich freilich, der Erfolg werde das reichlich lohnen. Ein Schuft, wer die Fahne der Streikenden im Stiche ließ! Und der alte Bahl ging noch weiter. Glaubte man denn wirklich, daß man auch nur irgend Einen ruhig werde zur Arbeit zurückkehren lassen? Er mit diesen seinen Händen werde den Ersten erwürgen, der den Versuch wage. Wehe dem, der sich ausschloß aus der allgemeinen Verbrüderung! Wehe dem, der nicht mit seinen geknechteten Brüdern gemeinsame Sache machte, bis zum letzten Athemzuge!

Unter wildem Gejohle ging die Versammlung auseinander. Man hatte sich erhitzt und betäubt, beruhigt hatte man sich nicht. Der Streik sollte fort dauern. Keiner durfte sich ausschließen, man mußte sich gegenseitig unterstützen bis zum Letzten, mußte Opfer bringen, durfte sich jetzt, wo die Entscheidung vor der Thür war, um keinen Preis schwach zeigen, — Alle waren sich schließlich darin einig, auch die Murrenden und Widerstrebenden; aber die Spannung war auf's Höchste gestiegen, und die Sorge wühlte in Allen. Wenn der Kommerzienrath, nach Ablauf der drei Fristtage, die er ihnen in seinem Uebermuth und um sie zu schrecken, gesetzt, nicht nachgab, sondern noch länger unzugänglich blieb, — was dann? Und das sah ihm im Grunde doch wohl ähnlich. Sie aber konnten's nicht viel länger mehr mit ansehen als ein paar Tage. Schon gab's in den Häusern überall Zwist und Aufruhr. Die Frauen wollten die Arbeitslosigkeit der Männer nicht mehr ansehen, die tagsüber in den Wirthschaften lungerten, ihr Geld mit Kartenspiel vergeudeten und angetrunken und streitföchtig nach Hause kamen. Schlägereien und Ruhestörungen kamen allerorten vor. Die sozialistischen Wanderprediger benutzten ohnehin den günstigen Zeitpunkt, um die noch nicht zur „Partei“ gehörigen Streikenden jetzt zu sich hinüber zu ziehen, und diese trugen aus den Unterredungen eine Fülle von unklaren Vorstellungen und Ideen, Schlagworten und Phrasen mit heim, an denen sie sich berauschten,

und mit denen sie großspurig um sich warfen. Die Stimmung wurde immer erbitterter und erregter. Man sang revolutionäre Lieder, junge Burschen durchzogen in langen Reihen, Alle Arm in Arm, die Gassen und gröhlten mit heiseren Stimmen die Arbeiter-Marseillaise ab. Für alle möglichen Tagediebe und halbwüchsigen Taugenichtse war mit einem Male das Signal gegeben, sich aus ihrer lichtscheuen Verborgenheit hervorzuwagen, und das überall vor den Fabrikthoren und in den Straßen zusammengerottete, von der Polizei überwachte, gassende, joh-lende und lungernde Gesindel zu vermehren. Proletarier, die mit den Fabriken in gar keinem Zusammenhang standen und von den besseren Arbeitern stets gemieden worden waren, mischten sich jetzt unter sie, um so das große Heer der Arbeitslosen zu vermehren, das herausfordernd und drohend die Gassen auf und ab zog. Das war kein Streik der Fabrikarbeiter mehr, es war eine gemeinsame Erhebung alles dessen, was hungern, gedrückt und voll gierigen Neides in der Stadt lebte und athmete, eine gewaltige Demonstration, die ihres Eindrucks nicht versahle. Auch beschränkte sie sich jetzt nicht mehr auf das Arbeiterviertel am Flusse, sondern ergoß sich mitten in's Herz der Stadt und erfüllte alle Straßen und Plätze, — zu keinem besonderen Zwecke, in keiner bestimmten Absicht, nur in dem instinktiven Drang, gesehen zu werden und gehört zu werden. Und wirklich kam manch' Einem der Aufzug der Proletarier wie eine Offenbarung, die sie mit Schreck und Abscheu oder mit Mitleid und Angst erfüllte. Viele hatten garnicht gewußt oder geahnt, daß es soviel Elend, überhaupt soviel Proletariat in der Stadt gab. In das Flußviertel kam man nicht, und daß in den Fabriken alles zum Besten stand, hatte man ohne Weiteres angenommen, schon der Name „Willing“ hatte jedermann dafür gebürgt. Nun überzeugte man sich, daß auch hier gehungert, gelitten und gestreift wurde. Manche waren freilich empört, daß die Polizei nicht den ehrenwerthen Bürgern der Stadt diesen Anblick ersparte, der schon an sich etwas Ruhestörendes hatte.

Ueberdies fielen hin und wieder aufreizende und drohende Worte aus dem Haufen. Die Geberden, mit denen man auf reich ausgestattete Schaufenster oder elegant gekleidete Passanten wies, selbst die Blicke schon, mit denen man die Finen wie die Anderen betrachtete, hatten etwas von Aufruhrstimmung an sich. Man hatte das bestimmte Vorgefühl, daß, wenn es so weiter ging, eines Tages diese Blicke und Geberden sich bis zu Handlungen steigern würden, und daß man dahin gelangen könnte, die Läden zu stürmen und die Passanten anzufallen. Aengstliche Gemüther schrien schon nach der Verhängung des kleinen Belagerungszustandes, nach einer Verstärkung der Garnison, nach der Ausweisung der zugereisten Hepapostel, die an dem ganzen Unglück Schuld trügen. Unter solchen Verhältnissen war der letzte der drei Fristtage, die der Kommerzienrath von Willing den Arbeitern gestellt hatte, herangekommen.

An Vermittlungsversuchen hatte es inzwischen nicht gefehlt, wenn sie auch weder vom Arbeiterausschuß noch von Seiten der Fabrikherren ausgegangen waren. Vor allem waren Gotthold von Wenden und Kurt Wellmann unablässig bemüht, das Aeußerste abzuwenden. Aber ihre Kraft reichte nicht weit, und die Fluth war längst über ihre Köpfe hinweggegangen. Kurt hatte auf eigene Faust eine Unterredung mit dem Kommerzienrath nachgesucht, war aber nicht empfangen worden; Willing hatte erklärt, mit Leuten, die als Sozialdemokraten nicht auf dem Boden des Gesetzes ständen, überhaupt nichts zu thun zu haben und nur Bevollmächtigte seiner eignen Arbeiter anhören zu wollen. Seitdem war Kurt nur noch bestrebt, die Streikenden von allen Gewaltthätigkeiten zurückzuhalten, die der Sache der Arbeiter nur schweren Schaden bringen konnten. Er selbst war hoffnungsfreudig und zuversichtlich. Zwar hatte er bei den Ingenieuren, die ihm ängstlich und mißtrauisch entgegen kamen, nichts von dem in Erfahrung bringen können, was er über die geheimen Absichten des Kommerzienraths und die geschäftlichen Konjunkturen, aus denen sich bestimmte Schlüsse hätten ziehen lassen, aus ihnen heraus-

zuloden versucht hatte, aber er mußte auf irgend einem Wege dennoch in's Klare darüber gelangt sein, denn er erzählte Gott- hold eines Tages freudestrahlend, daß der Kommerzienrath überhaupt nur noch vierzehn Tage den Stillstand der Werte ertragen könne, dann aber ein ruinirter Mann sei, die Nach- richt stamme aus absolut sicherer Quelle. Schon jetzt seien seine Verluste viel bedeutender, als irgend Einer glaube, und seine ehrgeizigen Zukunftsprojekte könnten sich nur noch bis zu einem gewissen Grade verwirklichen, wenn er jetzt schleunigst dem Zustand um jeden Preis ein Ende mache. Kurt sah eine glückliche Zukunft für die Arbeiter voraus, er schmiedete allerlei Pläne voll von Optimismus und schwärmerischen Be- glückungsideen. Ganz ging er jetzt in seiner Mission auf, alles persönliche Leid schien nur dazu gebient zu haben, ihn für sie zu stählen und ihn ihrer würdig zu machen. Sein Auge leuchtete oft in schier unirdischem Glanz.

Gott hold konnte seine Hoffnungsfreudigkeit nicht theilen. Er kannte seinen Onkel besser und hangte vor der nächsten Zukunft. Je höher seine Verluste anwuchsen, desto verbitterter würde Willing auf seinen früheren Bedingungen bestehen und es lieber auf's Aeußerste ankommen lassen, als das Heft aus den Händen geben. Gott hold selber hatte in diesen Tagen alles versucht, um eine Verständigung der streitenden Parteien herbeizuführen, aber nach wie vor stand ihm hüben und drüben das Mißtrauen im Wege. Den Arbeitern blieb er der be- zahlte Diener der Kirche und der Nefte des Kommerzienrathes, die Wenigsten glaubten an seine Aufrichtigkeit; man hielt ihn für doppelzünftig oder meinte im besten Falle, daß er die Arbeiterfreundlichkeit nur als modischen Sport betrieb, wie Viele seinesgleichen, und sich als Friedensstifter bei seinen kirchlichen Oberen einzuschmeicheln versuche. Seine Bemühungen, auch die übrigen Geistlichen der Stadt für die Vermittlung zwischen den Arbeitern und den Fabrikherren zu interessiren, um schwerem Unheil vorzubeugen, hatten gleichfalls wenig Er- folg. Man erklärte es für „nicht opportun“, sich in diese „rein geschäftlichen“ Angelegenheiten einzumischen, oder gar

hier Partei zu ergreifen. Meinert erzitterte bei dem bloßen Gedanken, sich unter diese Horde hinauswagen zu sollen, und beruhigte sich gleichzeitig damit, daß es „gewiß nicht so schlimm werden würde“, der gute Gott, zu dem man nur fleißig beten müsse, werde sicherlich zur rechten Stunde ein Einsehn haben. Er selbst brütete schwer über einer viel angegriffenen Stelle aus dem Propheten Hosea, über die er gern Gotthold's Ansicht vernommen hätte, und Frau Hanna, deren „Spital“ besonders gefüllt war, hatte kaum Zeit, Gotthold anzuhören; sie erzählte ihm mit einer Thräne im Auge, daß ihr neulich, zum ersten Mal, ein Kästchen gestorben sei, und daß sie an dem Tage außer Stande gewesen, ihre Schürzkuchen zu backen, so daß ihr guter Michael, der sie doch so gern aß, sie hatte entbehren müssen.

Nur Pastor Gadebusch wäre sofort bereit gewesen, Gotthold's Wunsch nachzukommen, wenn er sich nur irgend einen Nutzen davon versprochen hätte. Aber die Arbeiter kannten ihn nicht und würden schwerlich auf ihn hören, er war nicht einmal ihr Seelsorger und hatte gar kein Recht, zu ihnen zu sprechen. Und die Herren von den Fabriken erst! Nun, Gotthold wußte ja ungefähr, wie er, Gadebusch, über die Reichen dachte. Und sie selber wußten's auch. Aber deshalb würden sie ihm auch die Thür weisen, wenn er zu ihnen kam. Nein, wenn man seine derben Bauernsäufte irgendwo brauchen konnte, die stellte er gern zur Verfügung, aber mit dem Munde richtete er da nichts aus. Uebrigens war auch Gadebusch der Ansicht, daß es zu einer wirklichen Arbeiterrevolte, selbst im schlimmsten Falle, nicht kommen werde, da man zu viel Respekt vor den blauen Bohnen hatte. „Arme Kerls!“ sagte er, „passen Sie auf, Konfrater, in acht Tagen schufsten sie Alle wieder um dieselben Hungerlöhne und betäuben ihre Erbitterung im Schnaps. Noch ist die Zeit nicht da, wo's anders werden könnte! Aber man muß deshalb doch nicht den Humor verlieren.“

Auch den Pfarrer Hegeler hatte Gotthold aufgesucht, um mit ihm die gefährvolle Lage zu besprechen. Da es unter

den Arbeitern verschiedene Katholiken gab, war Hegeler ohnehin schon mehrfach von ihm im Arbeiterviertel gesehn worden. Er weinte wie ein Kind, als Gotthold ihm seine Befürchtungen mittheilte, zu allem war er bereit, um von diesen unglücklichen Verirrten das Unheil abzuwenden. In der Stunde der Gefahr sollte man ihn wahrlich nicht vermissen. Er war alt und krank und schwächlich, körperliches und seelisches Leid hatte ihn zu Boden geworfen, er zählte kaum mit; aber er würde sich vor die Gewehrläufe der Soldaten stellen, wenn diese auf ihre arbeitenden Brüder schießen wollten, das gelobte er. Und zum Frieden gemahnt hatte er seine Weichkinder schon oft und eindringlich. Aber was vermochten die Wenigen, und wie weit reichte seine eigene schwache Stimme? Schweigen und leiden, was blieb denn sonst, ihnen selber, wie den armen Brüdern?

Am stürmischesten hatte, wider Gotthold's Erwarten, sein Besuch bei dem Superintendenten geendet, der des ewigen Leisetreuens ihm gegenüber endlich angefichts der immer neuen Mißlichkeiten, die Gotthold erregte, müde zu sein schien, vielleicht auch gerade von einem heftigen Anfall seines Magenleidens heimgesucht wurde, das ihn verbitterte und erregte. Seit er wußte, daß Willing sich von seinem Neffen so gut wie losgesagt hatte, — ein „Kuckucksjunges“ hatte der Kommerzienrath unlängst den Pastor genannt, — und daß die Disziplinaruntersuchung gegen ihn eingeleitet worden war, nachdem die Staatsanwaltschaft die Erhebung einer Anklage abgelehnt hatte, weil Wieze Ebeden — wie es hieß: auf Kurt Wellmann's Betreiben — ihre ihn belastende Aussage zurückgenommen hatte, mochte der Superintendent ohnehin glauben, keine Rücksichten mehr üben zu müssen. Auch besand sich, bei Gotthold's Kommen, der junge Kandidat, der ihn während seiner vorläufigen Amtsusension vertrat, bei demselben, und die Anwesenheit dieses Glaubensstreiters, der steif und mit verniffenem Gesicht Gotthold begegnete, gab dem ängstlich-grämlichen, alten Herrn offenbar den Muth, oder legte ihm sogar die Verpflichtung auf, um sich nichts zu vergeben, einmal aus sich herauszugehn. Er verwies Gotthold in scharfen Worten sein

Liebäugeln mit den Heiden und Sündern, mahnte ihn, seiner Amtspflichten zu gedenken, da er doch mit Gottes Hilfe wieder zur Seelsorge werde zugelassen werden, und warnte ihn vor aller Einmischung in nicht geistliche Dinge, wozu ihn nur weltlicher Ehrgeiz und unlauntere Neuerungsfucht verführen könnten. Auch der Kandidat fühlte sich berechtigt, hie und da mit einem Räuspern, Kopfnicken oder leise gemurmelten: „So ist es“ Partei zu ergreifen. Nach Beendigung seiner kleinen Rede drückte er sogar dem Superintendenten mit einer halb respektvollen, halb torbialen Verbeugung die Hand. Da trat Gotthold schweigend an den Arbeitstisch im Zimmer, schlug dort die prachtvoll gebundene Bibel, mit den Elfenbeinverzierungen am Deckel, auf und las aus dem Hefekiel Kapitel 34: „Der Schwachen wartet ihr nicht, und die Kranken heilet ihr nicht, sondern streng und hart herrscht ihr über sie. So wahr, als ich lebe, spricht der Herr, ich will an die Hirten, die sich selbst weiden.“ Und grußlos hatte er, das Buch wieder schließend, das Zimmer verlassen.

Seitdem war das Tafeltuch zwischen dem Superintendenten und ihm zerschnitten. Selbst wenn das eingeleitete Disziplinarverfahren zu einem günstigen Resultat führte, was sich nicht vorhersehen ließ, da es sich auch um eine Prüfung der Lauterkeit seiner Lehre und nicht bloß um ein etwaiges sittliches Verschulden dabei handelte, würde ein Zusammenwirken mit ihm, dem Superintendenten, schwerlich mehr möglich erscheinen. Man würde den unbequemen Querulanten, der die stillen Herren hier so unsanft aus ihrer beschaulichen Ruhe aufzurütteln versuchte, auf jede Art loszuwerden bemüht sein, und wer würde ihn überhaupt bei dem Rufe, der ihm überall vorausgehn würde, willkommen heißen?

Den Kommerzienrath hatte Gotthold während dieser Zeit kaum gesehen. Wenn er in die Villa kam, hieß es, er sei beschäftigt oder abwesend. Wahrscheinlich wollte er absichtlich jedes Zusammensein vermeiden. Er mochte kein ganz reines Gewissen Gotthold gegenüber haben oder wollte auswärtslose Unterredungen vermeiden, die ihn nur unnöthig erregen und

ihm seine Zeit rauben konnten. Auf alles, was Gotthold ihm durch den Oberingenieur hatte sagen lassen, war nur immer die gleiche Antwort gekommen, Willing wisse, wohin er wolle, er kenne seinen Weg, Gotthold möge ruhig sein. Und in der Villa selber herrschte kein fröhlicher Geist. Frau Konstanze war von der offen stehenden Glashür ihres Zimmers überhaupt nicht mehr fortzubringen. Man hatte ihr den Streik der Arbeiter und das Stillstehn der Werke verschweigen wollen, aber gleich am ersten Tage, als ihr scharf gespanntes Ohr die gewohnten Fabrikgeräusche nicht hatte heraufklingen hören, hatte sie alles gewußt. Sie hatte garnicht gefragt, sondern hockte seitdem auf ihrem Sessel vor der Fluchthür, immer bereit, in den Wald zu eilen, sobald die Arbeiterkolonnen anrückten, und immer nach den Tönen horchend, die ihr deren Nahen verkünden sollten. Sie ging auch Nachts nicht mehr zu Bett, sondern legte sich, in den Kleidern, auf eine Chaiselongue vor der offenen Thür. Alles Zureden des Arztes und der Ihrigen hatte dagegen nichts auszurichten vermocht. Sie war anscheinend ruhig, aber sie wartete unausgesetzt auf den Moment, wo sie würde fliehen müssen. In ihren Augen lag die ganze Angst und das ganze Grauen vor dem Kommenden. Wenn es nach ihr gegangen wäre, hätte Willing den Arbeitern nicht nur jede Forderung erfüllen müssen, sondern auch überhaupt ihnen das Feld geräumt. Vergeblich hatte man sie selber zur Abreise zu bestimmen gesucht, sie wollte ohne Willing nicht gehn. Noch immer liebte sie diesen Mann, zu dem sie, bewundernd und furchtzitternd zu gleicher Zeit, auffah. Und daß es so hatte kommen müssen, wie es nun kam, hatte sie ja immer gewußt, sie, als die Einzige, war eigentlich von der jähen Wendung der Dinge nicht überrascht worden.

Valeska fand Gotthold heiter und burschikos, wie früher. Der gelungene Streich, den sie ihrem Vater gespielt, hatte sie nur noch übermüthiger und selbstbewußter gemacht. Sie hatte ihrem Vater zu imponiren verstanden, — das war etwas Großes. Auch Willing hatte das gespürt, er respektirte seine Tochter seitdem, während sie bisher kaum mehr als ein Spiel-

zeug für ihn gewesen war. Und das hatte ihn schließlich auch mit Brendendorf ausgeföhnt. Dieser Junge hatte Schneidigkeit, er riskirte etwas, während Hubert sich seine Braut hätte von seinem Arm fort entführen lassen. Willing war damals nach Hamburg gereist, um die Flüchtigen aufzuspüren und zu trennen. Er hatte erfahren müssen, daß sie schon nach Helgoland ihm voraus waren. So war ihm nur noch die Wahl geblieben zwischen einem offenkundigen Bruch und Skandal oder einer — wenigstens scheinbaren — Ausföhnung, die vor der Welt das Geschehene verborgen halten konnte. Er hatte sich zähneknirschend zur letzteren entschlossen, um den Eklat zu vermeiden. Als er aber auf Helgoland die Weiden gefunden hatte, die ihm mit strahlenden Gesichtern, wie über einen gut ausge schlagenen Scherz lachend, ohne jede Scheu entgegen traten und ihm erklärten, morgen gingen sie nach Amerika, ohne viel mehr als das Passagiergeld in der Tasche, war er entwaffnet gewesen. Das war doch Willing'sches Blut in diesem Mädel, und so, wie der Leutnant, hätte er selber es, in der gleichen Lage, wahrscheinlich auch gemacht. Wenn der sich entschloß, die Uniform auszuziehen, konnte er sich einen Jünger in ihm heranbilden, der ihn nicht in der Stunde der Gefahr schmählich im Stiche ließ, wie sein eigen Fleisch und Blut. Nach Hamburg erst hatte ihm sein Sohn Theodor auf die telegraphische, abermalige Aufforderung, zurückzukommen und dort mit seinem Vater zusammenzutreffen, geantwortet, er könne in die Leitung der Werke nicht mit eintreten, wenn sein Vater ihm nicht garantire, daß alle Arbeiter fortan an den Erträgnissen derselben theilhaftig werden sollten. Das hieß in Willing's Augen soviel wie: niemals, und Theodor wußte das. Es war offenbare Auslehnung und ein unzweideutiges Losreißen — für immer. Frau Konstanze hatte auch hier, mit der Hellsichtigkeit der Halbirren, Recht behalten. Und gerade jetzt, wo die Krise drohte! Das alles hatte mitbestimmend zu Brendendorf's Gunsten gewirkt, der seinerseits nicht nur sofort bereit war, den Dienst zu quittiren, was er ohnehin gemußt hätte, sondern auch das entschieden ablehnende, bis zum Neujer-

ßen zu verfolgende Auftreten des Kommerzienrathes in Sachen der Arbeiterforderungen billigte und bestärkte. So waren sie in gutem Einvernehmen schließlich geschieden, und jetzt wurden, mitten unter den Streikwirren und in der Unsicherheit der nächsten Zukunft, in der Willing'schen Villa die Hochzeitsvorbereitungen getroffen, und die Aussteuer in aller Eile hergerichtet. In längstens vierzehn Tagen sollte geheirathet werden, und der Kommerzienrath bestand darauf, daß die Hochzeit so prunkvoll gefeiert werden sollte, als ob man mitten im Frieden und in den geordneten Verhältnissen lebte. Uebrigens war dies auch durchaus im Sinne des Brautpaares. Und Frau Konstanze hatte verlernt, irgend einen Einspruch zu erheben. Baleska ihrerseits schien diesen ganzen Zustand nur als einen grotesken Scherz anzusehn, den die Arbeiter sich erlaubten. Die Hundstagshitze mußte ihnen zu Kopfe gestiegen sein. Bei Gotthold's Schilderungen der herrschenden Stimmung im Flußviertel lachte sie manchmal hell auf. Was wollten diese Leute eigentlich? Sie begriff das garnicht. Ihrer Meinung nach hatten sie es doch viel besser, als sie es verdienten. Einmal, als sie den Weg nach der Stadt hinuntergeritten war, hatte ein zerlumpter Bursche einen Stein nach ihr geworfen, der das Pferd am Kopfe getroffen hatte. Dem war sie sofort nachgeritten, hatte ihn eingeholt und mit der Reitpeitsche so jämmerlich zerbläut, daß er winselnd sich am Boden gewälzt, zumal er auch noch einen Hufschlag von dem Pferde mit abbekommen hatte. Der warf nicht zum zweiten Mal mit Steinen. So mußte man's machen, um die Leute zur Raifon zu bringen. Ihr Vater war noch viel zu milde und gutherzig. Wenn Frank erst einmal was zu sagen hatte, würde ein ganz andres Register gezogen werden. Gotthold hatte damals entrüstet das Zimmer verlassen. Aber er kam immer wieder, um endlich einmal den Kommerzienrath zu sprechen.

Erst am letzten Fristtage, den Willing den Arbeitern gestellt hatte, gelang ihm das. Willing traf mit ihm am Parkgitter zusammen, als er eben aus der Equipage sprang. Ein

Ausweichen war jetzt nicht mehr möglich. Uebrigens schien es Willing, der eine sehr ruhige Haltung zeigte und von Müdigkeit oder Sorge nichts spüren ließ, auch nicht zu beabsichtigen. „Ah, sieh da!“ sagte er, ohne Gotthold die Hand zu reichen, mit einem kühlen, leicht spöttischen Ausdruck im Gesicht, als sähe er einen Fremden. „Lange nicht getroffen. Du willst zu mir?“ Und als Gotthold bejahte und hinzusetzte, „daß er ja schon mehrfach dringend gewünscht habe, mit Willing zu reden, fügte er, immer in derselben fremden und kühlen Sprechweise hinzu: „Ich hatte keine Zeit. Ich mußte mich auf das Nothwendigste konzentriren. Heute bin ich freier, wenn Du es also nicht zu lang machen willst —“

Sie waren während dessen auf das Haus zugehritten, aber Willing bat Gotthold, ihn in den Park zu begleiten. Es sei unerträglich schwül, man werde es draußen angenehmer haben. Er führte ihn auf einen von alten Platanen überschatteten Platz, oberhalb des Weihers, ließ Wein und Sodawasser bringen, zündete sich eine Zigarre an und sagte dann, sich in einem drahtgeflochtenen Schwebestuhl Schaukelnd: „Thut das wohl! In solcher Zeit merkt man doch, daß man nicht mehr weit bis zum Großvater hat. Aber bitte, was führt Dich zu mir?“

Gotthold hatte düster über das, von einem schwarzen Schwan müde durchruderte, träge Wasser hingeblickt, auf dem die ersten welken Blätter schwammen, die von den überhangenden Baumzweigen, mitten in der heißen Sonnenstille, herniebergezittert waren. „Du wirst es errathen, Onkel,“ sagte er jetzt aufsehend. „Heute Abend läuft die Frist ab, die den Arbeitern gestellt ist.“

„Nun? Und?“ Willing sagte das zwischen zwei Dampf- wölkchen, die er in die Luft blies, ohne jede Spannung oder Erregung. Man merkte ihm unschwer an, daß er genau über die Sachlage unterrichtet war, daß er genau wußte, die Streikenden würden nicht nachgeben. „Du kommst im Auftrage des Streikkomités?“ Ein leichter Hohn bebte in dieser Frage nach.

„Nein. Auf eignen Antrieb, — auch heute. Als Christ und als Mensch bin ich hier, Onkel.“

Der Kommerzienrath betrachtete seine langen, weißen Fingernägel. „Seelsorger bist Du ja nicht mehr, wie ich höre,“ warf er hin.

„Bis auf Weiteres, — nein. Aber was hat das hiermit zu schaffen?“

„Viel, dächt' ich. Es ist Deine Gemeinde, die da revoltirt, mein Lieber. Wenn Du ihr Seelsorger noch wärst, würd' ich sagen: ein Theil der Schuld trifft Dich. Du hättest dies verhüten sollen, Du müßtest diese Wahnsinnigen wieder zur Ordnung zwingen. Du könntest es, — ein rechter Seelsorger könnte es. So freilich —“ Er zuckte die Schultern. „Sie sind Dir ja keinen Gehorsam mehr schuldig. Und ich zweifle auch daran, daß Du es gewollt hättest.“

„Und mein Nachfolger — Kandidat Siebert?“

„Den kennen sie ja nicht. Der ist ihnen wildfremd hierhergeschneit. Und an dessen Berufung habe ich keinen Theil.“ Seine Stimme klang immer schärfer.

„Nun, lieber Onkel, was ich konnte, hab' ich, trotz meiner vorläufigen Amtsuspension, gethan, um den Streit abzuwenden und um ihn zu beenden. Ich darf mich dessen wohl rühmen. Aber es ist nicht allein an den Arbeitern, ihn zu beenden. Und deshalb bin ich zu Dir gekommen.“

„Wie ist das zu verstehen?“

„Daß ich dich anflehe, Dich beschwören will, den ersten Schritt diesen Unglücklichen entgegen zu thun, um unabsehbares Elend zu verhüten.“

Willig ließ einen ungedulbigen Pfiff hören. „Immer die alte Leiter! Ich ihnen entgegenkommen! Warum nicht lieber ihnen gleich alles bewilligen? Ihrer Jedem eine Villa bauen, gerade so gut, wie ich eine habe, — sie sind ja ebenso betheiligt an den Werken wie ich, haben dasselbe Recht auf Wohlleben wie ich —? Und dafür sorgen, daß Jeder Sonntags sein Huhn im Topfe hat u. s. w. u. s. w.? Wir kennen

ja Euer altes Programm, Ihr edlen Volksbeglückter! Aber damit kommen wir nur nicht weiter, darüber lohnt sich's gar nicht zu reden. Vorher müßten wir eben erst in Utopien heimisch geworden sein; das ist die einzige bescheidene Vorbedingung dazu!" Er lachte kurz auf. „Ich bin ihnen entgegen gekommen, diesen Wahnwitzigen, — verstehst Du? Mehr, weit mehr, als sie verdienen. Fast bis zum Ruin bin ich ihnen entgegen gekommen, — bloß um sie zu schonen, bloß um das Elend von ihnen abzuwenden, das diese verbrecherischen Hexapostel über sie heraufbeschwören wollen! Oder nennst Du das kein Entgegenkommen, daß ich zehn Tage lang diese ehrlosen Kontraktbrecher habe gewähren lassen, um ihnen Zeit zu gönnen, zur Vernunft zu kommen, während ich doch das Recht gehabt hätte, schon am ersten meinerseits sie zu entlassen und neue Arbeiter an ihrer Statt zu engagiren, und während jeder dieser Tage mir das Opfer eines kleinen Vermögens auferlegt, — mir die glänzendsten Hoffnungen zerstört, tausend Pläne vernichtet und meine ganze Existenz in Frage stellt? Nein? Ich möchte den sehn, der es ebenso machte wie ich! Und ich kann Dir sagen: es ist mir nicht leicht geworden.“ Er war, wie nach Athem ringend, plötzlich aufgesprungen. Sein ganzes Wesen und Aussehn hatte sich verändert, es war, als ob die, mit eiserner Willenskraft, immer und immer in diesen Tagen zurückgebrängte Leidenschaftlichkeit seines Innern und sein wilder Ingrimme endlich einmal gewaltfam zum Ausbruch drängte. Er stürzte ein Glas Wein hinunter und lehnte sich dann in einen Sessel zurück. „Ja, ja, ja, mein Lieber. Da siehst Du auch einmal die Rehrseite der Medaille. Hast bis dahin immer in der gerechten Entrüstung des armen, hungernden, geknechteten Volks gegen die fatten, wohlbeleibten Blutsauger von Kapitalisten geschwelgt und Dir an die Brust geschlagen, froh, nicht zu sein gleich ihnen. Nun hörst Du, wie es mit diesen Industrietyrannen, die sich vom Schweisse der Proletarier mästen, in Wahrheit steht! Es war nicht immer leicht, mein Lieber, Ruhe und scheinbare Heiterkeit zu bewahren, wo für mich nahezu alles auf dem Spiele stand. Den Kopf

aufrecht zu halten, während von allen Seiten die Fluth über mich herein brach, — siehst Du, daß mir das gelungen ist, darauf bin ich stolz und auf nichts sonst im Leben, das war ein Meisterstück. Und sie haben Alle geglaubt, ich sei von Eisen und mich könne nichts treffen oder verwunden. Ob es mich getroffen hat! Ich habe die Nächte, wo ich allein war, durchstöhnt und habe die Zähne in mein Kissen geklemmt, um nicht vor Wuth und Empörung zu schreien wie ein wildes Thier. Es hat mich getroffen wie ein Arthieb, — gerade jetzt, gerade jetzt, wo ich der Erfüllung meiner Pläne und Ausichten so nahe war! Wenn man mir ein halbes Jahr Zeit gegönnt, ich hätte auf der Höhe gestanden, und dann, dann war's denkbar, jenen Unzufriedenen mehr zu bewilligen als sie jetzt haben. Dann! Statt dessen haben sie mich zurückgerissen, mir die Leiter, auf der ich eben empormollte, unter den Füßen weggezogen, und als ich, mit gebrochenen Gliedern, am Boden lag, sind sie gekommen, um heulend eine Belohnung für diese Großthat von mir zu erbetteln. Der Bettler mit dem blanken Degen aus der Gellert'schen Fabel. Wahrlich: der Zeitpunkt war gut gewählt. Und jetzt kommst Du und verlangst von mir, ich solle nachgeben — ich! Ich sage Dir, mein Lieber, und wenn ich wüßte, daß es mit einem Schlage alle meine ehrgeizigsten Pläne verwirklichte, statt daß ich nun weiß, es würde mich für Jahre zurückschleudern, — ich thät' es nicht, jetzt nicht mehr! Und wenn es um Gut und Blut ginge, — jetzt nicht mehr. Ich reiche den rechten Backen nicht hin, nachdem man mich auf den Linken geschlagen hat. Geh' hin und sag' ihnen das, — Wort für Wort oder wie Du willst. Sie sollen morgen früh an die Arbeit gehn, und alles soll sein, wie nicht gewesen, — ein Traum, ein Spuk. Sonst aber —“ Seine Stimme schwoll an, und er stand auf, um seine Arme zu dehnen — „sonst haben sie verspielt. Wenn Du es gut mit ihnen meinst, biete alles auf, sie zu bestimmen, — Du wendest das Aeußerste von ihnen ab.“ Er warf die Zigarre, die ihm ausgegangen war, im Bogen fort in den Weiher, machte ein paar Schritte auf dem schmalen Schatten-

platz hin und her und warf sich wieder zurück in den Schaukelstuhl, seine Weste über der Brust aufreißend.

Gotthold hatte ihn, ohne jede Unterbrechung, ausreden lassen. Er bezwang sich mit Anstrengung. Endlich einmal hatte er wieder einen Blick in das Innere dieses Mannes gethan, der ihm in der letzten Zeit ein Räthsel gewesen war. Nun wußte er, wie es um ihn stand, aber auch, daß er umsonst gekommen war. Willing hatte Recht: hier wäre jedes weitere Wort umsonst gewesen. Aber würde das bei den Arbeitern nicht ebenfalls sein? Er blickte traurig vor sich hin. „Was willst Du also thun?“ fragte er nach einer Weile schwer athmend.

Der Kommerzienrath befaß sich einen Augenblick, dann sagte er: „Nun, es ist vielleicht besser, Du erfährst auch das und kannst es ihnen sagen. Sie haben mich zwingen wollen, — jetzt zwing' ich sie. Auge um Auge. Kommen sie morgen nicht zur Arbeit zurück, so ruft sofort ein Telegramm von mir neue Arbeiter in die Werke. Die Massen-Entlassungen von Arbeitern in den westfälischen Industriebezirken haben mir das leicht gemacht. Alles ist vorbereitet. Morgen Mittag können hundert Mann hier sein.“

Gotthold war blaß geworden. „Dunkel, das wirfst Du nicht thun!“

„Nicht?“ Willing's Auge blitzte. „Und warum nicht? Ich werde sogar noch mehr thun. Haben sich die Arbeiter zusammengeschlossen und einen Ring gebildet, um uns durch ihre Wucht zu imponiren, so werden wir Fabrikherren das Gleiche thun, — aus Nothwehr. Und die Arbeiter, die dem Einen gegenüber kontraktbrüchig geworden sind, werden von keinem Andern je mehr in Dienst und Brod genommen werden. Auch das ist, dank meiner Initiative, im besten Gange. Und auch das kannst Du diesen Wahnwitzigen melden. Brodlos für immer oder ein sicheres Brod bei mir, wie bisher — diese Wahl haben sie und sonst keine.“

Gotthold hatte sich erhoben. „Das ist die Revolution,“ sagte er mit tonloser Stimme.

Willing schlug mit der Hand in die Luft. „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen,“ sagte er kalt. „Der Polizeidirektor und der Regimentskommandeur sind avisirt. Ich bürgе Dir dafür, daß die Ordnung aufrecht erhalten werden wird. Willst Du vermeiden, daß etwa Blut fließen muß, so thu' das Deinige dazu.“ Auch er war jetzt aufgestanden, wieder ganz ruhig, kühl und hoch aufgerichtet, wie früher. „Ich fürchte, Du wirst Dich von einer Mitschuld an all' diesem nicht freisprechen können, — auch Du bist auf Irrwege gerathen.“

„Und ich möchte nicht an Deiner Stelle sein, Onkel, wenn Du es so weit kommen läßt. Du hast schon vorher höhniisch mir entgegen gerufen, Du seist Keiner von denen, die sich auf die rechte Backe schlagen lassen und dann die linke hinhalten. Nun, Onkel, das ist ein christlicher Grundsatz und Du — Du magst bewundernswerth sein in Deiner Willens- und Thatkraft, in Deiner eisernen Strenge und Konsequenz, aber — ich hab' es Dir früher schon einmal gesagt: ein Christ bist Du nicht. Nenne Dich nicht mehr so, — Du nicht und Deinesgleichen nicht, denn das ist Lüge und Heuchelei. Habe den Muth, Dich als das zu bekennen, was Du bist, aber flüchte nicht unter den Deckmantel jener milden Lehre von der Barmherzigkeit der Brüder gegen die Brüder, wenn Du Dein Recht des Stärkeren und Dein Recht der Selbstsucht verkündest — bis zum Blutvergießen. Dem Kreuz dienst Du nicht und dient Ihr Alle nicht mehr. Ich bin nicht da, um über Dich zu richten, — Keiner, der sich zu Christus bekennt, darf über seinen Mitmenschen richten, denn er spräche nur sich selber das Gericht. Das aber wiederhole ich Dir: Du bist so wenig ein Christ, wie der Götzenanbeter im dunkelsten Erdtheil, der noch nie Christi Namen gehört hat, Du bist ein Götzenanbeter, vielmehr, gleich ihm, und Dein Götze ist Dein eigenes Ich. Leb' wohl!“

In stürmischer Erregung verließ er ihn.

XXII.

In dieser Nacht gingen im Arbeiterviertel die Wenigsten zur Ruhe. Vor den Wirthschaften und vor den Miethskasernen saßen sie, in der linden Spätsommernacht, im Freien bei einander und schwatzten und schwatzten. Immer das Gleiche; denn um eines nur drehte sich all' ihr Denken und Sorgen: was wird morgen werden? Hier und da ballte sich eine Faust, hier und da tuschelte man heimlich, mit angstvoller Miene, mit scheuen Seitenblicken. Manche wollten singen und lärmen, aber das fand keinen Anklang. Das, was morgen sein würde, drückte auf Alle — auch auf die Uebermüthigsten, auch auf die Nothsten. Selbst das Trinken wollte nicht recht schmecken.

Wie ein Blitz hatte die Nachricht eingeschlagen: morgen, wenn wir nicht nachgeben, kommen andre Arbeiter! Man hatte es nicht geglaubt, als Pastor Wenden durch Kurt Wellmann es aller Welt hatte verkünden lassen, man hatte an eine Finte, an eine Einschüchterung gedacht, mit der der Kommerzienrath durch seinen Neffen auf die Streitenden einzuwirken hoffte. Dann aber hatten es die Männer vom Komité, die es schon längst gewußt hatten, — immer aus der gleichen, geheimnißvollen Quelle, die ihnen alle ihre Nachrichten lieferte, — bestätigt, denn weiter ließ es sich doch nicht verborgen halten, ja, es war richtig, der Kommerzienrath ließ andere Arbeiter kommen. Aber man würde diese Neuen nicht zur Arbeit gehn lassen, — nur unbesorgt! Diese Neuen wußten nicht, wie die Dinge hier standen; wenn sie es erfuhren, würden sie sich weigern, zu arbeiten und ihren streifen-

den Brüdern das Brod zu nehmen. Man ließ sie ganz ahnungslos hierher kommen. Aber das Kapital würde keine Helfershelfer in ihnen finden, übrigens: wenn sie wirklich nicht gemeinsame Sache mit den Genossen machen wollten, würde man sie zwingen. Mit Gewalt würde man sie verhindern, an die Arbeit zu gehn. Es waren ja auch jetzt schon ängstliche Gemüther genug da, die lieber heute als morgen die Arbeit unter den alten Bedingungen wieder aufgenommen hätten, aber sich vor den Andern fürchteten, die sich eher gesteinigt als das gebuldet hätten, — nun, so würde es mit den Neuen auch werden. Eher riß man sie in Stücke, als daß man sie arbeiten ließ. Und wenn der Kommerzienrath das erst einsah, würd' er ja wohl endlich Vernunft annehmen.

Recht geheuer war, trotz all' dieser Versicherungen, aber keinem zu Muth. Diese Wendung hatte Niemand vorausgesehen. Gewalt! Freilich würde nichts andres bleiben, wenn die Neuen nicht zu ihnen hielten. Es handelte sich ja dann um Leben oder Tod für sie. Aber wie sollt' es ein gutes Ende nehmen, wenn man einmal bis soweit gekommen war?

Noch immer bestand die Hoffnung, daß Willing wenigstens in Unterhandlungen mit ihnen treten würde. Er konnte ja doch nicht Hunderte mit einem Schläge an den Bettelstab bringen wollen, bloß, weil er auf seinen Schein bestand. Ihm selber mußte daran gelegen sein, daß endlich Frieden wurde. Und sie — sie wollten ja den Frieden, wahrhaftig: sie wollten ihn. Nur einen Schritt mußte er ihnen entgegenkommen, einen einzigen Schritt. Wie leichtes Spiel hatt' er gehabt.

So ging die Nacht hin, mit einem endlosen Herüber und Hinüber von Fragen, die Niemand beantworten konnte, von Sorgen und Befürchtungen, die Jeder mit dem Andern theilte. Dann graute der Morgen, und man war um nichts ruhiger, war zu keiner Entscheidung gekommen. Alles war auf den Beinen. Aber es ging weit schweigamer zu, als an den vorausgegangenen Tagen, in all' den Gruppen, die auf den Straßen und vor den geschlossenen Fabrikthoren zusammenstanden. Alle warteten auf etwas, in allen Gesichtern prägte

sich unruhige Spannung aus. Was würde werden? Die Frist war abgelaufen, keine von den beiden Parteien hatte der anderen einen Schritt entgegengethan. Die Entscheidung stand vor der Thür. Wer würde siegen? Das Kapital war mit dem Hunger einen Kampf eingegangen, — wer würde ihn am längsten aushalten? Die Zeit rückte vor, nichts ereignete sich; die Stadt zeigte ihre Alltagsphysiognomie, die Leute gingen ihren Geschäften nach. Man wurde ungeduldig, die Besorgniß steigerte sich, die Massen wogten hin und her. Die Führer mahnten zur Ruhe, gingen, beschwichtigend und tröstend, von Schwarm zu Schwarm. Es würde alles gut werden, — jetzt nur aushalten, jetzt nur den guten Eindruck nicht zerstören, den die Haltung der Streitenden bisher auf Freund und Feind gemacht!

Da plötzlich ging ein Stauen durch die Reihen. Man steckte die Köpfe zusammen. Jemand hatte gemeldet, die Garnison sei in der Kaserne konsignirt worden und zum Ausmarsch gerüstet, jeder Mann habe zehn scharfe Patronen erhalten. Was bedeutete das? Wollte man sie mit dem Bajonett in die Werke und an die Arbeit treiben? wie ein Kubel widerspenstiger Thiere? Mit einem Schlage war die Stimmung umgewandelt. Man sah heftige Gesticulationen, man hörte erbitterte, drohende Worte. Wollte man sie zur gewaltsamen Empörung drängen? Nun gut, sie würden sich zu wehren wissen. Wenn es so stand, würde man ihnen die Fäuste zeigen. Uebrigens: keine Sorge! Die Soldaten schossen nicht auf friedliche Arbeiter. Die hatten unter den Streikenden ihre Brüder und Genossen, die standen ganz auf der Seite des Volkes. Noch im Augenblick, wo „Feuer“ kommandirt wurde, würden sie ihre Gewehre fortwerfen und sich mit den Arbeitern verbündern. Aber wehe denen, die es bis zu diesem Neuesten trieben!

Langsam, sehr langsam verging die Zeit; Gotthold hatte Kurt Wellmann gesucht, um ihn zu bestimmen, noch einmal zu den Arbeitern zu reden, denn weiter hörte Niemand auf ihn. Aber er fand Kurt nirgend. So versuchte er allein

sein Heil, stieß aber überall auf trotzige Ablehnung. Wie konnte er ihnen jetzt noch von Frieden und Versöhnung sprechen? Der Kommerzienrath hatte sich schon neue Arbeiter verschrieben, hatte Polizei und Militär gegen sie aufgeboden, keinen Schritt kam er ihnen entgegen, sondern wollte sie Alle unter seine Füße treten. Nicht einmal gut genug waren sie ihm erschienen, um mit ihnen zu unterhandeln. Wie hätten sie also Ruhe halten sollen?

Noch während Gotthold mit den Leuten sprach, ging plötzlich wieder eine gewaltige Bewegung durch die Massen. Die neuen Arbeiter waren angekommen! Nun war kein Halten mehr. Alles drängte gegen den Bahnhof zu, um sie zu sehn. Aber man fand die Straßen zum Bahnhof abgesperrt, überall Doppelposten, die ihre Gewehre schulterten, Niemand wurde durchgelassen. Ein wüthendes Zischen und Heulen brach los, Schimpfworte ertönten, drohende Fäuste wurden aufgeredt. Doch die Soldaten rührten sich nicht, die Polizisten standen mit gezogenen Säbeln neben den über die ganze Straßenbreite gespannten Seilen, wie die Mauern. Und jenseits derselben zogen die neuen Arbeiter in langen Zügen ein, lauter kräftige Männer, ihre Bündel zwischen den Schultern und in den Händen, mit leicht vornübergebeugtem Oberleib und in gleichmäßigen, langen Schritten, gerade wie sie in Jahren und Jahren zur Arbeit gegangen waren — eine Heerde. Sie blickten kaum auf und ließen sich auch durch das tobende Geheul, das von allen Seiten zu ihnen herüberscholl, nicht anfechten. Man hatte sie darauf vorbereitet, wie sie empfangen werden würden, und sie wußten, wie die Dinge hier standen. Nichts Herausforderndes, nichts Triumphirendes lag in ihren Mienen. Mit düstrem Gleichmuth schritten sie hin. Was sie hierher gebracht hatte, war die Noth — nichts als die eherne Noth. Sie wußten, daß sie ihren Brüdern das Brod nahmen, sie waren im Herzen ganz auf Seiten dieser Brüder, fühlten mit ihnen, litten mit ihnen, ballten die Fäuste gleich ihnen, gegen die Blutsauger und Leuteschinder. Aber vor allem mußten sie doch leben — essen. Das machte sie zu Feinden, zu Tod-

feinden ihrer Brüder. Das Leben mußte man anlagen um bedwillen, nicht sie, — nicht sie. Der Zug war vorüber, die Leute in ihren Quartieren untergebracht. Alles hatte sich genau nach dem Programm vollzogen, das der Kommerzienrath vorher, unter Mitwirkung der Behörden, aufgestellt hatte. Man konnte den Schluß daraus ziehn, daß auch alles Weitere sich ebenso programmgemäß entwickeln werde. In wilder Aufregung strömten die Streitenden zurück. Noch bis vor einer halben Stunde hatten die Meisten von ihnen geglaubt, daß alles nur eine leere Drohung gewesen sei, daß man sie mit der Ankunft von Ersatzmännern nur habe schrecken und einschüchtern wollen. Nun hatten sie diese Ersatzmänner mit eignen Augen gesehn, und in einer Stunde, hieß es, würden sie die Arbeit in den Werken, ohne weiteren Verzug, aufnehmen. Der Kommerzienrath nützte seine Zeit.

Das aber würde nicht geschehn, das durfte nicht geschehn! Ein einziger Wuthschrei all' dieser hundert Männer, die sich mit einem Schläge brodblos, dem nackten Elend, der rathlosen Verzweiflung gegenüber sahen, durchschnitt die Luft und mischte sich mit dem jammernden Geheul der Weiber und Kinder. Im Nu waren alle Zugänge zu der Willing'schen Fabrik besetzt, die Straße von einem johlenden, brüllenden, wild mit den Armen um sich schlagenden Haufen versperrt. Die lange zurück gestaute Empörung, die Angst, die Ungewißheit, die Verbitterung dieser letzten Tage, in einem einzigen, wahnwitzigen Schrei nach Rache entluden sie sich jetzt. Die Bestie war entkettet. Und hier stand alles auf dem Spiel, so durfte man also auch alles dafür einsetzen, — Leben für Leben.

Fest gekleidet dehnte sich die Masse von den Fabrikthoren bis gegen den Fluß hin. Hier konnte Niemand durch, mit ihren Leibern deckten sie jeden Zugang. Und somit hatte die Umsicht des Kommerzienraths nicht gereicht, daß er vorausschauend auch hier durch Polizei und Militär den Weg hätte absperren lassen, oder der Befehl dazu war für einen zu späten Zeitpunkt ertheilt worden. Diese lebendigen Barricaden schienen jedes Versuch eines gewaltsamen Vorbringens zu spotten. Und

es bedurfte keiner Ansprache der Führer, keiner Ermahnung, keiner Weisung. Diese Alle wußten, ohne daß eine Parole ausgegeben war, ohne daß sich nur Einer mit dem Andern besprochen hätte, was sie zu thun hatten, was ihnen allein jetzt noch blieb. Jeder das Gleiche, und Jeder mit der gleichen Unfehlbarkeit. Keiner redete davon, aber Alle fühlten es. Diese Fremden durften nicht zu jenen Thoren hinein, — lieber ließen sie sich Alle zertreten und vernichten, was hätten sie auch jetzt noch zu verlieren gehabt?

Innerhalb der Werke regte es sich. Die Ingenieure und Werkmeister waren dort beschäftigt mit den Vorbereitungen für das Eintreffen der Arbeiter, die sofort in Thätigkeit treten sollten. Aus dem Riesenschlot wälzte sich die erste weißlichgraue Dampfswolke in die sonnenzitternde Luft. Das raubgierige Ungethüm da drinnen schnaufte schon wieder vor wollüstiger Gier nach neuen Opfern. Aber es mußte sich nur gedulden. Heute noch nicht! Heute nicht!

Und nun ging eine stutzhende Bewegung durch die aufgestaute Menge hin. „Sie kommen! Sie kommen!“ Zerlumppte Kinder, die schreiend die Straße heraufgelaufen kamen, hatten es zuerst gemeldet, und dann pflanzte es sich von Munde zu Munde fort, wie ein Lauffeuer: „Sie kommen!“ „Wir schlagen sie Alle eher todt, als wir sie hereinlassen,“ rief eine Stimme aus dem Haufen. Niemand antwortete. Wozu das hinausdringen? Jeder wußte das, Jeder wußte, daß es nichts anderes mehr gab. Dann kamen sie wirklich. Die lange Straße herauf sah man den Zug nahen. Und immer, neben je drei Arbeitern, schritt ein Polizist. Sie werden eskortirt. Man hatte begriffen, daß das zu ihrem persönlichen Schutz erforderlich war, daß die Streitenden sie sonst nicht vorüberlassen, sich wohl gar auf sie werfen und sie ihre ohnmächtige Wuth, ihre grenzenlose Enttäuschung fühlen lassen würden. Das, was nunmehr geschah, hatte man freilich nicht vorausgesehen. Ein ohrenbetäubendes Gebrüll, das nicht mehr aus menschlichen Kehlen zu kommen schien, empfing den Zug, die Masse wälzte sich in wildem Anprall gegen die Anstömmlinge

vor, die erschrocken zurückstapten, ein Augenblick kopfloser Verwirrung trat ein. Dann hatte einer von den Polizisten seinen Säbel gezogen, und man hörte seine heifere Stimme gegen ein paar Weiber, die in dem allgemeinen Vorwärtsdrängen gegen ihn angeschleubert worden waren, schreien: „Weg da, Gefindel, oder man jagt Euch mit Fußtritten fort!“ Das steigerte die Empörung derer, die es hörten. Im Umsehn war dem Manne der Säbel entwunden worden und zerbrach unter den Fußtritten der aufheulenden Masse. „Wir wollen Dir lehren, was hier Gefindel ist! Nieder! Nieder mit ihm! Nieder mit ihnen Allen!“

Ein Zischen und Pfeifen antwortete auf diese Rufe. Der Polizist hatte sich ängstlich nach seinem Hintermann umgedreht, aber zwischen ihm und diesem hatte sich schon die hereinfluthende Menge eingeschoben und sprengte jetzt mit wildem Geschrei den ganzen Zug, der sich auflöste, verdrängt wurde und zerstob, verfolgt vom Triumphgeheul der Streikenden. Nicht Einer hatte Widerstand geleistet oder auch nur daran gedacht; der jähe, ungestüme Anprall dieser heulenden, bis zum Wahnsinn aufgeregten Menschen, hatte Alle in wirre, kopflose Flucht gestürzt, noch ehe sie zur Besinnung über das gekommen waren, was eigentlich vorging und was sie thaten. Es war kein Zweifel, daß das nur eine Augenblickswirkung war, daß die Zersprengten bald wiedertekhren und dann Stand zu halten suchen würden, — selbst die jubelnden Sieger waren sich darüber klar. Aber doch berauschte sie ihr Erfolg, der ihnen selber überraschend schnell eingetreten war. Sie schöpften die Zuversicht daraus, daß sie überhaupt nun das Feld behaupten würden. Was dann weiter werden sollte, wie das alles noch wieder gut werden sollte, darüber machten sie sich keine Gedanken. Dazu war auch keine Zeit. Hier nur Stand halten und abwehren, zeigen, daß sie sich nicht verdrängen, nicht broblos machen, nicht zwingen ließen, — darauf kam es an.

Und da waren sie auch schon wieder, die Eindringlinge. Diesmal marschirte ihnen die gesammte, aufgebotene Polizeimacht mit blanker Waffe voraus. Sie deckten sich dahinter,

diese Feiglinge. Als ob ihnen das etwas hätte helfen können! Mit den paar Schutzleuten wurden sie am Ende doch wohl noch fertig. Ein höhnisches Geschrei und Gelächter empfing die Polizisten. Was sie riefen, verstand man gar nicht. Wahrscheinlich wollten sie, man solle auseinandergehn. Man hielt es gar nicht der Mühe werth, ihnen zu antworten. Man würde sie in die Flucht lachen, — das war alles, was sie verdienten. Die Kinder, die sich massenhaft zwischen den bunt durcheinander gekleiteten Männern und Weibern hindrängten, steckten ihnen die Zungen aus und machten verächtliche Gebarden. Es fehlte nicht viel, so wären die Schutzleute mit Steinen geworfen worden. Einen Augenblick standen sie rathlos. Daß sie allein gegen diese Hunderte nichts ausrichten konnten, wußten sie gerade so gut, wie daß die neuen Arbeiter, die sie in die Werke zu führen den Auftrag hatten, ihnen gegen ihre Kameraden im Ernstfall nicht beistehn würden. Zudem hatte der Polizeidirektor beordert, daß man so schonend wie möglich verfahren solle, falls die Streikenden ihre Ersatzmänner zu verhindern suchten, die Arbeit aufzunehmen. Hier aber gab es offenbar nichts andres, als zurückzuweichen oder, mit zweifelhaftem Erfolg, von der blanken Waffe Gebrauch zu machen. Die Polizisten beriethen eine kleine Weile untereinander, dann beschloßen sie, angesichts der drohenden Haltung der Streikenden, erst neue Befehle einzuholen und machten kehrt.

Wieder folgte ihnen gellenbes Triumphgeschrei nach. Selbst ein paar Steine flogen hinter den Abziehenden her. Die Kinder tanzten, die Weiber umarmten sich, man war außer sich vor Freude. Nun schien alles zu Ende, man hatte gewonnenes Spiel. Die Blauen wagten sich nicht heran, die „Neuen“ waren wieder abgezogen. Man hatte also eingesehen, daß sich mit den Streikenden nicht spaßen ließ, man gab es auf, mit ihnen anzubinden. Blutige Köpfe, — was konnte auch weiter dabei herauskommen? Und nun werden, über kurz oder lang, die Abgesandten des Kommerzienraths erscheinen und ihnen annehmbare Vorschläge machen, und morgen würde man wieder arbeiten, morgen würde alles wieder sein, wie früher.

nur daß sie natürlich mehr Lohn hatten und freier leben durften, als früher. Eine behagliche Stimmung bemächtigte sich allmählich Aller. Man lagerte sich, man ließ Speuvorräthe herbeischaffen, man trant, Kinder und Weiber liefen hin und her, während die Männer nicht von ihren Posten wichen. Eine Stunde hindurch ereignete sich nichts. Die Siegesicherheit unter den Streikenden wuchs. Man besann sich also, man zögerte. Nun es blieb ihnen schon nichts andres übrig: nachgeben mußten sie, die Herren. Wie wollten sie mit den Aufständigen sonst fertig werden?

Da mit einem Male Marschritte die Straße herauf, — eins, zwei, — eins, zwei, — immer im Takt. Was ist das? Der Boden bröhnt und schüttert, die Leute sind von der Erde aufgefahren, sie starren mit weit aufgerissenen Augen die Straße hinunter. Sollte das? — Man vernimmt Waffenklirren. Richtig: da biegen sie ein. Die Straße ist angefüllt weit hinaus von lauter dunklen Gestalten, die in Reih und Glied marschiren. Eins, zwei — eins, zwei. — Ihre Helme blißen. Und jetzt erschallt das Kommando: „Kompagnie — halt!“ Nun stehen sie wie die Mauern. Ein schlanker Hauptmann, dem die Enden eines langen lichtblonden Vollbarts über die Schultern zurückwehen, tritt vor die Front, den Degen in der Hand. „Gewehr auf!“ erschallt das Kommando. Klirrend fliegen die Gewehre gegen die Schultern, es funkelt und gleißt im nachmittägigen Sonnenlicht blendend von lauter Bajonetten.

Die Streikenden haben sich untereinander angeblickt, es ist plötzlich merkwürdig still geworden. Nur ein paar Kinder kreischen und jubeln ahnungslos: „die Soldaten! die Soldaten!“ Sonst sieht man lauter ernsthafte schrecksbliche oder wuthverzerrte Gesichter. Was wollen diese hier? Was soll das alles? Will man sie einschüchtern? Weiß man immer noch nicht, daß sie nicht von hier fortgehn werden, daß die neuen Arbeiter umsonst gekommen sind? Unwillkürlich reckten sich die Arme der Männer. Will man an sie? Nun gut. Diese Arme sind durch Jahre und Jahre gewöhnt gewesen, den wuch-

tigen Eisenhammer zu schwingen, sie werden sich ja auch noch gegen ein paar Duzend Bajonette wehren können, wenn man es denn nicht anders will. Nur überlegt man, ob man die Kinder und Weiber nicht fortschicken soll, wenn es etwa zum Handgemenge kommt. Aber man beschließt dann doch, daß sie bleiben sollen. Sie bieten sogar eine gewisse Sicherheit, daß die da drüben nicht angreifen werden; gegen Weiber und Kinder führt man ja doch wohl keinen Krieg.

Während sie noch durcheinander schwaxten und gestikulirten, hat drüben der Hauptmann eine Ansprache an seine Soldaten gehalten. Nur einzelne Worte daraus vernimmt man. Der Wind trägt sie herüber — Fahneneid — Waffen gegen Jedermann, wenn das Kommando ertönt, gegen die eignen Brüder — Majestät — harte Pflichterfüllung — innerer Feind — mit Gott für König und Vaterland! Die Worte klingen hart und scharf durch die Luft wie Säbelhiebe. Und nun das Kommando: „Gewehr ab!“ „Rührt Euch!“ Dann ein Trompetensignal von irgendwo her, nun Trommelwirbel, — die Worte des Aufruhrparagraphen, die mit lauter Stimme verlesen werden und sich beinahe anhören, wie wenn Kandidat Siebert einen Bibeltext vorläse, — die erste Aufforderung zum Auseinandergehen, — und nun tiefe Stille, beängstigende Stille, — sekundenlang. Mit einem Male ist allen der furchtbare Ernst dieser Stunde aufgegangen, Alle wissen: hier geht es um Tod und Leben, — hier soll Krieg werden. Aber Keiner rührt sich, Keiner denkt an Flucht. Sie können ja nicht. Wohin sollten sie fliehen und was sollte werden? Nur die Kinder machen verängstigte Gesichter, weil sie nicht mehr begreifen, was das alles bedeutet, und ein paar Weiber schluchzen und wimmern, werden aber von den Männern mit Rippenstößen zur Ruhe gebracht. „Die schießen ja nicht, — das ist alles bloß Drohung, — sie wollen uns wegzagen. Aber wir gehen nicht.“ „Wenn sie anrücken, schmeißen wir mit Steinen.“ „Ach was, das ist alles man bloß Gethue. Da ist ja Karge's Fris drunter. Der wird gerade auf Unseren schießen.“ „Ja und Karl Wergin steht ja auch bei der Kompagnie. Da

ruf ich bloß: „Karl, Du wirfst doch nicht?“ dann schmeißt er 'n Kuhfuß weg, dafür steh' ich.“ „Ach Gott gewiß doch, die sind doch alle auf unserer Seite. Die laß man blasen, die thun uns nichts. Da sind ja 'ne Masse von unseren Leuten mang. Die sind selber nicht zufrieden mit 'm Kommigleben.“ So trösteten sie sich untereinander.

Plötzlich der zweite Trommelwirbel, — das zweite Signal. Nun kam Leben in die Masse. „Steine! Kinder, schleppt Steine 'ran! Wir müssen uns für alle Fälle decken. Und mehr aus'nander, daß Jeder seine Arme rühren kann. Nicht flennen, Weibsleute! Wer Angst hat, kann ja machen, daß er weg kommt. Ruhig, ihr Rangen! Bald wird's blaue Bohnen regnen. Mäuler gehalten! Man hört ja sein eigenes Wort nicht mehr. Steine her! Wenn sie die Bittelhauben verheult haben wollen, das Vergnügen können sie ja haben. Und blutige Köpfe giebt's noch gratis drein. Frieblische Arbeiter darf man ja gar nicht angreifen. Wo haben sie das Recht dazu her? Wir werden hier doch wohl stehn können. Wir haben ja noch keinem Menschen was zu Leide gethan. Die Angsthasen, die Neuen, haben sich ja gar nicht 'rangewagt. Was wollen diese Kommigbengels denn eigentlich? Steine her, Jungens!“

Neben dem blonden Hauptmann, der in ernster Haltung, kühl und unbeweglich, vor seiner Kompagnie steht, ist plötzlich eine andere Gestalt aufgetaucht. Ein Ordonnanz hat sie herangeführt und ist salutirend wieder abgetreten. Ein schlanker Mann in bürgerlicher Kleidung. Man erkennt ihn: es ist Pastor Wenden. Er ist grüßend auf den Hauptmann zuge treten, der ihn mit höflicher Gemessenheit empfängt. Mit erregten Mienen und Bewegungen rebet er auf ihn ein. Er scheint ihn zu beschwören. Der Hauptmann zuckt mit den Achseln, deutet mit der Hand auf die Masse drüben und legt diese Hand dann auf seine Brust, als ob er sagen will: Wenn es nach mir ginge, ich würde nicht zum Angriff kommandiren. Aber ich habe meine Ordres. „Wenn Sie etwas ausdrichten wollen, gehen Sie zu denen da drüben. Ich muß meine Pflicht

thun. Und damit verabschiedet er ihn, höflich, aber entschieden. Dann kommt Gotthold Wenden wirklich quer über den Platz auf die Streitenden zugeschritten. Der blonde Hauptmann hat seine Uhr herausgezogen und behält sie in der Hand, während er, in leiser Ungebuld, mit dem rechten Stiefelabsatz auf und nieder wippt. Offenbar will er dem geistlichen Vermittler eine bestimmte Zeit für seinen Versuch gewähren, die Leute in Güte auseinanderzubringen, — eine Minute, zwei — wahrscheinlich nicht mehr. Denn er möchte endlich selber hier fertig werden. Ein erfreuliches Kommando ist das gerade nicht, was ihm hier zu Theil geworden ist — man mag sagen, was man will. Denn diese Leute wollen es ja offenbar auf's Neueste ankommen lassen, und es sind Weiber und Kinder darunter, und Viele haben so hohläugige, blasse Gesichter, — man sieht ihnen an, daß sie gehungert haben, vielleicht noch hungern. Und zerlumpt sind Manche von ihnen, zum Gotteserbarmen. Nein, es ist keine Ehre, gegen solch' armseliges Gefindel „Feuer!“ zu kommandiren — den Teufel auch! Er hat garnicht gewußt, daß es wirklich solch' eine verkommene, miserable Ples hier giebt. Man hat doch immer gesagt, daß der Kommerzienrath von Willing für seine Arbeiter geradezu musterhaft sorgt. Nun? Werden sie sich nicht endlich bequemen? Richtet dieser Pastor, von dem unlängst so pikante Histörchen erzählt wurden, — was war's doch gleich? denn garnichts bei ihnen aus? Es ist freilich eine üble Sache für sie, daß sie nun um ihr Brod kommen, — eine harte Strafe für ihre Starrköpfigkeit. Aber zum Teufel, was sollte denn sonst werden? Dieser Pöbel darf doch den Fabrikherren keine Vorschriften machen. Disziplin muß sein, wohin käme man sonst? Und diese ganze Geschichte geht ihn garnichts an, garnichts — absolut nichts. —

Während der Hauptmann sich so seine Unruhe zu verschweigen sucht, hat Gotthold zu den Streitenden zu sprechen angefangen. Er beschwört sie, auseinander zu gehen, der Gewalt zu weichen. Was wollen sie denn sonst? was bleibt ihnen denn? Gegen eine Kompagnie Soldaten, die mit ge-

fältem Bajonett anrückt, vermögen sie ja nichts, und wenn sie auch tausendmal in ihrem Recht wären. Nur unfähliges Elend rufen sie über sich herab, und des Elends haben sie doch wahrlich genug. Er geht von Einem zum Anderen, seine Stimme zittert von tiefer, innerer Bewegung, seine Augen und seine Mienen reden von dem heißen Mitleid, das ihn durchglüht, — so deutlich, daß selbst diese in Wuth und Troß Verhärteten sich nicht dagegen verschließen können. Sie wenden die Blicke ab, sie zucken die Achseln. Er meint es gut mit ihnen. Aber was kann das alles helfen? In ihrer Haut steckt er doch nicht. Ihnen bleibt ja nichts andres übrig. „Hört doch den Pfaffen nicht an!“ schreit da plötzlich Einer. „Seit wann haben wir denn mit Pfaffen zu thun? Der Kerl ist bestochen, der will sich 'n rothen Rock verdienen. Jagt ihn weg! weg mit dem Pfaffen! weg mit dem Pfaffen!“

Zehn Stimmen, zwanzig wiederholen es, immer lauter, immer lärmender: „Weg mit dem Pfaffen!“ Zuletzt überheulen sie seine Worte, ein allgemeines Zischen und Pfeifen fängt an. Und Gotthold muß weichen. Sie wollen nicht hören, sie wollen in ihr Verderben rennen. Und doch hat er ihnen das Schriftwort zugerufen: „Wer sich wider die Obrigkeit setzt, der widerstrebet Gottes Ordnung und die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst!“ Was gilt ihnen Gottes Ordnung? Sie kämpfen um ihr Brod, sie wollen sich todtschießen lassen, aber nicht vom Plaze weichen. Was haben sie auch zu verlieren? Hier kann nur Einer noch helfen: Willing! Und der will nicht helfen.

Der Hauptmann hat seine Uhr wieder eingesteckt. Er rückt an seiner Degenkoppel. Es wird Zeit. Wenn nur die Weiber und Kinder nicht wären! Er kann doch nicht auf's Gerathewohl in diesen Haufen hineinschießen lassen. Und der Pastor hat richtig auch nichts ausgerichtet, das war vorher zu sehn. Wie die wilden Thiere heulen sie hinter ihm her. Wie wilde Thiere muß man sie behandeln.

Das dritte Signal, — die letzte Aufforderung, auseinander zu gehn, — und wieder ein Kommando. Die Kom-

pagnie rückt mit eingelegtem Bajonett vor. Ein Angst- und Wuthgeschrei aus hundert Kehlen, — nun ein Hagel von Steinen, der den Angreifern entgegenfliegt, sie trifft und verwundet. Das erste Blut ist geflossen. Mehrere Soldaten sind an der Stirn verletzt, roth fließt es ihnen an den Schläfen herab. Man sieht es ihnen an, daß sie jetzt mit Lust angreifen werden, daß sie jetzt keine Schonung mehr kennen werden. Jetzt treibt sie nicht mehr die Pflicht allein, jetzt treibt sie auch die Wuth. In ihrer Uniform fühlen sie sich beleidigt und verhöhnt. Sie rücken abermals an, aber wieder empfängt sie ein Steinhagel, und gleich darnach stürzen sich Weiber, Kinder und Männer mit wilbem Geheul ihnen entgegen, gleichsam in ihre Bajonette hinein, klammern sich an sie, an ihre Beine, ihre Arme, mühen sich, ihnen ihre Gewehre zu entreißen, ihre Bajonette zu zerbrechen, schreien ihnen wüthende Schimpfworte zu, schmähen sie, reden vertraulich auf sie ein, flehen sie an, zurückzuweichen. Eine ungeheure Verwirrung entsteht. Wie ein Knäuel haben sich Soldaten und Arbeiter ineinander geflochten. Unmöglich, jetzt von der Waffe Gebrauch zu machen, unmöglich, jetzt diese angesprungene Meute von sich abzuschütteln, die mit wilbem Getöse den ganzen Platz erfüllt. Die Offiziere sind rathlos. Es ist „Feuer!“ kommandirt worden, aber die Mannschaft kann nicht schießen. Es kommt zum Einzelkampf. Hier und dort wälzt sich ein Getroffener am Boden, die Weiber liegen heulend auf den Knien, die Kinder bringen auf alle Weise die Soldaten zum Fall und werden von diesen wieder getreten und gestoßen, bis sie winselnd flüchten. Ein tolles Durcheinander wälzt sich über den Platz.

Da läßt der Hauptmann zum Rückzug blasen. Die Leute sollen sich sammeln, man soll aus der Entfernung feuern. So kommt man nicht zu Ende.

Ungern räumen die zur Wuth gestachelten Soldaten das Feld. Hinter ihnen her schallen Hochrufe und Triumphgeheul. Die Verwundeten raffen sich vom Boden auf und schleubern ihnen Steine nach. Die Kinder tanzen und lärmen. Man

glaubt, Sieger geblieben zu sein, man glaubt, alles sei zu Ende. Da formirt sich die Kompagnie plötzlich wieder in Frontstellung, Kommandorufe, — die Gewehre sind schußbereit. Ein Schrei des Entsetzens gellt drüben durch die Luft. Wimmern humpeln die Verwundeten davon, ächzend und jammernnd kauern sie sich hinter den Anderen nieder. „Leute, zum letzten Mal: Nehmt Vernunft an! Geht auseinander!“ Ein Wuthgetreisch ist die Antwort.

Plötzlich steht eine hoch aufgereckte Männergestalt zwischen den beiden feindlichen Parteien. Keiner weiß, woher sie mit einem Male gekommen. Von den Streitenden rufen sie ihn jubelnd an. Kurt Wellmann! Nun wird alles gut werden. Auch der alte Pahl ist da und Heinrich Berg und alle die Anderen, die zum Streikkomité gehören. Sie aber stellen sich in die vorderste Reihe der Arbeiter, während Kurt Wellmann gerade auf die Soldaten losschreitet. Er hat die Arme erhoben, als gebiete er ihnen Halt, das lange Haar fliegt ihm im Winde um den Nacken, seine Augen brennen in einem erbfahlen Gesicht voll schwärmerischem Feuer. Seine Brust leuchtet, wie nach raschem Gange und heftiger Erregung. „Frieden!“ ist sein erstes, mühsam hervorgepreßtes Wort, „Frieden!“ Und er hebt die Arme noch höher empor. Wie ein Prophet steht er da. Und so klingen auch seine Worte, wie er nun mit heiseren, aber doch weithin tönenden Worten beginnt: „So wahr als ich lebe, spricht der Herr, ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe! Wißt Ihr nicht, wes Geistes Kinder Ihr seid? Liebet Eure Feinde! Wer Blut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden! Das Gesetz Deines Mundes ist mir lieber denn viel tausend Stück Gold und Silber. Wo Dein Gesetz nicht mein Trost gewesen wäre, so wäre ich vergangen in meinem Elend. Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Einer ist Euer Meister, Christus. Ihr aber seid Alle Brüder. Weil die Ungerechtigkeit wird überhandnehmen, wird die Liebe in Vielen erkalten. Ich aber sage Euch —“

Eine kleine Weile haben die Offiziere Kurt Wellmann

angehört, wie gebannt von der Seltsamkeit seiner Erscheinung und seiner Worte. Ueberhaupt ist tiefe Stille eingetreten, — hüben wie drüben. Und die Bibelverse hallen zu Aller Ohren. „Ein Verrückter!“ murmelt der Hauptmann dann, „der hat uns gerade gefehlt.“ Der kleine, schwarze Leutnant hinter ihm aber sagt im Melbeton: „Es ist der rothe Wellmann, Herr Hauptmann. Einer der gefährlichsten, sozialdemokratischen Hezapostel. Er gilt übrigens in der That als nicht ganz zurechnungsfähig. Er ist unlängst als Gotteslästerer verurtheilt worden und muß in's Gefängniß.“

Der Hauptmann läßt seinen prächtigen, blonden Backenbart durch die Hand gleiten, dann sagt er: „Und solch' Kerl will uns hier was vorpredigen? Ist das eine Frechheit!“ Und er giebt Befehl, daß zwei Mann den unbequemen Wüstenprediger, wie er ihn im Stillen nennt, sofort abführen, — wenn es nicht anders geht, mit Gewalt.

Und während Kurt Wellmann in immer verzückerem Ton, ganz wie erbenüchelt und von seiner heiligen Mission hingerissen, predigt: „Wer den Namen des Herrn anruft, der wird gerettet werden. Gerechtigkeit erhöht ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben. Dem Narren gefällt seine Weise wohl, aber wer Rath gehorcht, der ist weise!“ umfassen ihn zwei Soldaten mit den Armen und schleppen ihn, ohne daß er sich sträubt, während er nur noch lauter seine Stimme erhebt, hinter die Front. Das aber ist wieder ein Signal für die Streitenden, mit wilhem Geheul besinnungslos gegen die Soldaten loszustürmen. „Sie vergreifen sich an dem rothen Wellmann! Man muß den rothen Wellmann befreien!“ Wie eine indianische Kriegshorde stürzen sie sich schreiend heran. Da kommandirt der Hauptmann mit laut hinschallender Stimme: „Feuer!“ Und nun tracht eine Salve. Es ist vorher die Weisung gegeben worden, das erste Mal zu hoch, über die Köpfe der Leute fort zu schießen. Man will schonend verfahren, denn man wünscht kein Blutvergießen; vertrieben sollen sie werden, nicht niedergemacht. Aber bei dem jähen Ansturm haben ein paar verirrte Kugeln dennoch getroffen, ein paar

zudenbe Menschenleiber wälzen sich am Boden winselnd in ihrem Blute. Und ein Weib ist darunter.

Dem Hauptmann läuft es einen Augenblick heiß über's Gesicht hin. Aber er zuckt nicht mit der Wimper. Wen trifft hier die Schuld? Nicht ihn. Er hat nur nach seiner Instruktion verfahren, — so milde, so zögernd, wie ihm seine Instruktion nur irgend verfahren ließ, eher zu milde und zögernd. Dennoch ist ihm der Anblick dieser Verwundeten, besonders der dieses verwundeten Weibes, peinvoll. „Rasch! Die Verwundeten fortschaffen!“ kommandirt er.

Aber nun bricht der Tumult vollends los. Die Leute wollen die Verwundeten nicht fortschaffen lassen, sie werfen sich neben ihnen nieder, decken sie mit ihren Leibern, umklammern sie heulend. Es kommt zum Handgemenge. Da sticht einer von den Soldaten seinen Angreifer mit dem Bajonett nieder. Mitten durch die Brust getroffen stürzt der Mann sofort leblos zusammen. Nun werfen sich Zwanzig auf ihn, um ihn zu würgen, ihn mit ihren Händen zu zerreißen. Gellendes Geheul durchschneidet die Luft. Ein ungeheurer Wirrwarr entsteht. Da läßt der Hauptmann zur Attacke vorrücken. „Feuer!“ Diesmal hat man nicht zu hoch geschossen, diesmal hat man treffen wollen. Heulende und Schreiende stieben jetzt nach allen Seiten hin auseinander, laufen zum Theil den Soldaten kopflos gerade in die Gewehre. Aber die Hauptmasse verharrt noch wie zusammengekeilt, den Rücken gegen die Fabrikmauern gestützt, ohne zu wanken. Alle diese Männer, zumeist ergraut in der Arbeit, scheinen entschlossen, sich lieber todtzuschießen zu lassen, als von diesem Platz zu weichen und damit ihr Schicksal zu bestiegeln, daß sie Bettler geworden sind. In düsterm Troß blicken sie auf ihre todtten und verwundeten Brüder, in düstrem Troß auf die Gewehrläufe der Soldaten, die ihnen das gleiche Loos drohn.

Und plötzlich, als abermals zur Attacke vorgerückt werden soll, steht Kurt Wellmann wieder zwischen den Soldaten und den Streitenden. In dem allgemeinen Tumult ist es ihm gelungen, zu entkommen, und wieder hebt er mit überirdisch

verklärtem Ausdruck die Arme auf, um Frieden zu gebieten, und Bibelworte quellen von seinen Lippen. „Fort da! Fort! Es wird geschossen!“ haltt es ihm entgegen. Aber er breitet die Arme lächelnd nur noch weiter aus, als ob er die ganze Menschheit an seine Brust schließen wolle. „Vergesse ich Dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen!“ haltt es ihm vom Munde. Da kracht eine neue Salve, und vornüber stürzt er lautlos zusammen. —

Inzwischen ist die ganze Stadt alarmirt worden. Mit Blitzesschnelle hat sich die Nachricht durch alle Straßen verbreitet, daß die Streikenden gewaltsamen Widerstand leisten, daß sie die neuen Willing'schen Arbeiter nicht in die Werke lassen, sondern sie in die Flucht gejagt haben. Alles ist in Aufruhr gerathen. Die abenteuerlichsten Gerüchte werden verbreitet, Angst und Schrecken machen sich überall geltend. Einzelne schließen ihre Läden, verrammeln ihre Hausthüren. Wer kann wissen, ob die Böbelrotten nicht alsbald durch die Gassen ziehn, plündern und zerstören werden? Die Andern schreien nach mehr Militär. Die ganze Garnison müßte gegen die Aufrührer ausrücken. Tausende drängen in die Vorstadt hinaus, um dem Schauplatz nahe zu kommen, wo sich das Ungeheuerliche, nie Dagewesene begiebt. Sie wollen sehn und hören, wie es steht. Aber die Vorstadtstraße ist abgesperrt, — überall Soldaten, überall Polizeimannschaften. Und nun hört man drüben die Schüsse krachen, vernimmt man das grauenhafte Wuth- und Wehe-Geheul des aufständischen Arbeiterheeres. Wirre Erregung bemächtigt sich Aller. Aus allen Häusern strömt es, man schreit, fragt, weint durcheinander. Eine Frau ist in Ohnmacht gefallen, eine Andere windet sich in Krämpfen. Man schreit nach Ärzten. Man tobt gegen das Militär an, das den Korbon nicht öffnen will. Wo ist der Polizeidirektor? Wo ist der Kommerzienrath Willing? Man soll nicht schießen, man soll diese armen Leute, die von der Verzeiung zum Aeußersten getrieben sind, schonen. Frieden halten! Wegtreiben, aber nicht niederschießen! Und nun doch wieder eine Gewehrsalve!

Die Vorstadtstraße herab, von der andren Seite her, kommt ein offener Landbauer mit zwei feurigen Fischen bespannt. Der Kommerzienrath und der Leutnant von Brendendorf sitzen darin. Beide sehen ernst aus, in den Zügen des Leutnants prägt sich zugleich etwas wie Neugierde aus. Sie fahren rasch, müssen aber plötzlich halten, denn ein Militärposten versperrt ihnen den Weg. „Ich bin der Kommerzienrath von Willing!“

Der Soldat zuckt die Achseln. „Strenger Befehl, keinen Menschen durchzulassen. Uebrigens könnten Sie ja auch doch nicht weiter, Herr Kommerzienrath. Hören Sie nicht? Sie schießen. Es ist Ernst geworden.“

Der Kommerzienrath ist leicht erblaßt. „Eben darum,“ murmelt er und blickt in leichter Rathlosigkeit umher, den Schnurrbart zwischen den Zähnen.

„Sind denn die Kanailen nicht gleich ausgerissen?“ fragt der Leutnant erstaunt.

„Onkel! Onkel!“ ertönt plötzlich eine Stimme. Es ist die Gotthold's. Auf Seitenwegen hat er sich, um den Militärkordon zu umgehen, nach der Villa des Kommerzienraths schleichen wollen. Nun stößt er von links her durch eine Seitengasse gerade auf ihn. Er ist athemlos, das Haar klebt ihm um die Schläfen, die Augen treten ihm fast aus den Höhlen. Ein paar Sekunden lang kann er nur mit den Händen sprechen, die Zunge versagt ihm den Dienst.

Aber wozu auch sprechen? Willing weiß ja alles, — warum er kommt und was er von ihm fordern wird. Die Falte zwischen seinen Brauen, oberhalb der Nasenwurzel, vertieft sich. Er macht eine unwillig zuckende Schulterbewegung. „Klag Deine Freunde, die Apostel der allein seligmachenden Sozialdemokratie, an, daß es soweit hat kommen müssen!“ Und er will gehn.

„Onkel,“ ruft Gotthold da, „zu rechten über den Schuldigen, ist hier keine Zeit mehr. Aber laß es genug sein! Laß das Militär zurückerufen!“

Willing schüttelt finster den Kopf. „Das steht nicht mehr in meiner Macht. Und wenn ich selbst könnte —“

„Onkel!“ Sein Aufschrei wird verschlungen von einer knatternden Salve, die zu ihnen herüberhallt, und der ein lang nachklingendes Geheul folgt, das schauerlich durch die Luft gellt.

„Die werden bald genug haben!“ murmelt der Posten.

Der Kommerzienrath hat die Zähne zusammengebissen, er spricht kein Wort, sein Blick ist starr.

„Onkel! Ueber Dich dies vergossene Blut!“

„Ueber mich! Ich habe meinen Richter nicht zu fürchten.“ Er wendet sich ab, während Gotthold davonstürzt, und flüstert mit dem Leutnant. Brendendorf räth ihm, umzukehren, man kommt nicht durch und könne ohnehin nichts ausrichten. Die beiden Damen dagegen seien ohne eigentlichen Schuß und die „liebe Mama“ doch in so bedauernswerthem Zustand der Aufregung —

Das erinnert Willing daran, daß er ja den Sanitätsrath für Frau Konstanze hat holen wollen. Er muß versuchen, sich ebenso durchzuschlagen wie Gotthold. Zurück kann er in keinem Falle. Es würde wie Flucht oder doch wie Gleichgültigkeit aussehen, und er hätte auch selber keine Ruhe. Er muß doch erst wissen, daß alles zu Ende ist. Aber Brendendorf soll nach Hause fahren, die Damen beruhigen, das Ganze in möglichst harmlosem Licht darstellen und ihnen sagen, daß die Ruhe gleich wieder hergestellt sein werde.

Brendendorf geht nicht gern. Er möchte am liebsten jetzt da drüben „mit dabei“ sein. Aber er weiß, daß er gut thut, sich zu fügen. Man kann diesem Manne da eben doch nicht immer „imponiren“. „Wie Du wünschest, lieber Papa. Und Du selber?“

„Ich hoffe gleichfalls bald zurück zu sein. Ich will versuchen, hineinzugelangen. Schick mir den Wagen bis hierher wieder entgegen. Adieu.“ So trennen sie sich. —

Gotthold ist bis zu den Streikenden zurückgelangt. Er weiß nicht, was er dort will, er weiß, daß er nicht helfen

kann. Dennoch läßt es ihm keine Ruhe. Er muß zu ihnen, er fühlt sich zu ihnen gehörig, wenn sie ihn auch aushöhnen und von sich stoßen, — in keiner Stunde hat er es inniger und bezwingender gefühlt, als in dieser. Und wenn er für sie — mit ihnen sterben kann, wie gern ist er dazu bereit! Er findet die Verwirrung noch erheblich gesteigert. Er sieht Todte und Verwundete vorübertragen, ihr brechendes Auge scheint auf ihn zu blicken, ihn anzuklagen. Wie so wild von Haß und Wuth ihre Mienen verzerrt sind! Was alles daraus redet: eine Frage, auf die es keine Antwort, eine Passionsgeschichte, für die es keinen Grund giebt! Und überall, um die Bahren her, werden Worte laut voller Bitterkeit, Empörung und Wildheit. Fäuste werden geballt, heiße Racheschwüre glähen aus den Blicken. Und warum? warum das alles? lieft Gotthold in hundert Augen und Zügen. Warum zerfleischen sie sich untereinander? Und sind doch Brüder, und der ihnen das Evangelium der Liebe gepredigt hat, ist schon vor nahezu zweitausend Jahren zu ihnen gekommen. Damals haben sie ihn an's Kreuz geschlagen. Heute tödten sie in seinem Namen ihre Brüder.

Er geht weiter. Sein Herz ist schwer von mattem, dumpfem Verzagen, seine Füße tragen ihn kaum noch. Das Geheul von Weibern, Kreischen von Kinderstimmen, das jammernde Gewimmer Verwundeter hallt um ihn her, schneidet ihm in die Seele. Und immer noch scheint der ungleiche Kampf nicht zu Ende, immer noch wollen sie nicht weichen. Wie könnten sie denn auch? Mann für Mann wollen sie sich niederschließen lassen, aber nicht sich austreiben lassen von der Scholle, auf der sie durch Jahre sich ihr armseliges Stück Brod erarbeitet haben, um als Bettler in die ungewisse Ferne zu wandern, auch dort und überall gezeichnet von dem Makel der Kontraktbrüchigkeit, der ihnen verschlossene Thüren verschaffen muß, wo sie auch anklopfen mögen. Und sie sind nicht mehr allein. Aus allen Proletariertwohnungen, aus den Hinterhäusern, aus den Kellern sind die Leute hervorgeströmt, um zu ihnen zu stoßen. Bleiche Gesichter, in denen lange

Leidensgeschichten von Sorge, Hunger und Krankheit verzeichnet stehn, gekrümmte Gestalten, die harte Arbeit und lichtschenes Laster gebeugt haben. Sie haben keinen Antheil am Ausgang dieses Kampfes, der ihr Loos nicht verbessern noch verschlechtern kann. Aber sie fühlen plötzlich, Viele zum ersten Male in ihrem Leben, daß sie zu denen da gehören, gegen welche die Gewehrläufe der Soldaten gerichtet sind, daß ein Gemeinsames sie alle miteinander verbindet: der Haß gegen die Besitzenden. Gotthold sieht selbst Wilhelm Sauter, der sich von seiner Schwester Trude, in seinem Schiebwagen, hat bis nahe an den Kampfplatz heranrollen lassen. Mitten im dichten Gewühl hält er und hat den kleinen Laß neben sich, und aus seinen Augen sprüht das zornige Verlangen, an diesem Kampf des Proletariats gegen die Macht Theil zu nehmen, und der ohnmächtige Haß gegen die Unterbrüder, der den Leib dieses Krüppels durchschüttert. Dazwischen zischt er hin und wieder dem Knaben, der mit großen, wilden Augen das Ungeheure mit anschaut und die Lippen fest aufeinanderpreßt, allerlei aufreizende Worte zu, die den keimenden Groll und Haß auch in dieser Kinderseele nähren sollen, damit Einer mehr von den Zukünftigen aufwächst, die da Gericht halten werden über die Verderber ihrer Väter. „Wilhelm, laß doch,“ hört Gotthold Trude ihn ermahnen, „reg' Dich nicht so auf! Wir können ja doch nichts machen.“

„Wo Lene bloß bleibt!“ sagt er unruhig.

„Die hat doch sehn wollen, wo der rothe Wellmann ist, — ob der auch dabei ist. Die hat doch sonst keine Ruhe. Aber natürlich ist er doch dabei. Wo sollt' er denn wohl sonst sein? Und nu kommt sie natürlich nicht mehr durch.“

Gotthold drängt sich weiter. Ueberall tauchen bekannte Gesichter um ihn her auf. Er sieht nun auch den Pfarrer Hegeler, der eben für einen Verwundeten Platz zu schaffen bemüht ist, — sein gutes vergrämtes Gesicht erinnert Gotthold an ein Heiligenbild aus dem Quattrocento, das er einmal gesehen, — und drüben hört er, mitten aus einem eng zusammengedrängten Menschenknäuel, eine polternde, dröhnende

Stimme, die ihm bekannt an's Ohr schlägt und die nur die Stimme Pastor Gadebusch's sein kann. Natürlich: den Alten hat's nun auch nicht mehr Daheim gelitten, der möchte am liebsten mit seinem derben Knotenstock um sich schlagen, damit die Leute nur wieder zu sich kamen und den Humor nicht so völlig verlören. Aber was werden selbst seine Fäuste hier so wenig ausrichten! Und nun übersteht Gotthold einen Theil des Schlachtfeldes, — denn zum Schlachtfeld ist der Platz vor den Fabrikthoren geworden. Er erblickt Bajonette, die im Scheidelicht der Sonne funkeln, und wuthverzerrte Gesichter drüben und erhobene Fäuste. Er erkennt den alten Bahl, der mit wahn sinnigen Geberden sich die zerklüftene und befubelte Weste über der Brust aufreißt und schreit: „Treffst mich! Mich! Mich!“ Ein rother Schleier liegt ihm über den Augen, die Gestalten beginnen ihm zu verschwimmen. Er selbst möchte rufen: „Schießt nicht! Um Christi willen schießt nicht!“ Aber er bringt die Zähne garnicht auseinander, ein Frost schüttelt ihn, alles wirrt sich ihm plötzlich durcheinander, er weiß nicht mehr, ob er das Furchtbare rund um sich her wirklich sieht oder nur träumt. Es ist ihm, als fiele alles um ihn her zusammen. Eine unendliche Leere gähnt auf, alles bricht, klirrt, schüttelt um ihn, als ob tausend Fenster in Scherben gingen. Und in ihm ist alles so hohl, so hoffnungslos, — ein unsägliches Verzagen ist in ihm. Und doch will er weiter, muß er weiter, — er selber weiß nicht, warum? Steht da drüben nicht, mit über der Brust gekreuzten Armen, der Ingenieur Konstantin Maywald und betrachtet das Schauspiel dieses Bruderkampfes mit ruhig-kühlen Blicken, wie wenn er einem Theaterstück in der Loge beizwohnte? Oder ist gar ein befriedigt-hämischer Zug in seinem düster-kalten Gesicht, als ob er sagen wollte: „So ist's recht, so hat es kommen müssen, aber das ist noch lange nicht das Ende?!“

Gotthold erträgt diesen Blick nicht, und dennoch übt er eine dämonische Anziehungskraft auf ihn aus. Er will hinüber, will diesen Mann fragen, wie er mit so gleichgültiger Ruhe, als bloßer Zuschauer, dies grauenhafte Schauspiel be-

trachten kann, er, der doch auch ein Mensch ist. Da ist's, als ob der Schwarzbärtige drüben selber ihn erkannt hat, er verläßt seinen Platz, er drängt sich durch's Gewühl, er taucht plötzlich neben Gotthold auf, er schlingt ihm den Arm um den Leib, wie um ihn zu stützen. „Was ist Ihnen? Sie sehen aus wie der Tod. Sind Sie krank?“

Gotthold schüttelt den Kopf. Wie man so fragen kann! Kann Einer noch kühl — gesund bleiben diesem Ungeheuerlichen gegenüber? Für ihn bricht alles damit in Trümmer, was er bisher geplant und gestrebt, was er gehofft und geglaubt hat. Wenn das noch sein kann, — wenn man auf Menschen noch schießt wie auf wilde Thiere: wohin zerflattern dann alle Zukunftsaussichten und alle Verbrüderungsträume unter dem Zeichen des Kreuzes? Mit einer mühen Handbewegung deutet er vor sich hinaus, — es ist seine ganze Antwort. Aber Konstantin Maywald zuckt die Achseln. „Wer hätte das nicht lange vorausgesehen? Die Saat der Zukunft muß mit Blut gebüngt werden.“

Seine Stimme klingt heiser, in seinen Augen glüht ein irres Licht auf. Wer ist dieser Mann? Er erscheint Gotthold plötzlich verwandelt, seine Gestalt redt sich wie drohend empor. „Und das sagen Sie?“

„Warum nicht ich? Ich bin hierher gekommen, — hierher geschickt worden, wenn Sie wollen, um zu erforschen, ob der Boden hier vorbereitet ist für die Propaganda der That. Ich bin mit meinen Studien heute zu Ende. Ich gehe wieder.“

Gotthold hatte von dem Sprecher kein Auge verwandt. Ein unheimliches Feuer schien ihm in dessen Blicken zu brennen. Er verstand seine Worte nicht. „Hierher geschickt — Propaganda der That —“ „Wer sind Sie?“ fragte er, während ein Nervenschauer ihn überrüttelte.

„Ich bin Anarchist,“ versetzte Maywald ganz ruhig. „Erschrecken Sie nicht! Ich reise noch heute ab, und unsere Wege werden sich nicht mehr kreuzen. Leben Sie wohl. Auf Ihre Art wollen ja Sie dasselbe wie ich, nur unsere Mittel sind voneinander verschieden. Sie glauben an eine friedliche Neu-

geburt der Menschheit, ich nur an eine, die aus Blut und Trümmern emporsteigen muß. Sehen Sie dort hinüber und fragen Sie sich, wer von uns mehr Anhalt hat für die Richtigkeit seiner Meinung. Sie werden heute noch ein dröhnendes Signal dafür vernehmen, daß unsere Zeit anbrechen wird. Denken Sie dann an mich. Nochmals: leben Sie wohl!“ Er schüttelt Gotthold die Hand und ist im Gewühl verschwunden, noch ehe der ein Wort der Erwiderung hat vorbringen können. Verwirrt blickt Gotthold ihm nach. Ein dröhnendes Signal? Und dieser Mann ist einer von jenen wahnwitzigen Weltreformern, die durch greuelvolle Verbrechen den Fortschritt und die Befreiung der Menschheit anbahnen wollen. Während er unter der Maske eines Fabrikgenieurs die soziale Bewegung hier im Lande studirt hat, hat er gleichzeitig die Vorbereitungen für eine jener Frevelthaten erfunden, welche die Menschheit schänden und die vorwärtsdrängende Zivilisation gewaltsam zurückschrauben, statt sie zu fördern? Ein dröhnendes Signal? Eine ungeheuerer Angst ergreift Gotthold plötzlich. Es ist ihm, als ob er schreien müßte: „Haltet diesen Mann auf! Er ist ein Verbrecher! Er will etwas Furchtbares begehen.“ Aber die Zunge ist ihm wie gelähmt. Und dies Getöse um ihn her verwirrt und betäubt ihn. Wie das alles durcheinander drängt, schreit und heult! Die Sinne beginnen ihm zu wirbeln, Feuerfunken tanzen vor seinen Augen hin und her. Einmal glaubt er Kurt Wellmann zu sehn, er will ihn anrufen, — warum? weiß er nicht, — will ihm sagen, daß Konstantin Maywald — aber dann ist's garnicht Kurt, den er ansieht, sondern ein wildfremder Mensch, der ihm drohend beide Fäuste entgegenreckt, und als er sich erschrocken abwendet, meint er plötzlich wieder Irma zu sehn, seine Schwester Irma. Wie die wohl hätte hierher kommen sollen mitten unter diese Kämpfenden, in Gefahr und Blutgeruch und Pulverdampf! Die Thier jetzt wieder daheim vor dem gekreuzigten Heiland, der Kurt Wellmann's Züge trägt, und weiß nichts von dem Greuel, der sich hier, fast unter ihren Fenstern, begiebt, in ihrer weltentrückten Ekstase. Und doch

Hätte er schwören können, — nun reißt ein Aufschrei jählings seine Stirn herum. Lene — Lene Sauter hat ihn ausgetrieben. Und nun wirft sie sich neben Einem nieder, den man eben als Todten oder Schwerverwundeten aus dem Gewühl getragen hat, einem bleichen, stillen Mann, dem das blutverklebte Haar sich um ein eingefallenes Christusgesicht voller Milde und Schwärmerei ringelt. Aber da kniet schon eine Andre neben ihm und hat ihre beiden Arme um seine Schultern geschlungen, um ihn aufzurichten und sein Haupt an ihrem Busen zu betten. Und diese Andre will sich nicht vertreiben lassen. „Er gehört mir, — ich habe ihn geliebt,“ ruft sie, „ich habe ihn so gewollt“ — und ein Kampf will zwischen diesen beiden Frauen sich entspinnen um den todten Mann. Denn Lene hat ihn ja auch geliebt, diesen Gefallenen. Es ist Kurt Wellmann. Und die ihr den Platz an seiner Leiche streitig macht —

Gottbold schreit auf. Es ist Irma. — Aber er kann jetzt nicht fragen, wie sie hierher kommt, was sie hier will, was dies alles bedeutet. Er kann sie nicht emporreißen von der Seite dieses Gefallenen, dessen Blut über ihre Hände hinflickert und ihr Kleid mit großen, rothen Flecken besäet. Eine wilde Fluthung der Masse wirbelt ihn mit fort. Angstgeschrei und Geheul umtost ihn. „Sie schießen! sie schießen alles nieder!“ schreit man um ihn her.

„Nein! Nein!“ schreit er selber plötzlich auf und wundert sich, daß jetzt seine Zunge ihm plötzlich gehorcht, und wundert sich über seine Stimme, die ihm ganz fremd klingt, „nein sie sollen nicht schießen, — sie sollen nicht!“ Und er macht sich, mit heftigen Ruderbewegungen der Arme, Bahn durch die Zunächststehenden, die erschrocken zur Seite weichen, er hat die Arme winkend in die Höhe erhoben, versucht zu rufen: „Nein, nein! nicht schießen!“

„Zurück da! Zurück da!“ ruft man ihm entgegen. „Der Platz wird mit dem Bajonett gesäubert. Wer nicht zurückweicht, wird als Auführer behandelt. Zurück!“

Aber er hört nicht, er weicht nicht. Dort drüben werden

Kinder mit Kolbenstößen auseinandergejagt. Das empört ihn, macht ihm das Blut sieden. Er schüttelt seine Faust gegen die Soldaten. „Haltet ein!“ will er rufen. Da stößt man ihn vorwärts, er taumelt, er sieht Bajonette um sich her aufblinken, er hört sagen: „Endlich müssen wir mit dieser Bande doch fertig werden. Es ist eine Schande.“ Dann fühlt er einen brennenden Schmerz in der linken Schulter, er greift mit der Hand darnach, vor den Augen dunkelt es ihm plötzlich. Er merkt, daß seine Finger warm überrieselt werden, der Schmerz wird heftiger, eine gliederlösende Mattigkeit überfällt ihn, er sinkt, er sucht gewaltsam die Augen noch einmal aufzureißen, — alles flirrt um ihn her, durcheinander, — er will um Hilfe rufen, aber seine Rufe werden von dem wüsten Gelärm in der Kunde verschlungen. Ein Tosen und Brausen ist um ihn her, als ob ihn Wasser umgurgelten. Und nun, mit einem Male, ein betäubendes, donnerartiges Krachen und Dröhnen, ein Schüttern des Bodens, als ob ihn ein unterirdisches Gewitter durchrollte, ein Schrei der Todesangst aus hundert und aberhundert Kehlen, ein Sausen in der Luft, — dann jähe, tiefe Stille, — sekundenlang, wie das kurze Aufathmen nach einem Ungeheuerlichen. „Konstantin Maywalds Signal“, schießt es durch Gotthold's kreisende Sinne, dann umhüllt lichtloses Dunkel den Bewußtlosen.

XXIII.

Es war immer noch dunkel um ihn her, als Gotthold erwachte. Nicht ganz freilich, denn er sah über sich einen kreisrunden Lichtschein, der zitterte und sich drehte, aber niemals verschwand und zu dem er geraume Zeit hindurch aufstarrte, um sich zu besinnen, was er wohl bedeuten könne. Er wußte ihn sich aber nicht zu erklären. Das Nachdenken machte ihm überhaupt Mühe, und der Kopf schmerzte ihn. Er wollte nicht nachdenken. Es war ja auch alles so gleichgültig. Schlafen, — schlafen — es war ihm, als ob er schon sehr lange geschlafen haben müsse. Aber er war immer noch müde. Und er hatte so viel erlebt, so viel gesehn im Schlaf. Er mochte gar nicht daran denken, was alles. So viel Furchtbares und Grausames. Und nun wurde es allmählich Zeit, daß er aufstand. Wo war er doch gleich? Hingesunken auf dem Schlachtfeld, — nein, kein Schlachtfeld war's gewesen, aber doch Kampf und Lärm weit hinaus, Gewehrschüsse und Bajonettstiche, und sie hatten gewimmert, die Verwundeten. Oder sollte er das alles wirklich nur geträumt haben? Nein, es gelte ja noch immer in ihm nach. Und dann das grauenvolle Getöse zuletzt, dies Schüttern und Dröhnen, Krachen und Prasseln, wie wenn die Erde bebte, oder die ganze Fabrik, vor deren Mauern Brüder gegen Brüder auf Tod und Leben kämpften, in die Luft stöge. Nein, so etwas kann man nicht träumen.

Er richtete sich ein klein wenig auf, aber dabei schmerzte ihn die Schulter, und das Athmen wurde ihm schwer, wenn er nur gewußt hätte, wo er eigentlich war! So dunkel alles

um ihn her, und sein Kopf so wüß, seine Glieder so schwer. Und immer über seinem Kopf dies matte, kreisende Licht. Was das nur bedeutete? Ihn fröstelte leicht, er wollte rufen, — aber nach wem rufen? Es fiel ihm ein, daß er ja ganz allein war. Oder es waren doch nur Todte und Verwundete um ihn her. Und unter ihnen — jetzt kam's ihm wieder — Kurt Wellmann. Wie er dargelegen hatte, — schön und so milben, todttraurigen Gesichts, — ein gekreuzigter Heiland, der nicht über sein eigenes Leid und seine Todesqualen Pein empfindet, sondern nur darüber, daß es seine Brüder waren, die ihn an's Kreuz schlugen, weil sie seine Lehre nicht begriffen und nicht auf ihn hören wollten. Und er, Gotthold, hatte ihn beneidet, mitten in seinen Schmerzen, um diesen Ausdruck in seinen Zügen. Und neben ihm hatte — auch das fiel ihm jetzt plötzlich wieder ein, ein Weib gekniet, wie Maria von Magdala an dem Leichname des Gekreuzigten, und hatte Irma's Züge getragen.

Etwas wie Angst überkam ihn plötzlich, als sich dies Bild aus hundert anderen, die an seinem Hirn vorübergejagt waren, ablöste und deutliche Gestalt gewann. Irma! Wo war Irma? Er ließ seine Augen umherwandern. Und nun gewahrte er, drüben in einem Lehnstuhl, eine Frauengestalt. Trotz der Dunkelheit erkannte er in dem Widerschein des Lichtschimmers zu seinen Häupten ganz deutlich ihre Umrisse. Sie bewegte sich nicht, sie mochte schlafen. Das war also wohl Irma. Und dann war das hier also sein Zimmer, und er lag in seinem Bett, weil er krank war, und Irma war bei ihm. Allmählich begriff er alles. Nur kam ihm alles so ganz anders vor, — wie ein fremdes Zimmer. Und die Frauengestalt drüben — „Irma!“ rief er leise und, als nichts regte, noch einmal „Irma!“ Da kam Leben in sie. Sie stand auf, trat lautlos an sein Bett und reichte ihm ein Glas, aus dem er trinken sollte, sie führte es dicht an seine Lippen, und er trank auch wirklich. Aber er sah sie immerfort dabei an und begriff nicht, daß das Irma sein sollte. Nein, es war nicht Irma. Aber wer war es doch? Er kannte sie,

er hatte sie vor langer, langer Zeit gesehen und gekannt, es wurde ihm weich und still zu Muth unter ihrer Berührung und in ihrer Nähe. Aber wie sie hierher kam, wußte er nicht. Er wußte jetzt wiederum nicht einmal mehr, ob er auch wirklich wach war und nicht nur träumte. Nur an Irma mußte er von Neuem denken. Und wieder sagte er: „Irma! Wo ist Irma?“ Die Frau an seinem Bett aber legte einen Finger an den Mund und erwiderte mit einer leisen, süßen Stimme, die sich ihm wunderbar in die Seele schmeichelte: „Morgen! Morgen! Jetzt ist Zeit zu schlafen.“

Er hatte eigentlich nicht eher wieder einschlafen wollen, bis er wußte, wie es mit Irma geworden war, aber dieser Stimme konnte er nicht Widerstand leisten. Er mußte gehorchen, und ihm wurde so friedlich zu Sinn, daß er vor sich hin lächelte, als wäre ihm etwas besonders Holbes und Liebes begegnet. Etwas so Warmes und Lösendes überkam ihn, es war ihm, als strichen weiche Hände über ihn hin und glätteten seine Rissen und brächten auch in seinem Innern alles zur Ruhe, was sich stürmisch darin bäumte. Schlafen, ja schlafen. Unter dieser Obhut konnte er es. Noch einmal warf er einen müden Blick zu der stillen Frau hinüber, dann schloß er die Augen. Seltsam! wer sie wohl sein mochte? Wann er sie schon gekannt hatte? Es war ihm, als müßte das in einem anderen Leben gewesen sein, an das nur noch dunkle Erinnerungen in ihm wach waren, an die er nicht denken mochte. Also schlafen, — schlafen!

Und darüber mußte er wohl wirklich eingeschlafen sein, denn als er zum ersten Mal die Augen wieder öffnete, war's ihm, als sei eine lange, lange Zeit vergangen, seit er zum letzten Mal an Irma gedacht hatte, und warum sie wohl nicht bei ihm sei. Und dann war es auch ganz heller Tag um ihn her, und der kreisende Lichtschein über seinem Kopf verschwunden. In einem schmalen, schrägen Sonnenstreifen, der in's Zimmer hineinfiel, tanzten und wirbelten Millionen schillernder Staubatome. Es war ganz still umher, nur ein eintönig-einschläferndes Geräusch wie von den fallenden Tropfen eines

kleinen Springbrunnens, halte durch die Stille, und die Luft säckelte lind und mild herein. Gotthold sah, daß er ganz allein war. Und er erkannte nun auch ganz deutlich, daß dies nicht sein Zimmer war, in dem er lag. Aber ein Zimmer in einem Krankenhause war es auch nicht. Die eine Wand desselben war vielmehr von Bücherregalen bestellt, und alles sah behaglich aus und war geschmackvoll eingerichtet, als wenn hier glückliche Menschen wohnten. Wer denn nur? Es heimelte ihn alles so an in dieser Umgebung, und doch hätte er darauf schwören können, daß er noch niemals früher hier gewesen. Seine Schulter schmerzte ihn noch immer, und er war zu matt, um eines seiner Glieder zu rühren, aber sein Kopf war klar, er konnte nachdenken, er sah das, was um ihn her war, und wurde nicht mehr von all' den jagenden Bildern heimgesucht, die früher in endloser Flucht an ihm vorübergestrichen waren. Nur daß er sich selber jetzt darin gefiel, gestaltlos vor sich hin zu träumen. Denn nachdenken mochte er nicht. Er hatte eine unbestimmte Furcht davor. Er wußte, daß ihm dann wieder allerlei Tolles und Schreckliches einfallen würde, und das wollte er nicht mehr sehn, das hätte ihn unruhig gemacht, sein Fieber gesteigert, seine Genesung verzögert. Er wußte jetzt ganz genau, daß er krank war, und er wollte gesund werden, mit der ganzen Willenskraft seiner Natur sehnte er sich nach Gesundheit. Ein warmer Lebensdrang war in ihm. Sonst war's still und wunschlos in seinem Innern.

Seltam nur, daß sich so garnichts um ihn her regte, daß kein Mensch kam, um nach ihm zu sehen! Irma hätte ihn doch nun endlich einmal besuchen können. Sonst freilich — wer hätte sonst kommen sollen? Wer fragte nach ihm? Wer vermißte ihn?

Drüben, im Rahmen der offenen Thür, erschien jetzt plötzlich ein Mann, der mit aufmerksamen Augen nach ihm hinüberspähte. Als er sah, daß Gotthold wach war, nickte er befriedigt, sprach aber kein Wort, sondern verschwand gerade so geräuschlos wieder, wie er gekommen war. Nun mußte

Gotthold doch nachdenken. Diesen Mann kannte er, aber er wußte nicht mehr, wo er ihn gesehen hatte. Dies rothe, von grauem, struppigem Bart umstarrte Gesicht, mit dem ironischen Zug um den Mund und den kleinen, klugen, gutmüthigen Augen, — wo war es doch schon vor ihm aufgetaucht? Es machte ihm Schmerzen, es aus den rinnenden Nebeln, die vor ihm auf und nieder wallten, los zu lösen. Ein Krankenbett — zwei todtte Kinder, die in demselben Bett lagen, — dumpfe, feuchte Kellerluft — die Uniformen von Polizeibeamten, — und dann dies Gesicht des kleinen Mannes und seine kurzen, entschiedenen, befehlshaberischen Worte — es war also ein Arzt. Weiter wollte Gotthold nicht nachdenken. Er wußte nun ja auch genug. Natürlich: ein Arzt. Und der mußte nun wohl die Krankenpflegerin benachrichtigt haben, daß der Patient wach sei, denn nach einer Weile kam diese und fragte ihn, ob er etwas essen wolle. Sie hatte eine sanfte, angenehme Stimme und sah in ihrer schwarzen Tracht und der schneeweißen Flügelhaube mild und freundlich aus, sie war nicht mehr jung, aber noch rasch und bestimmt in all ihren Bewegungen. Und doch enttäuschte ihn ihr Erscheinen, und ein trauriger Zug glitt über sein Gesicht bei ihrer Frage. Denn sie war nicht die, welche er Nachts bei dem kreisenden Lichtschimmer vor sich gesehen hatte, die ihm so alt-bekannt und vertraut erschienen war, und deren Nähe ihn mit Frieden überströmt hatte. Es war sonderbar. Er hatte jetzt plötzlich sogar die Empfindung, als wäre sie bis dahin immer bei ihm gewesen, und nun zum ersten Male würde sie von einer Anderen verdrängt oder hätte ihn freiwillig einer Anderen überlassen. Das that ihm weh, und er hatte heiße Sehnsucht nach ihr. Statt daher zu antworten, fragte er die barmherzige Schwester nur: „Wo ist — warum kommt sie nicht mehr —?“

Die Pflegerin aber mußte wohl glauben, daß er noch immer in irgend welchen Fieberphantasten befangen sei und an eine Gestalt aus denselben denke, denn sie erwiderte mit freundlicher Stimme: „Seien Sie nur ganz ruhig, Herr

Pastor! Jetzt ist alles vorüber.“ Als ob das ein Trost für ihn gewesen wäre. Es sollte ja nicht vorüber sein, er wollte die Eise, an die er dachte, ja wieder um sich haben. Aber er sah ein, daß er die Pflegerin nicht kränken dürfte, und wahrscheinlich hätte sie ihn ja auch nicht verstanden. So schwieg er seufzend. Aber während sie sich sanft und sorglich um ihn mühte, hatte er fortwährend den Gedanken: „Wenn sie doch wieder da wäre! Wie traurig, daß sie nicht mehr da ist! Ob sie denn niemals wiederkommen wird?“ Selbst mit in seinen Schlaf hinüber, der ihn nun allmählich wieder überfiel, nahm er das Bild der stillen, schönen Frau, die über ihm gewacht hatte, und er lächelte glücklich im Traum.

Manchmal, wenn er dann erwachte, glaubte er sie wieder bei sich zu sehn, aber immer entschwand sie dann wieder, als ob sie fürchtete, daß seine Augen auf ihr ruhten. Oder sie war auch gar nicht wirklich da, sondern zerging vor seinen wachen Augen nur, weil sie ein duftiger Schemen war, der einzig in seiner Phantasie lebte. Er wurde sich niemals völlig klar darüber, aber ihm lag auch kaum etwas daran. Die Wirkung war auf alle Fälle immer die gleiche, daß er im Gefühl der Nähe dieses Wesens sich wohl behütet wußte und ein milder Frieden ihn umhauchte. Deshalb fragte er auch nicht mehr nach ihr, sondern gefiel sich darin, das Ganze wie ein Geheimniß zu betrachten, das er mit ihr theilte, und das ihn tief innerlich beglückte.

Im Uebrigen war er nun ganz klar über sich und über alles geworden, was mit ihm vorgegangen war. Mit seiner Pflegerin, die trefflich für ihn sorgte, verständigte er sich leicht. Sie hatte ihm zwar gesagt, daß er nicht sprechen dürfe, aber sie errieth auch immer schon aus einem einzelnen, hingeworfenen Wort, was er gern gewußt hätte, und gab ihm dann, in ihrer klaren, ruhigen Art, Auskunft. Und jedesmal danach konnte er wieder in sein stilles Brüten und Sinnen verfallen, weil er dann so Vieles in sich zu ordnen und zu verarbeiten hatte. So gingen die Tage hin, — wie viele? wußte er garnicht, und Tag und Nacht schwammen ihm oft wunderbarlich

ineinander. Der Arzt aber war jedesmal, wenn er kam, zufrieden mit ihm. Das sprach er ihm zwar nicht selber aus, denn er sprach eigentlich überhaupt nichts, — aber Schwester Martha versicherte es Gotthold, und die kannte ihn. Ein wunderlicher Heiliger, dieser Doktor Lehr, — denn er war's, der Gotthold behandelte, und Schwester Martha mochte wohl Recht haben, wenn sie ihm versicherte, einen geschickteren und zugleich aufopferungsvolleren Arzt als ihn gäbe es überhaupt in der Welt nicht, und daß Gotthold wieder soweit gekommen sei, daß man seine völlige Genesung jetzt voraussehn könne, danke er, nächst Gott, ihm — oder doch ganz vorzugsweise ihm. Aber etwas Einschmeichelndes hatte Doktor Lehr in seinem Wesen nicht, das durfte ihm niemand nachrühmen, eher erregte es den Anschein, als ob er die Grobheit für ein spezifisches Heilmittel hielte, und manchmal kam es Gotthold sogar vor, als ob Doktor Lehr ihn haßte, nicht weil er krank war, sondern noch aus irgend einer anderen Ursache, denn er blickte ihn dann so zornig an, wie es seine gutmüthigen Augen irgend im Stande waren, und zermurmelte etwas zwischen den Zähnen, was unmöglich liebevoll geklungen hätte, wenn es hörbar geworden wäre. Außerdem gab er niemals eine Antwort, wenn Gotthold eine Frage that, kam und ging grußlos und stellte sich, als wenn er nur widerwillig sich einem Feinde nähern müsse, so oft er ihn besuchte. Und doch hätte es der Versicherung Schwester Martha's garnicht bedurft, um Gotthold klar zu machen, daß er es hier nicht nur mit einem befähigten Arzt, sondern auch mit einem guten Menschen zu thun hatte.

Warum man gerade diesen Arzt zu seiner Behandlung aufgefordert hatte, wußte Gotthold freilich nicht, es mußte ein Zufall da mitgespielt haben. Was wußte man auch von seiner unerwiderten Neigung zu Helga Lehr, und was wäre darauf angekommen, selbst wenn man sie gekannt hätte, wo es sich um einen todtwunden Mann handelte, den man, mitten im Getümmel eines grauenthaften Straßenkampfes, bewußtlos vom Boden aufgehoben und in das nächstgelegene Haus getragen

hatte? Denn daß alles so vorgegangen war und er hier in einem fremden Hause lag, wo man ihn aus Barmherzigkeit aufgenommen hatte, hatte Schwester Martha ihm berichtet, und mit seinen eigenen Erinnerungen, die sich langsam aus dem sie umhüllenden Nebel loslösten, stimmte das ebenfalls überein. Und Irma war krank, deshalb kam sie nicht zu ihm. Schwester Martha wußte nicht, was ihr fehlte, oder wollte es ihm nicht sagen, und Doktor Lehr antwortete ihm nicht. Einmal war Gotthold schon der furchtbare Gedanke gekommen, daß sie tobt sei, und Schreckbilder aus den letzten, grauenvollen Minuten vor seiner Bewußtlosigkeit, in denen er eine ganze Geschichte erlebt zu haben meinte, waren wieder vor ihm aufgetaucht und hatten ihn mit kaltem Grausen durchrüttelt. Aber Schwester Martha hatte ihm die Hand darauf gegeben, daß Irma nicht tobt sei. Freilich hatte sie so seltsam traurig dabei ausgesehn, als ob sie sagen wollte, das Tobtsein wäre noch nicht einmal das Schlimmste gewesen.

Merkwürdig war es Gotthold auch, daß diejenigen, zu denen man ihn in's Haus geschafft hatte, und bei denen er noch immer lag, wie lange nun schon, wußte er garnicht, sich niemals in seinem Krankenzimmer hatten sehen lassen. Wollten sie keinen Dank von ihm hören? Oder waren sie, wie Doktor Lehr, ihm im Grunde feindlich gesinnt und hatten nur eine Menschenpflicht geübt, ohne noch darüber hinaus zu ihm in Beziehungen treten zu wollen? Schwester Martha sagte ihm, er solle nicht darüber grübeln, Doktor Lehr habe gewollt, daß der Kranke mit ihr allein bleibe, und seine Wirthse wünschten nicht, daß er etwas von ihnen erfahre. Damit mußte er sich beruhigen. Sobald er transportfähig war, sollte er in seine eigne Wohnung übersiedeln, vorläufig war aber daran noch nicht zu denken, und das städtische Krankenhaus war überfüllt.

Allmählich kam dann die Zeit, wo Gotthold Besuche annehmen durfte. Knurrend hatte Doktor Lehr seine Erlaubniß dazu gegeben, trotzdem „ja garnichts dabei herauskam“, gefragt hatten schon Viele nach ihm, denen Schwester Martha Auskunft gegeben. Und Blumen hatte man ihm auf sein

Krankenbett legen lassen, ohne daß er erfuhr, wer die Geber seien; auch Erfrischungen und stärkende Getränke trafen ein, und Gotthold nahm das alles mit der weichen Dankbarkeit des Genesenden hin. Der erste, den er zu sich herein ließ, war Pastor Gadebusch, der war alle Tage dagewesen, um sich nach ihm zu erkundigen, wie Schwester Martha erzählte, aber Doktor Lehr hatte dem am allerentschiedensten die Thür des Krankenzimmers verschlossen. „Der schreit ihn mir wieder krank!“ hatte er gesagt. Pastor Gadebusch war jedoch für Gotthold wie der erste, frisch-herb-kühle Luftstrom, der durch's Fenster in sein Krankenzimmer einbrang. Er brachte einen Hauch von Gesundheit und Kraft, Thätigkeit und Freudigkeit mit herein, so daß sich die Brust des Patienten unwillkürlich unter tieferen Athemzügen hob. Sein Auge leuchtete in der alten Jugendlichkeit, und ungebrochene Hoffnung rebete aus seinen Zügen wie aus seinen Worten, als er Gotthold's abgezehrte, wachsbleiße Finger zwischen seine derben, breiten Fäuste nahm. „Kopf oben! Den Humor nicht verlieren!“ waren seine ersten Worte. Gotthold kam es vor, als ob trotzdem die Falten, zu den Seiten seines großen, fast zahnlosen Mundes, sich tiefer eingegraben hätten, und es hin und wieder wehmüthig darin zuckte. Aber Gadebusch wollte nichts hören von Kummer oder Resignation. „Warum denn? Weil wir noch nicht weiter sind, als daß Mensch auf Menschen schießen, um ihr Recht zu beweisen? Glauben Sie, ich hätt' mir das eingebildet? Ich bild' mir vielmehr ein: wenn heute der Zimmermannssohn von Nazareth wiederkäme und predigte uns wiederum seine Lehre, sie schlugen ihn abermals an's Kreuz. So weit sind wir. Aber das macht mich auch nicht einen Augenblick lang verzagt. Wir müssen unsere Pflicht thun, lieber Konfrater, das andre steht alles bei dem da oben. Einmal wird's schon besser werden in der Welt.“

Auf Gotthold's Fragen, über den Ausgang des ungleichen Kampfes zwischen den Arbeitern und den Soldaten, ging er sichtlich ungerne ein. „Es ist alles gekommen, wie es kommen mußte,“ meinte er. „Und jetzt ist Frieden — bis zum nächsten

Mal.“ Erst auf wiederholtes Drängen erzählte er kurz, was sich begeben hatte. Die Soldaten hatten, des nutzlosen Geplänkels schließlich überdrüssig, mit der blanken Waffe den Platz gewaltsam von den Aufständischen gesäubert. Es hatte noch mehrere Tödt und viele Verwundete gegeben, dann waren die Arbeiter endlich in wilder Flucht davongestoben. Zahlreiche Verhaftungen hatten noch stattgefunden, und damit war die Ruhe wiederhergestellt gewesen. Anderen Morgens hatten die Willing'schen Werke die Arbeit in vollem Umfange wieder aufgenommen. Außer den neuen Arbeitern waren Viele von den alten gleichfalls zur Arbeit zurückgekehrt, nachdem Willing ihnen hatte versprochen lassen, daß das Geschehene vergessen sein sollte und sie unter den alten Bedingungen wieder in den Fabriken beschäftigt werden könnten. Sie waren froh gewesen, noch so leichten Kaufs davongekommen zu sein, nachdem der Streik so traurig abgelaufen war, daß sie jetzt nur noch die andre Wahl gehabt hätten, auf's Gerathewohl in die Fremde auszuwandern, und Willing hatte durch sein Entgegenkommen, das seinen starren Grundsätzen eigentlich zuwiderlief, die in weitesten Kreisen gegen ihn herrschende Mißstimmung rasch zu besiegen gewußt. Heute, wo die Tödt längst begraben, die Verwundeten in guter Pflege, zum Theil schon wiederhergestellt waren, wo die Haupttrüdelöführer in den Gefängnissen ihre Unbesonnenheit abbüßten, und die unruhigen Elemente unter der arbeitenden Bevölkerung theils unschädlich gemacht, theils geflüchtet waren, schien alles in die alten, friedlichen Geleise zurückgekehrt zu sein, und die Willing'schen Werke arbeiteten durch Tag und Nacht mit verdoppelter Anstrengung, um alles Versäumte nachzuholen und dem Namen ihres Chefs zu neuen Ehren zu verhelfen. Man erzählte sich, daß Willing auf den Besuch des Monarchen rechne, der demnächst zu den großen Herbstmanövern in die Provinz kam und daß ihm bei dieser Gelegenheit besondere Auszeichnungen sowie den Werken große Staatsaufträge in Aussicht ständen.

„Und die Reformen?“ fragte Gotthold nach einer Weile trüben Sinns.

Gabebusch zuckte die Achseln. „Wozu? Das alte System hat sich ja bewährt. Aber nur nicht den Humor verlieren! Der Kommerzienrath will sich nicht den Anschein geben, als handelte er unter dem Druck der Ereignisse, das ginge ihm gegen die Ehre. Der Herr Baron wird schon eher geneigt sein, Konzessionen zu machen, — aus freien Stücken. Aufhalten läßt sich das ja wohl, zurückdrängen nicht. Man muß viel Geduld haben, lieber Herr Konfrater, aber zum Verzagen liegt deshalb noch lange kein Grund vor. Denn was das heutige Geschlecht nicht vollendet, bringt das nächste zu Ende. Und ich wittre so etwas, als würde auch die Willing'sche Dynastie davon keine Ausnahme machen. Es weht trotz allem Morgenluft, Herr Konfrater. Und so wollen denn auch wir an unsere Arbeit gehn. Glück auf!“

Gottbold hatte noch viele Fragen auf dem Herzen gehabt, aber er fühlte, daß er vorerst für seine Kräfte genug erfahren hatte, und daß auch Gabebusch manches lieber zurückhielt. Sie Alle hatten Ursache, sich nicht durch das Herausbeschwören der Vergangenheit den Ausblick in die Zukunft trüben und ihre muthige Entschlossenheit lähmen zu lassen. An der heiligen Zuversicht einer lichtereren Zukunft durfte das Trübe, das sie erlebt hatten, nicht rütteln. Sie wußten, daß sich nur in immer auf- und niedersteigenden Linien die Entwicklungsgeschichte der Menschheit ihrer allmählichen Vervollkommnung entgegenbewegte, und daß der einzelne Rückschritt niemals das Aufhalten dieses großen, elementaren Vorwärtsträngens bedeuten konnte, ebenso wenig wie der Untergang der einzelnen Kämpfer für die Sache in's Gewicht fiel, der sie Gut und Leben geopfert. So im Kleinen und so im Großen. Auch wenn rechts und links die Genossen die Fahne sinken ließen, sei es daß ihre erstarrende Hand sie nicht mehr halten konnte oder daß ihre Hoffnung, sie zum Siege zu führen, sie verlassen hatte — es hieß dennoch, ihr auf der mühevollen Bahn weiter nachstürmen über soviel Gräber und so viele Enttäuschungen hinaus.

Am meisten beschäftigte Gottbold Kurt Wellmann's Loos.

Lebte er noch? Er hatte Gabebusch nicht zu fragen gewagt, denn immer sah er das Bild des Gefallenen vor sich, wie er, von zwei Frauen umknet, dargelegen hatte, gleich dem Nazarener, nachdem man ihn vom Kreuz herabgenommen. Vielleicht war es auch das Beste für ihn, wenn er die Niederlage der Arbeiter und die Machtlosigkeit dessen, was er gewollt und gelehrt, nicht mehr überlebt hatte. Wenn er gefallen war, war er wie ein Märtyrer gefallen, vielleicht in dem seligen Glauben, daß sein reines Evangelium der Menschenliebe zum Siege gelangt sei oder doch einst zum Siege gelangen werde. Was hätte dem Lebenden noch bevorgestanden, als eine Kette von Enttäuschungen und Leiden, denen seine schwärmerisch-weiche Natur schwerlich gewachsen gewesen wäre? So war er auf der Höhe seines Lebens, in der Zuversicht, daß ihm tausend Jünger, tausend Nachfolger erwachsen würden, sterbend auf seine Fahne niedergefunken, und ein mildes, verklärtes Lächeln hatte um seine erbleichenden Lippen gelegen.

Gotthold war's, als ob er eigentlich Grund hätte, den Freund zu beneiden. Was wartete denn seiner selbst? Konnte er nach allem — auch wenn man ihn frei von jeder Schuld fand — den Talar noch wieder anziehen und die Kanzel besteigen? Und wenn er es that, um von ihr herab die unverfälschte Lehre des Nazareners zu verkündigen, gegenüber allem Menschenwert, durch das die Kirche sie in Jahrhunderten verzerrt und für ihre eigenen Herrschbedürfnisse, sowie zum Besten bestimmter Gesellschaftsklassen, zurecht gestutzt hatte, diejenigen, die heute grollend und ablehnend außerhalb der Kirche standen, und mit ihr zugleich Christi Lehren überhaupt verwarfen, würden ihn ja doch nicht hören, während gerade an sie sein Ruf ergehen sollte, zum Kreuze zurückzukehren, und wie lange würde man ihn auf der Kanzel dulden? Seine Tage, als Diener der Kirche, würden doch immer gezählt sein, denn das, was er lehren und fordern würde, stimmte nicht in das Programm der herrschenden Klassen. Die überall das Haupt erhebende Reaktion, die heute alle Welt zum staatlich vorgeschriebenen Glauben zu zwingen suchte, und die Geistlichen,

welche nach Christi Gebot für die Unterdrückten Partei ergriffen gegen die Mächtigen und sich nicht nur der seelischen, sondern auch der leiblichen Noth ihrer Gemeinde erbarmten, ihres Amtes entsetzte: wie lange würde sie ihn unangefochten schalten und walten lassen? Innerhalb der heute bestehenden Staats- und Kirchenordnung war kein Platz für ihn, wozu hätte er sich länger darüber täuschen sollen? Und die innerlichen Wandlungen, die er durchgemacht, trieben ihn vollends aus einem Verbanne, wo nicht das Suchen nach der Wahrheit als höchste und letzte Aufgabe aller Glieder betrachtet wurde, sondern die Priester als Wissende sich im Alleinbesitz derselben glaubten, um, von dieser Gewißheit aus, alle anders Denkenden verdammen zu können. Er erinnerte sich, wie er einst seinem Onkel Willing gesagt hatte, ein ehrlicher Priester müsse seinen Talar ausziehen in derselben Stunde, wo seine Ueberzeugungen nicht mehr mit den Lehren seiner Kirche übereinstimmten. Und was blieb ihm selber heute anders? Die vorschreitenden Tage, die seine Genesung langsam förberten, ließen Gotthold viele Mühe, sich über sich selber und den Widerstreit in seinem Innern klar zu werden. Daß der Kommerzienrath sich zwar fast täglich nach seinem Befinden erkundigen ließ, aber niemals selber kam, erfüllte ihn mit einer gewissen Bitterkeit. Auch die Amtsbrüder hielten sich fern. Dagegen war Pfarrer Hegeler einmal gekommen, gedrückt und bescheiden, wie immer, mit jenem bittenden, traurigen Blick seiner Augen, der immer von jenem Warum rebete, auf das er keine Antwort wußte, und ein so rührendes Bekenntniß schuldigen Menschenthums enthielt, wie man es selten bei einem Priester fand. Der zu Boden geschlagene Versuch der Arbeiter, sich mehr Rechte und Freiheiten zu verschaffen und ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern, hatte jedoch nicht niederschmetternd auf ihn eingewirkt. Nach ihm war die Menschheit geschaffen, um zu leiden, und jeder gewaltsame Versuch, dieses Verhängniß von sich abzuwenden, mußte fehlschlagen. Er sprach demüthig mit dem Psalmlisten: „Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängsteter Geist, ein geängstet und zerschlagen Herz wirfst Du, Gott, nicht verachten.“

Unwillkürlich that Gotthold ihm gegenüber die Frage nach Kurt Wellmann, die er solange unterdrückt hatte. Was er erfuhr, konnte ihn nicht überraschen. Sterbend hatte man den von einer Kugel Getroffenen aus dem Getümmel getragen, und noch am gleichen Abend war er verschieden, während Frauen und Kinder, die ihn vor Allen geliebt und verehrt hatten, weil er zu ihnen vorzugsweise in seiner milden, verheißenden Art gepredigt, ihn umstanden hatten und weinend seine Hände küßten. Er hatte den Wunsch geäußert, daß man auf seinen Leichenstein die Worte aus den Sprüchen Salomonis setzen solle: „Darum verdroß mich, zu leben, denn es gefiel mir übel, was unter der Sonne geschieht, daß es so gar eitel und Mühe ist.“ Aber die Behörde hatte Bedenken gegen die Zulässigkeit geäußert, und die Parteiführer hatten überdies gern gewollt, daß die Leiche verbrannt würde und eine Grabinschrift überhaupt fortfiel, auch das war freilich nicht geschehen. „Er hat viel Liebe gesät,“ sagte der Priester, „obgleich er ein Feind aller bestehenden Religionsgesellschaften war und man ihn für einen Gottesleugner hielt. Das war er sicherlich nicht. Er glaubte nur nicht, daß wir die Wahrheit wüßten über Gott. Und ich fürchte: nicht Jeder von uns wird in dem Bewußtsein von hinnen gehn können, so viel Gutes gestiftet zu haben, wie er, wenn er auch am Schlusse seines jungen Lebens, schon unmuthig und verzagt, alles irdische Beginnen für eitel Mühe erklärt hat.“

Je weiter Gotthold's Genesung vorschritt, desto entschiedener verlangte er, Irma zu sehn oder doch Genaueres über ihren Zustand zu erfahren. Er konnte den Gedanken nicht los werden, daß man ihm Furchtbares verschweigen wollte, und seit er über Kurt Wellmann's Tod Gewißheit erlangt hatte, quälte ihn die Erinnerung an den letzten Eindruck, den er von ihm gehabt, als er die Frau aus dem Volke und Irma, die Weiden, die ihn geliebt hatten, neben seinem verblutenden Körper hatte knien sehn, unablässig. Warum sagte man ihm nicht, wo Irma sich befand? Warum blickte Schwester Martha jedesmal so traurig, wenn er auf Nach-

richten über sie drang? Wenn Irma doch nicht todt war, welche andere Hiobspost, glaubte man, würde ihn, nach all' dem Schwestern, was über ihn gekommen war, noch niederwerfen? Seine Schulterwunde, die von einem Bajonettstich herrührte, war verheilt, die gleichzeitige Verletzung der Lungenpitze, welche sein langes und schweres Krankenlager verursacht hatte, bei dem man sein Leben mehr als einmal als verloren betrachtete, hatte dauernde, nachtheilige Folgen, wie der Arzt sie befürchtete, nicht zur Folge gehabt. Nur seine Schwäche währte noch fort. Das alles hatte er von Schwester Martha erfahren, die ihn jetzt immer davor warnen mußte, seine Kräfte zu früh auf die Probe zu stellen, und seinen Nerven zu viel zuzumuthen. Seine Ungebulb, wieder in's Leben hinauszutreten, war kaum mehr zu zügeln. Warum ließ man ihn noch über Irma im Ungewissen? Eines Tages drang er mit solcher Entschiedenheit auf Aufklärung, daß Schwester Martha, die sich keinen Rath mehr wußte, ging, um Doktor Lehr zu holen. Dieser hatte gerade für heute Gotthold erlaubt, zum ersten Male das Zimmer zu verlassen und die milde Herbstwärme, draußen im kleinen Vorgarten des Hauses, zu genießen. Er trat jetzt mit der Pflegerin zugleich in das Krankenzimmer, härtebeißiger als je, that barsch die paar üblichen Fragen, knurrte, die Hände in den Hosentaschen, mit eingezogenem Kopf hin und her laufend, einiges Unverständliche, schob wüthende Seitenblicke auf Gotthold und war plötzlich wieder verschwunden, ohne ein Wort von dem gesprochen zu haben, was man von ihm erwartete. Erst aus dem Nebenzimmer schrie er zurück: „Lassen Sie ihn nur erst heraus, Schwester, ich schicke gleich jemand Andren.“ Dann knallte eine Thür hinter ihm in's Schloß. Gotthold's Mienen überflog mitten in seiner Traurigkeit ein Lächeln. „Er bringt's nicht heraus,“ mußte er denken, „dieser Bär ist im Grunde ja weichmüthig, wie ein Kind. Aber wen wird er mir schicken?“

Inzwischen geleitete Schwester Martha ihn in's Freie hinaus. Die milde Herbstsonne blendete seine Augen, und die weiche Luft umfing ihn mit müder Schwere. Er mußte, als

er sich in den für ihn bereitgestellten Sessel, unter Decken und Kissen, niedergelassen hatte, eine kleine Weile die Augen schließen, um sich zu sammeln. Das war also das Leben wieder, in das er hinaustrat! Wie hell und licht es war! Und doch that es weh. Und fern, ganz fern brandete sein Lärm, — das Fauchen der Fabrikshöte, das Rasseln der zahllosen Räder, das Dröhnen der schwingenden Hämmer. Der ewige Kampf um's Dasein — Was für Erinnerungen, was für Hoffnungen weckte er wieder! In der linden Luft schwammen weiße Sommerfäden und legten sich ihm um die Schultern. Eine weiche, sehnstüchtige Stimmung überkam Gotthold, weh und wohl war ihm zu Sinne. Das Gefühl seiner Schwäche hatte nichts Lähmendes mehr für ihn, es beglückte ihn beinahe. Er träumte vor sich hin, und die Bilder seiner Erinnerung flossen mit denen der Wirklichkeit für ihn zusammen. Plötzlich kam ihm alles, was ihn umgab, merkwürdig bekannt vor. Dies Haus, — dieser Garten, — dieser Straßenblick — Er hatte doch das schon gesehn, er war hier doch schon einmal gewesen? Diese Laube dort — hatte er nicht schon einmal da gefessen? Und die Straße hinauf sah er eine hohe, schlankte Männergestalt schreiten, blondbärtig, mit sehnstüchtig-schwärmerischem Blick — Und drüben auf dem Friedhofe, an einem frisch aufgeworfenen Grabhügel, kniete Pfarrer Hegeler, dem man seine Tochter in die Erde gebettet hatte — Aber es war nicht hoher, sonniger Mittag, sondern ein trüb verbäumernder Sommerabend — ganz deutlich sah er alles, greifbar deutlich. Damals hatte er Kurt Wellmann die Straße hinauf mit Neid nachgesehn, — mit Neid oder mit Eifersucht, weil — Gotthold fuhr zusammen. Aus der Hausthür war eine schlankte Frauengestalt in dunkler Kleidung getreten, die, nach kurzem Zögern auf der Schwelle, rasch auf ihn zutrat und ihm die Hand zum Gruße bot. Während er ihr mit groß geöffneten Augen entgegenblickte, fing sein Herz stürmisch zu schlagen an. Das war — eine Sekunde lang verwirrten sich seine Gedanken. Er hätte darauf schwören mögen, daß es die Frauenerscheinung aus jenen Fiebernächten sei, in denen zuerst wieder ein Schimmer

von klarer Befinnung in ihm aufgebämmert war, dieselbe, deren Nähe so weichen Frieden über ihn ergossen hatte, bis sie plötzlich für immer von seinem Krankenbett verschwunden war, — ein Gebilde seiner Phantasie, das die Wirklichkeit zerstört hatte. Dann erst sah er, daß es Helga Lehr war, und eine heiße Blutwelle überstüthete sein Gesicht. Wie kam sie hierher? War sie es, die ihr Vater hatte schicken wollen, um ihm zu sagen — ?

Seine Hand lag in der ihren, und eine kleine Weile sprachen sie Beide nichts. „Wie schön sie ist!“ mußte Gottbold nur denken. Helga's Züge erschienen ihm viel weicher als früher, aber es mochte der Abglanz dieses still-heitern Herbsttages sein, der darauf lag und der, bei aller Sonnenwärme, doch etwas Wehmüthiges hatte. „Sie kommen zu mir?“ sagte er endlich.

Sie saß neben ihm auf einem niedrigen Holzstuhl, die beiden Hände im Schooß, die Augen gesenkt. Schwester Martha war leise gegangen. Ein stiller Sonnenfriede lag über der Runde. Dann erwiderte sie: „Ja. Mein Vater schickt mich. Es giebt ja noch so Vieles, was Sie erfahren müssen, sobald Sie es wieder hören können. Und mein Vater — so seltsam das klingt — bringt es so schwer zu Wege, einem Menschen etwas Unfrohes zu sagen. Es frißt ihm selber das Herz ab. Und der gilt nun als ein hartgepottener Materialist!“

Er nickte. „Mir klingt das garnicht seltsam, ich habe das immer geglaubt. Ich bin Ihrem Vater viel Dank schuldig. Aber ich glaube, wenn ich ihm davon spräche, würde er sehr grob werden.“

„Ganz sicher,“ fiel sie ein, und sie lächelten Beide. „Wir führen ja eigentlich alle ein Doppelleben,“ sagte Helga dann nach einer Weile. „Eins für die Menschen und eines für uns selber und die Wenigen, die uns innerlich nahestehn und bei denen uns etwas daran liegt, daß sie uns kennen, — vielleicht besser gesagt: vor denen wir uns nicht schämen, uns

als die zu zeigen, die wir sind. Auch die Besten spielen eine Rolle vor der großen Menge, bewußt oder unbewußt.“

Er wollte eine Frage thun, aber er unterdrückte sie wieder. Und wieder war ein kurzes Schweigen zwischen ihnen. Dann sagte er: „Es ist also lauter Trauriges, was ich noch hören muß.“

„Wenn Sie stark genug sind, es zu hören, und es hören wollen —“

„Ich kann und will. Meine Schwester Irma? —“

„Sie lebt und ist körperlich gesund, aber geistig un-
nachtet.“

Gotthold legte die Hände über sein Gesicht. „Ich ahnte es,“ sagte er leise. Dann blickte er lange stumm vor sich in die sonnige Stille hinaus. „Erzählen Sie mir alles,“ bat er endlich.

„Ich weiß Ihnen nichts zu sagen, als daß man sie von der Leiche Kurt Wellmann's gewaltsam fortführen mußte und dabei entdeckte, daß man eine Irre vor sich hatte. Sie ist nun ganz ruhig geworden und glaubt nicht, daß er todt ist. Sie redet dauernd mit ihm und hat ein glückliches Lächeln dabei um die Lippen. Die Aerzte sagen, daß sie weder leidet noch je Andren gefährlich werden kann, daß sie aber auch nie mehr gesund werden wird. Wie sie damals mitten in den Kampf der streikenden Arbeiter mit den Soldaten gerathen ist und an Kurt Wellmann's Leiche, weiß Niemand. Sie muß ihn aber sehr lieb gehabt haben. Die Aerzte meinen zwar, daß sie auch vor der gewaltigen Erschütterung, welche den Ausbruch des Irrens bei ihr hervorgerufen hat, schon nicht mehr geistig normal gewesen sein kann.“

Gotthold nickte trübe vor sich hin. „Sie hat ihn sehr lieb gehabt,“ murmelte er dann, „aber sein Gott war nicht ihr Gott, und sie glaubten Beide, die Wahrheit zu kennen und daß es nur die eine gäbe auf Erden.“ Wider seinen Willen war zuletzt ein harter Klang in seine Worte gekommen.

Ueber Helga's Wangen flog ein heißes Roth hin, und ihr Dufsen ging eine kleine Weile stürmisch auf und nieder.

Aber sie gab keine Erwiderung. Schweigend hörte sie mit an, wie er weiter sprach, offenbar weniger zu ihr, als zu sich selber. „Ich bin nun also ganz einsam. Ich habe Niemand mehr, der mir nachtrauern wird, wenn ich gehe.“ Dann strich er sich über die Stirn hin und blickte, wie erwachend und prüfend, um sich. Plötzlich schoß es ihm dunkel in die Schläfen, und er stotterte: „Ich glaube, ich bin hier in Ihrem Hause, Fräulein Lehr.“

„Ja,“ sagte sie einfach, aber ohne ihn anzusehen.

Ein langer Athemzug hob seine Brust. Er dachte an die weibliche Gestalt, die durch seine Fieberträume gegangen war und wie ihn alles in seiner Umgebung hier so vertraut angemuthet hatte. Er konnte vor Bewegung nicht sprechen. Was hätte er ihr auch sagen sollen? Jedes Wort des Dankes hätte ihm leer und hohl erscheinen müssen. Und Helga selber wollte ihn sichtlich abwehren, als sie, fast wie entschuldigend, sagte: „Man fand Sie bewußtlos — Ihre Wohnung war weit ab, — Sie hätten dort keinerlei Pflege gehabt. Mein Vater — Sie begreifen: es gab da kein langes Besinnen.“

„Ich begreife,“ sagte er nicht ganz ohne Bitterkeit, „Sie hätten es an Jedem gethan. Und Sie wollen keinen Dank.“ Und nach einer Weile fragte er: „Wann werde ich fort können? Ich glaube, ich bin nun genesen. Aber das wird mir Ihr Vater sagen. Sie verstehen —“

„Ja,“ sagte sie nickend, als er abbrach. „Ich verstehe, daß Sie nun keine Ruhe mehr hier haben, nachdem Sie wissen, wo Sie sich befinden. Um Ihre Genesung zu ermöglichen, mußte es Ihnen daher verborgen bleiben.“ Auch in ihren Worten zitterte jetzt etwas von Herbheit nach. „Ich glaube auch, daß mein Vater Sie nicht mehr halten wird. Er hatte lange Zeit Furcht für Sie, aber Ihre Genesung ist, wie durch ein Wunder, rasch vorwärts geschritten.“

Sie sagte nichts weiter. Es war ihnen Beiden, als ob jeder an den Andern eine Frage hätte, vielleicht mehr als eine, und sich doch scheute, ihr Ausdrück zu geben. Eine fast peinliche Stille trat ein. Dann sagte Gotthold plötzlich:

„Sie haben mir noch mehr Trauriges mitzutheilen, Fräulein Lehr, nicht wahr?“

Sie gab eine ausweichende Antwort. „Es haben viele Gräber damals geschäufelt werden müssen. Das Menschthum hatte schwere Trauerzeit. Und nicht nur um Menschen werden Sie zu klagen haben, wenn Sie wieder in's Leben hinaustreten.“ Er sah sie fragend an. Ihr Blick war in's Unbestimmte gerichtet, und ihre Stimme klang umflort, als sie jetzt rasch, wie um nur fertig zu werden, hinzusetzte: „Der Neubau der Lutherkirche ist damals in die Luft gesprengt worden. Es wird lange dauern, ehe man Ihnen eine neue Stätte für Ihre Wirksamkeit errichten kann.“

Gotthold war leicht erbläst. Er dachte an das gewitterähnliche Rollen und Krachen zurück, das damals seiner Bewußtlosigkeit kurz vorausgegangen war und dessen er sich seither nicht mehr erinnert hatte. Der Boden unter ihm hatte gedöhnt und geschüttelt, ein Säusen war durch die Luft gegangen und ein Angstschrei von tausend Lippen gebrochen. Das also war die Ursache gewesen! Und er mußte an Konstantin Maywald's unheimliche Abschiedsworte denken, daß er ein Signal für den Anbruch einer neuen Zeit zurücklassen werde, ehe er scheide. War das Furchtbare sein Werk? Weber Pastor Gadebusch noch Pfarrer Hegeler hatten desselben vor ihm erwähnt. Wollte man die alten Tempel stürzen? Aber wo waren die neuen, die man an ihrer Stelle errichten wollte, und was sollte in ihnen der neuen Menschheit gelehrt werden? Ober brauchte diese neue Menschheit keine Tempel mehr? Gotthold's Gedanken gingen sekundenlang irr um. Dann fragte er: „Wer waren die Thäter? Streikende Arbeiter?“

Helga wußte es nicht. Man hatte sie natürlich unter diesen gesucht, hatte angenommen, daß der ungleiche Kampf zwischen ihnen und den Soldaten durch diesen Gewaltakt hatte zu Gunsten der Arbeiter gewandt und die Aufmerksamkeit der Unterdrückten abgelenkt werden sollen, auch daß man dem Kommerzienrath diesen Streich hatte spielen wollen, weil man wußte, daß ihn kaum ein andrer so schwer treffen, so viele

stolze Hoffnungen bei ihm vernichten konnte. Aber ein greifbarer Anhalt für diesen nahe liegenden Verdacht hatte sich nicht ergeben, geschweige denn, daß man die Thäter selber ermittelt hätte. Es war nur festgestellt worden, daß ein Stollen unter dem Kirchbau gegraben worden war und die Sprengung mittels Dynamit stattgefunden hatte. Soweit man die Thatspuren noch vorfand, ergab sich daraus, daß sachkundige Hände dabei theilhaftig gewesen waren. Die Vorbereitungen mußten während der Nacht, unter umsichtiger Leitung, getroffen und geschickt verborgen gehalten worden sein, so daß die beim Thurm beschäftigten Bauhandwerker am folgenden Tage nichts davon gemerkt hätten. Wahrscheinlich hatte die Katastrophe dann erst während der folgenden Nacht eintreten sollen, doch mochte der blutige Straßenkampf, der sich zwischen Arbeitern und Soldaten entsponnen hatte, die Handwerker vom Bau fortgelockt und somit den Dynamitarden die willkommene Möglichkeit geboten haben, völlig unbeachtet, schon am hellen Tage, das geplante Zerstörungswerk zur Ausführung zu bringen. Menschenopfer waren nicht dabei zu beklagen gewesen, aber von dem seiner Vollendung entgegengehenden Bau war auch nicht ein Stein auf dem andern geblieben. Es mußte den Thätern eigens darauf angekommen sein, das neue Gotteshaus vom Erdboden zu vertilgen. Wer sie waren, hatte die sofort eingeleitete und energisch geführte Untersuchung nicht ergeben. Wahrscheinlich befanden sie sich unter den, infolge der Unterdrückung des Streiks, massenhaft die Stadt verlassenden, unverheiratheten Arbeitern, deren Verbleib zum Theil unbekannt war, so daß wenig Hoffnungen auf ein Ergebnis der Untersuchung mehr bestanden; alle bisher vernommenen Zeugen hatten ihren Abscheu vor der That und ihrer Entrüstung über den bloßen Verdacht ihrer Mitwisserschaft Ausdruck gegeben. Eine zeitlang hatte sich die Staatsanwaltschaft sogar soweit verstiegen, einen früheren Ingenieur der Willing'schen Werke in Zusammenhang mit der That zu bringen, weil derselbe am Tage der Explosion spurlos verschwunden war. Man wollte wissen, daß er einem geheimen

russischen Anarchistenbunde angehöre und früher in einer Dynamitfabrik beschäftigt gewesen sei, alle Nachforschungen über seinen derzeitigen Aufenthalt waren jedoch erfolglos geblieben, und man konnte nur annehmen, daß er unter anderem Namen in das Ausland gegangen sei, wie er denn auch hier einen falschen Namen geführt haben sollte. Allerlei abenteuerliche Gerüchte hatten sich eine Weile um ihn ausgebreitet, aber die Leitung der Willing'schen Werke hatte ihm die besten Zeugnisse ausgestellt, und ein Anhalt zur steckbrieflichen Verfolgung des Verdächtigen hatte sich nicht ergeben. So sollte, aller Voraussicht nach, die Thäterschaft unentdeckt und die That ungeahnt bleiben.

„Und wie hat mein Onkel Willing das Geschehene aufgenommen?“ fragte Gotthold, als Helga zu Ende war.

Sie sah ihn eine Weile unsicher an, dann erwiderte sie: „Ich weiß es nicht. Die Menschen sprechen Widerstreitendes darüber. Niedergedrückt hat man den Kommerzienrath von Willing ja wohl noch nie gesehn, obgleich“ — Sie unterbrach sich, stand auf und trat an den Gartenzaun, um die Straße hinunterzuspähn. Das ferne Rollen eines Wagens hatte sich vernehmen lassen. „Ich glaube, da kommt der Kommerzienrath,“ sagte sie. „Mein Vater hat ihm sagen lassen, daß er Sie besuchen dürfe, und daß er heute zu diesem Zwecke auch nicht mehr das Haus des „Heiden“ zu betreten brauche, — denn ich glaube, das war der einzige Grund, weshalb er nicht früher gekommen ist. Er fürchtete die Luft dieses Hauses. Sie werden nun von ihm selber hören können, wie er über jenes sinnlose Verbrechen denkt.“

„Sinnlos?“ wiederholte Gotthold. „Aber wollen denn nicht auch Sie alle Gotteshäuser einreißen, damit es lichter in der Welt und die Menschheit glücklicher werde, Fräulein Lehr?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich möchte nur, daß man zu einem neuen Gott in ihnen bete.“

Ein Wagen war an der Gartenthür vorgefahren, zwei feurige Füchse knirschten in den Zügeln. „Ich lasse Sie mit

Ihrem Herrn Onkel allein und schickte nachher Schwester Martha wieder zu Ihnen heraus," sagte Helga. „Leben Sie wohl.“ Sie reichte ihm die Hand.

Er drückte sie warm. „Auf Wiedersehn!“ Er sah ihr mit scheuer Frage und Bitte bei diesem Wort in's Gesicht, aber sie hatte die Augen gesenkt und gab keine Antwort darauf, sondern ging dem Kommerzienrath entgegen, der schon an der Gartenpforte stand und den Hut gezogen hatte, — einen mit einem Trauerflor umwundenen Cylinder, wie Gotthold bemerkte.

„Kommerzienrath von Willing," hörte Gotthold die etwas schnarrende, tiefe Stimme seines Onkels sagen, „Ihr Herr Vater — ? Ich habe die Nachricht von ihm erhalten —“

„Ich weiß. Bitte, treten Sie näher. Mein Vater ist nicht zu Hause. Aber Sie finden Herrn Pastor von Wenden hier.“

Sie war mit einer Verbeugung zurückgetreten und er mit einer solchen an ihr vorüber in den Garten gekommen. In der nächsten Sekunde stand er vor Gotthold. Beide Männer waren einen Augenblick lang ehrlich erschüttert durch dies Wiedersehn. Sie reichten sich stumm die Hände und sahen sich in's Gesicht. Gotthold fand seinen Onkel merklich gealtert, der wohlgepflegte Vollbart war stark ergraut, das Haar an den Schläfen, die von Falten durchfurcht waren, weiß. Willing trug einen schwarzen Anzug, einen Trauerflor um den linken Armel seines Sommerpaletots und schwarze Handschuhe. Seine Züge waren ernst, ein Zucken ging hin und wieder um seine Mundwinkel. Nur in seinen herrischen Augen leuchteten Thatkraft und Selbstbewußtsein, wie einst.

„Verzeih', daß ich erst heute mich persönlich nach Dir umsehe," sagte er, als er sich gefaßt hatte, „aber offen gestanden: in diesem Hause, wo Du durch einen unglücklichen Zufall untergekommen warst, mochte ich nicht eintreten, und dann —“ Er ließ sich auf dem Stuhl nieder, auf dem vorhin Helga gesessen hatte, und blickte mit gefürchten Drauen zu Boden — „ich durfte Dich mit meinen Kleidern da nicht

erschrecken, — dieser Doktor Lehr —“ Er sah sich um und gewahrte, daß Helga nicht mehr im Vorgarten sich befand — „Ist außerordentlich besorgt um Dich gewesen. Nicht nur als Arzt, glaub ich, als welcher er ja Wunderkuren verrichten soll, sondern —“

Gotthold ließ ihn nicht ausreden. „Du bist in Trauer, Onkel,“ sagte er unruhig.

„Ja. Hat man Dir noch nicht gesagt —?“ Seine Augen bohrten sich in die Erde.

„Nichts, als daß Irma —“

„Deine Tante Konstanze ist nicht mehr.“

„Onkel!“ Gotthold streckte wie abwehrend seine Hände aus.

Eine Weile herrschte dumpfes Schweigen. Dann sagte Willing, ohne die Blicke aufzuheben: „Auch ein Opfer derer, für die Du ein so eifriger Anwalt warst, Gotthold, — eines von den Vielen.“

„Das ist unmöglich, Onkel. Man hätte —“

„Nein, nein,“ klang es bitter von Willing's Lippen zurück, „man hat sich nicht thätlich an ihr vergriffen. Aber gemordet hat man sie deshalb doch. Als der Straßenkampf entbrannt war, und man oben in der Villa jeden Schuß hörte, der von den Hügeln dröhnend widerhallte, und dazu das wüste Gebrüll der streitenden Anführer immer näher zu kommen schien, glaubte die Arme den Zeitpunkt da, den sie ja immer schon, in ihren Angstträumen, vorausgesehen, und stürzte sich in blinder Flucht in den Wald hinaus. Ob sie dabei an einen Baum angerannt, über einen Stein gefallen ist, oder wie sie sich sonst die tödliche Kopfwunde zugezogen hat, mit der wir sie später, blutüberströmt und leblos, in der Waldschlucht fanden, weiß Keiner. Sie selbst hat das Bewußtsein nicht mehr zurückerlangt. Die Aerzte sprechen von Verfolgungswahnsinn, der doch über kurz oder lang ausgebrochen wäre, und dem ein schnelles Ende vorzuziehen gewesen sei. Diese Herren haben ja immer ihren Trost. Ich aber —“ Er vollendete den Satz nicht, stand auf und athmete tief, als ob ihm die Brust be-

Kemmt sei. Seine Stirn lag in düstren Falten. Er hatte die Arme über der Brust gekreuzt und starrte vor sich hinaus.

Auch Gotthold konnte eine Weile nicht sprechen. Die Tragik dieses Frauenschicksals bewegte ihn tief. Er hatte seine Tante aufrichtig lieb gehabt, und das Loos der stillen, scheuen Frau neben dem kraftvoll-ehrgeizigen und selbstsichern Manne hatte ihn oft genug beschäftigt. Auch das Verhängniß, das über den letzten Wenden zu lasten schien, schauerte ihn wie mit kühlem Eiseshauch. Tante Konstanze und Irma, — Beide einem Wahn zum Opfer gefallen, Beide geistig umnachtet! Und er selber, der letzte seines alten Stammes, — wurde nicht auch er von einem Wahn beherrscht, nun er dem Dienst der Kirche Valet sagen und sich ganz dem Dienst des Evangeliums weihen wollte? Im Sinne der großen Mehrheit sicherlich. Aber seit wann hätte sie entscheiden können, was Wahn und was Wahrheit blieb? Gab es überhaupt eine allgemeine, für jeden Einzelnen gleicherweise gültige Wahrheit?

„Du bist schwer heimgesucht worden, Onkel.“

Willing drehte sich langsam nach dem Sprecher um, und sein finsterner Blick flog über ihn hin! Es sah aus, als ob er alles Mitleid von sich abwehren wollte wie eine Beleidigung. Dann sagte er nickend: „Das weiß der Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, und ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, ja. Und nicht nur durch den Tod dieser Gerechten.“ Er setzte sich wieder, in seinen Augen blitzte es auf, sichtlich mühte er sich, jeden Schwächeanfall zu besiegen. „Man muß seinen Trost und seinen Lebensinhalt in der Arbeit suchen. Und ich finde ihn darin. Wenn man sich sagt, daß man Hunderten ihr Brod giebt, und daß man, durch die Resultate seiner Arbeit, abermals Nutzen und Segen für Hunderte — für Tausende stiftet, so weiß man, daß man nicht vergeblich lebt; und daß man sein Wollen und Können in den Dienst der Allgemeinheit stellt, macht sogar glücklich. Auf individuelles Glück haben wir ja vielleicht gar keinen Anspruch. Wie Gott will! Ich beuge mich. Ich bin nicht verzagt und nicht kleinmüthig.“

Er begann vor Gotthold seine Pläne zu entwickeln. Er sprach von der Reorganisation der Werke, von der Verjüngung und Disziplin seines Arbeiterheers. Seine Augen leuchteten dabei, er wurde immer eifriger. Wieder wie einstmals, wo er von der Parkhöhe, oberhalb seines selbst geschaffenen Besitzthums, mit dem Blick auf die Fabriken drunten, in denen all' die schaffenden Hände sich auf sein Gebot regten, vor Gotthold mit dem Selbstbewußtsein einer Herrschernatur, vom Ehrgeiz erhitzt, seine großen Zukunftsideen entwickelt hatte, schien er in dieser Stunde ganz von seinen kommenden Leistungen und von seiner künftigen Bedeutung erfüllt zu sein, sich gleichsam selber daran zu berauschen. Er wuchs förmlich beim Sprechen, seine Bewegungen wurden gebieterisch. Er berichtete davon, daß der Streik, der in einem so kritischen Moment eingeleitet worden sei, daß er ihn auf ein Haar völlig ruiniert habe, — jetzt könne er es ja eingestehn, und das werde er den Arbeitern auch niemals vergessen, wie es denn unauslöschlich in seiner Seele eingeprägt sei, — und doch zu seinem Besten ausgefallen sei, da er höheren und höchsten Orts die Aufmerksamkeit ihm und seinen Werken zugewandt habe, und ihm nun, um ihn in seinem gerechten Kampfe zu unterstützen, die großen Staatsaufträge, die er erwartet gehabt, viel früher und viel reichlicher zugeflossen wären, als sonst der Fall gewesen sein würde. Sein Name sei in Aller Mund gekommen, sein Verhalten an maßgebender Stelle als muthig und mustergültig gerühmt worden. Der projektirte Schutzbund der Arbeitgeber in der Provinz gegen die Streik-Überrumpelungen sei überraschend schnell, unter seiner Leitung, zu Stande gekommen und alle Aussicht vorhanden, daß sich in den andren Provinzen ähnliche bilden und dem hiesigen angliedern würden. In den nächsten Tagen komme der Monarch in die Gegend und habe bereits seinen Besuch der Willing'schen Werke, für die er sich auf's Lebhafteste interessire, angekündigt, auch ein Diner zu seinen Ehren in der Villa angenommen. Man sei in fiebrhafter Thätigkeit deswegen. Daß der Monarchenbesuch besondere Ehrungen für ihn zur

Folge haben werde, liege auf der Hand. Er komme nun rascher an's Ziel, als sonst denkbar gewesen wäre, und also wieder einmal habe der liebe Gott das, was Menschen Böses geplant, zum Besten gewendet. Deutlicher als je, in dieser Schreckenszeit, habe er Gottes Finger gespürt und den Segen eines unerschütterlichen Glaubens empfunden. Wie bellagenswerth seien doch Alle, die dieses Segens nicht theilhaft geworden! Er habe in dies Haus eines Gottesleugners gerade in dieser Zeit offenbaren Gotteschutzes, der über ihm gewaltet, nicht kommen können, der Gedanke, daß es Menschen gäbe, die sich aus purem Eigensinn, hartköpfig und selbstsüchsig gegen die Erkenntniß verschloffen, daß das Weltall von einem persönlichen Gotte regiert werde, habe ihn traurig und zornig gemacht. Je sichtlicher Gottes Hand über ihm walte, desto deutlicher erkenne er auch seine Pflicht, Alle, die von ihm abhängig seien, zu Gott zurückzuführen, und Alle, die ihn verleugneten, unbarmherzig zu verfolgen. Mit dieser Nichtschwur sei er aus seiner schweren Prüfung hervorgetreten.

Gotthold hatte ihm schweigend zugehört. Er wollte einwenden, daß Billing gerade jetzt die Pflicht in sich fühlen müsse, seine Arbeiter, aus freiem Willen, besser und freier zu stellen, als früher, daß jetzt der Zeitpunkt gegeben sei, friedlich weitgehende Reformen einzuführen, wie die Zeit sie verlange, und daß er nun erst wahrhaft ein väterlicher Freund und Schützer seiner Leute werden könne. Aber der Kommerzienrath ließ ihn nicht ausreden.

„Wir verstehen uns nicht mehr, Gotthold,“ sagte er kalt. „Ich verkenne nicht, daß Du in Deiner Art das Beste willst, aber Du bist ein Schwärmer, Du mißverstehst das Leben. Die Wenden sind alle weichherzige Fantasten gewesen, deshalb ist die Wirklichkeit auch wie eine Fluthwelle über sie hingegangen.“

„Du bleibst also dabei, daß Du diese unruhig gährende, immer gefährvoller anschwellende Masse heute noch durch Strenge und Zwang niederhalten, mit Polizei und Militär, im Nothfall, händigen kannst und mußt, Onkel, ohne ihren

Forderungen Rechnung zu tragen, ohne Dich um die Ideen zu kümmern, welche ihre Köpfe und die aller Welt heute erfüllen? Merkst Du denn wirklich nicht, daß Du das rollende Rad der Weltentwicklung aufhalten möchtest? Sieh Acht, Onkel, daß es Dich und Euch Alle nicht doch zermalmt!"

Willing zuckte abweisend die Achseln. „Stretten wir nicht! Es würde zwecklos sein. Laß uns Jeder unsren Weg gehn. Zusammen kommen wir nicht mehr. Ich habe eine Weile geglaubt, diese Zeit der Greuel und Dein eignes Siedethum würden Dir die Augen öffnen. Ich habe mich getäuscht. Gut! Versuchen wir, Jeder auf seine Art denn, unsre Pflicht gegen die Menschheit zu erfüllen. Er stand auf. „Was gedenkst Du nun zu thun?“ fragte er, ohne Gotthold anzusehn, vielmehr mit einem verlorenen Blick über die Straße hinaus. „Die Untersuchungen gegen Dich sind niedergeschlagen, wie ich höre. Der Superintendent sagte mir, daß sich auch auf disziplinarischem Wege nicht gegen Dich habe einschreiten lassen, und daß man sich mit einer Verwarnung an Dich, bezüglich Deiner Lehre und Deines Wandels, begnügen werde. Um so besser. Du hast nun klare Bahn vor Dir. Hier freilich — ob gerade hier Dein Platz sein wird — Kandidat Sievert hat sich inzwischen das Vertrauen der Leute hier in hohem Maß erworben und sich überraschend gut eingelebt. Nicht nur der Besal ist allsonntäglich überfüllt, sondern auch die abendlichen Andachtsübungen finden einen Zuspruch, der hoffen läßt, daß die traurigen Tage, die hinter uns liegen, diesen Leuten zur Einklehr und Umkehr verholfen, sie gelehrt haben, ihr Heil und ihre Zukunft allein auf Den zu stellen, der unser aller Hülfe ist. Und bis wir die Lutherkirche wieder aufbauen werden, die diese Mordbrenner und Tempelschänder, die ja wohl ein neues Evangelium verkünden wollen —“ er lachte heiser — „zerstört haben, wird noch viel Zeit vergehn, fürcht' ich. Nach allem glaub' ich deshalb —“

„Du kannst ganz ruhig sein, Onkel,“ fiel Gotthold bitter ein. „Ich werde nicht hier bleiben. Mein Weg führt in die Welt hinaus. Ich will Deine Pläne hier nicht kreuzen.“

Der Kommerzienrath athmete ein paar Mal rascher, ohne die Richtung seines Blickes zu verändern. Er schien eine Entgegnung auf der Zunge zu haben, die er wieder unterdrückte. Erst nach einer Weile reichte er Gotthold die Hand. „Leb' also wohl!“ Es klang wie ein Abschied für immer. Einen Augenblick hielten sie sich so bei den Händen. Beide mochten in diesen Sekunden daran denken, daß sie sich zu gemeinsamem Wirken hatten verbinden wollen, unter dem gleichen Zeichen des Kreuzes, und daß sie nun als Widersacher voneinander gehn sollten. Willing hatte diesen hier zu sich gerufen, damit er ihm helfe, die widerspenstigen Neuerer unter der arbeitenden Bevölkerung im Zügel zu halten und zum blinden Gehorsam zurückzuführen, und Gotthold hatte gerade hier gelernt, daß die neue Zeit ein neues Evangelium brauche, und die Kirche der Aufgabe, welche diese Zeit an sie stelle, nicht mehr gerecht werde. Sie Beide verstanden einander nicht mehr. „Leb' wohl!“ sagte deshalb auch er nur, Willing's Hand loslassend.

Dieser zögerte noch eine Minute, zu gehn. Seine Stimme klang verwandelt, als er sagte: „Du wirst nun hier fort können. Zu Hause aber wärst Du allein. Mein Haus steht offen für Dich. Du hast dort gute Luft und man wird für Dich sorgen.“

Gotthold schüttelte leise den Kopf. „Ich danke Dir. Es ist besser, ich bleibe allein.“

„Wie Du willst.“ Er wandte sich der Pforte zu, vor der die Equipage schon ein paarmal hin und wieder gefahren war, um die Unruhe der Pferde zu dämpfen. Aber noch einmal drehte er sich um. „Wir feiern demnächst Hochzeit draußen,“ sagte er, in halber Verlegenheit, „natürlich in aller Stille. Aber wozu soll ich die jungen Leute länger warten lassen? Brendendorf arbeitet sich famos ein. Ein schneidiger Junge. Das ist echte Kasse. Und Theodor ist aus der Art geschlagen.“ Seine Stirne hatte sich umwölkt. „Weshalb soll ich nicht davon reden? Die Lobte hat es immer vorausgesehen. Nicht einmal zu ihrem Begräbnis ist er gekommen.“

Er sagt sich ganz los von uns, kann in den engen, zurückgebliebenen deutschen Verhältnissen nicht mehr leben, wartet auf bessere Zeiten und ein freieres Regime.“ Er lachte höhnisch auf. Dann fuhr er sich mit der Hand durch's Haar, von dem er den Hut herabgezogen hatte. „Die Trauung soll der Superintendent vollziehen. Du begreiffst: er hat Waleśka konfirmirt. Und Du würdest ja auch noch nicht Stande sein — Wenn Du der stillen Feier jedoch beiwohnen willst, — wenn es der Arzt gestattet —“

Gotthold machte eine abwehrende Handbewegung. „Ich bitte, mir's zu erlassen, Onkel. Allen Segen über Dich und Dein Haus!“

„Ich danke Dir.“ Noch einmal grüßte er kühl mit der Hand zurück, dann ging er wirklich. In der nächsten Sekunde zogen draußen die Pferde an.

XXIV.

Nach langen Regentagen war wieder stille Sonnenzeit gekommen. Aber die Winternähe schauerte dennoch durch die Welt. Das Laub kräufelte sich braun an den Ästen, und ein modriger Verwesungsathem ging zwischen den Stämmen hin. Es war stumm in der Luft geworden, kein Vogellaut mehr, kaum ein Windhauch; es lag etwas Müdes und Hinterbendes in diesem Schweigen. Die helle Sonne an einem wolkenfreien, mattblauen Himmel hatte etwas mild Wärmedes und Wehmüthiges zugleich.

Langsam wandelten Pastor Gadebusch und Gotthold, neben der Trümmerstätte der Lutherkirche, um diese frühe Nachmittagsstunde auf und nieder. Der Schutt war noch immer nicht weggeräumt worden, weil der Monarch, der endlich in die Stadt gekommen war, die Verwüstung in ihrer ganzen Ausdehnung hatte mit eignen Augen erblicken sollen, ehe man ihre Spuren vertilgte. Nun ragten die geschwärzten und geborstenen Mauerreste, wie eine stumme Anklage, in die Sonnenheitre. Gadebusch war stehen geblieben, um mit seiner Stockzwinde in dem Schutt herumzustoßen. „Nicht den Humor drüber verlieren!“ murmelte er. Dann richtete er den breiten Nacken höher auf. „Ich glaube trotz allem, lieber Konfrater, Sie thun Unrecht. Nicht, daß Sie fort wollen, Gott mit Ihnen! Was wollten Sie in unserm Nest auch noch? Aber, daß Sie sich von der Kirche loslösen wollen. Ich bin gewiß der Letzte, der ihre schweren Schäden erkennt; gründlichere und durchgreifendere Reformen in ihr verlangt Keiner, als ich. Aber

wer auf religiösem Gebiete heute etwas wirken will, kann das, wie die Dinge nun einmal liegen, bei uns nicht, wenn er in Widerspruch zur Kirche tritt. Der Staat ist gegen ihn, die öffentliche Meinung ist gegen ihn. Man wird ihn so lange verdächtigen und verfolgen und beargwöhnen, bis sein Wirken völlig gelähmt ist. Machen Sie sich keine Illusionen darüber, lieber Konfrater! Es ist zu früh für solche Versuche, Sie sind Ihrer Zeit voraus.“

Gotthold nickte vor sich hin. „Ich weiß. Aber was bleibt uns denn andres? Einer muß doch der Vorläufer sein, Einer muß einmal den Anfang machen. Die Ersten werden alle stracheln, werden verkannt, verdammt und unterdrückt werden, das war immer so, wenn eine neue Bewegung durch die Welt ging. Aber wen dürfte das schrecken? Die Kommenden finden dennoch freiere Bahn, und einmal wird der Sieg unser werden. Wir werden für eine bessere Zukunft wirken und leiden.“

Gadebusch schwieg eine Weile, dann sagte er ungewöhnlich milde: „Sagen Sie mir eins, lieber Konfrater: sind Sie im Glauben wankend geworden?“

Gotthold schüttelte den Kopf. „Nicht im Glauben an das Göttliche und nicht im Glauben an das Evangelium, nur will ich Menschenanzug fortan nicht als unumstößlich ansehen und die Kirche nicht als Richterin der Herzen anerkennen. Hab' ich es nicht von Ihnen selber gehört, — damals, als es mich noch mit Zorn und Unmuth erfüllte —: Was ist Wahrheit? Jeder glaubt sie zu kennen, und doch gäbe es hunderttausend Wahrheiten, wenn es so wäre, und alle streiten wider einander. Vielleicht ist es sogar so. Und Jeder soll seiner anerkannten Wahrheit froh bleiben, — aber nicht Andre um deswillen verfolgen und verdammen. Und es sollte etwas geben, was Alle vereinigt, weil es alle Gegensätze ausgleicht und deshalb die eine höchste und hehrste Wahrheit ist, die über allen Dogmen und allen Konfessionen steht: Liebe.“

Gadepusch drückte dem Sprecher stumm die Hand. Er war bewegt, wollte das aber, seiner Art nach, nicht zeigen, sondern stocherte zornig in dem Mauerfchutt umher, als ob er sagen wollte: Wo die Einen Kirchen niederbrennen und die Andern auf ihre Brüder schießen lassen, — wie weit sind wir da noch von dem entfernt, was Sie schon ahnend und hoffend vorausschauen! Wenn heute der Zimmermannssohn von Nazareth wiedertäme, er würde hier oben sitzen und weinen wie beim Anblick Jerusalems, — „wie oft habe ich Deine Kinder versammeln wollen!“

Dann waren sie schweigend wieder eine Weile hin und wieder gegangen. Endlich fragte Gotthold nach Meinert. Gadepusch zuckte die Achseln. „Der versteckt sich weiter in seinen Folianten vor der Welt. Und sonst ertrüg' er das, was in ihr vorgeht, auch wohl garnicht. Der reine Vogel Strauß. Uebrigens der beste Mensch, den man sich denken kann. Er wird sein Buch natürlich niemals fertig machen, aber doch in der Idee sterben, das Gute gewollt zu haben, das der Zeit noththut. Und Frau Hanna wird kranke Kagen pflegen, bis zu ihrem Ende. Und die Menschen draußen werden um ihr Höchstes und Größtes ringen und leiden, kämpfen und sterben, ohne daß die Beiden etwas davon ahnen.“

„Und Magdalene?“ fragte Gotthold.

„Wissen Sie es noch nicht? Sie hat einen Ausweg gesucht. Sie ist als freiwillige Krankenpflegerin in unsere Kolonie nach Südwestafrika gegangen.“

Gotthold war schmerzlich überrascht. „Wie haben die Eltern das aufgenommen?“ fragte er.

„Mit ruhiger Gottergebenheit, wie es Niemand anders von ihnen erwarten konnte! Sie nehmen jede Schickung so hin. Und Magdalene hat wohlgethan. Vielleicht kommt die Zeit doch noch für sie, wo sie die Hände nach ihrem Glück ausstrecken darf. Nicht den Humor d'rüber verlieren!“

Und abermals, nach einem stummen Auf- und Niedergang, reichte Gadepusch Gotthold die Hand zum Abschied. „Sonnen Sie sich hier noch eine Weile weiter, lieber Kon-

frater! Nöthig haben Sie's ja noch, und ob in Zukunft viel Sonne auf Ihren Weg fallen wird, ist mir verdammt zweifelhaft. Unserinem ist's hier oben nicht so recht geheuer, es ist, als ob hier allerlei umgeht. Sie müssen mir's schon nicht übel nehmen, wenn ich wieder in meine dunklen Thurmlöcher zurücktrieche und mich danach umsehe, wie's meinen Schwalben dort geht. Jeder in seiner Art. Das wird ja auch in Ihrem neuen Evangelium ein oberster Lehrsatz bleiben, nicht wahr? Und wenn man einen weißen Kopf hat, lernt man nicht gern mehr viel. Also Glück auf, lieber Konfrater, und die Ohren in allen Fällen steif halten! Apropos: können Sie mir nicht ein paar Mark borgen? Ich habe heute garnichts bei mir, und die Thurmschwalben sind immer hungrig. Sie bekommen's ja natürlich wieder. Nicht? Heute wirklich nicht? geht's nicht? Na, denn ein ander Mal. Adieu. Alles Gute! Adieu."

Mit seinen weit ausholenden, wiegenden Schritten, noch ein paarmal mit der breiten Hand zurückwinkend, war er den Weg hinabgegangen. Man hörte die Zwinge seines Knotenstocks noch eine kleine Weile gegen abrollende Steine anschlagen, dann war alles still. Gotthold war stehen geblieben, um dem Davonschreitenden nachzublicken, nun wandelte er gedankenversunken weiter, ein wehmüthiges Lächeln um die Lippen. Er war müde geworden. Aber er mochte sich heute nicht, wie er sonst wohl in diesen Tagen gethan, auf den Trümmerresten der zerstörten Kirche, unter der milden Herbstsonne, niederlassen. Der alte Gadebusch hatte ganz Recht: es ging hier allerlei um. Der hatte es freilich anders gemeint, aber es war schon so. Da drüben am Walbrand stand ja die Bank, auf der Helga Lehr immer gesessen hatte, wenn die Proletarierkinder abseits unter den silbergrauen Stämmen lärmten und jubelten. Heute war's ganz still hier auf der Höhe, und er konnte sich dort einsam niedersetzen und stummen Abschied nehmen.

Mit solchen Gedanken schritt er auf die Bank zu, gewahrte aber, als sie nun vor ihm lag, daß sie nicht leer war. Eine weibliche Gestalt saß darauf. Das laute Herzklopfen, das plötzlich in seiner Brust anhub, sagte ihm, deutlicher noch

als sein Auge, daß es Helga sein müsse. Einen Moment hindurch war er entschlossen, umzukehren, dann aber schritt er grade auf sie zu. Einmal mußte er ja doch Abschied von ihr nehmen und hier vielleicht besser als irgendwo sonst.

Auch sie hatte ihn bemerkt, und es kam ihm vor, als ob sie vor ihm fliehen wolle. Aber ein Zittern überflog sichtlich ihren Leib, es war, wie wenn etwas an ihr rüttelte. Und dann stand er vor ihr, hatte sie begrüßt, ein paar gleichgültige Worte gesprochen, nach den Kindern gefragt und war nun stumm geworden. Er wußte kaum, ob sie ihm geantwortet hatte und was? Ihre Augen hatten in jedem Fall die seinen noch nicht getroffen, und dann sagte er plötzlich, nach einer längeren Pause: „Ich kann nun gleich Abschied von Ihnen nehmen, Fräulein Lehr.“ Und als nicht gleich eine Antwort kam, fügte er nach: „Von Dank mag ich gar nicht mehr sprechen. Sie hören es nicht gern, und ich weiß nicht, wo anfangen und wo enden.“

„Sie gehen fort?“ Es klang so sonderbar von ihren Lippen, wie ein Aufschrei.

„Ja,“ sagte er beklommen und sah sie an. „Wie könnte ich anders? Hier ist kein Platz für mich, — darin sind sich Freund und Feind einig. Und ich sehne mich auch fort, nun ich ganz wieder genesen bin. So wenig Dank ich meinem Onkel auch schulde, mücht' ich doch nicht hier in offener Gegnerschaft zu ihm wirken. Und überall draußen find' ich ein Feld meiner Thätigkeit.“ Er sprach ihr davon, daß er den Talar ablegen und mit Wort und Schrift fortan, als freier Prediger der werthätigen Liebe, im Sinne des Evangeliums wirken wolle. Als Missionar wolle er ausziehen, aber nicht zu den wilden Völkerschaften fremder Erdtheile, sondern zu denen, die Christi Lehre vergessen hätten oder sie verleugneten, zu den Enterbten, die daraus Kraft und Hilfe schöpfen sollten, und zu den Besizenden, die das Wort zur That werden lassen mußten, wenn sie Christen sein und ihre Zeit verstehen wollten, welche mit so ehernen Worten der Mahnung redete. Eine ganze Weile sprach er so fort von seinen Wünschen und Aus-

sichten, seinen Plänen und Kämpfen. Auch Kurt Wellmann's erwähnte er, und daß überall jetzt, gleich ihm, fromme Männer auferständen, die der heutigen Kirche den Krieg erklärten und die Rückkehr zum unverfälschten Christenthum, zu einer das ganze Leben durchbringenden und sich in ihm verkörpernden Religion predigten, welche allein die scharfen Gegensätze des Lebens versöhnen und der sozialen Revolution vorbeugen könne, deren Blutgeruch man schon in der Luft zu wittern meine. Als er dann aber merkte, daß sie kein Wort einschaltete, und mit nichts verrieth, daß sie ihn hörte und Theilnahme für seine Worte hegte, brach er ab. „Verzeihen Sie,“ sagte er, „es riß mich fort. Und es war mir auch, als wär' ich's Ihnen schuldig, offen zu bekennen, daß ich von manchem zurückgekommen bin, was mir früher unumstößlich erschien, und mich zu manchem bekehrt habe, was ich früher, in meiner Studirstube und unter meinen Büchern, weit von mir gewiesen. Das Leben hat mich in eine harte Schule genommen. Und ich weiß heute, daß Keiner von uns das Recht hat, das zu verdammen, was der Andre als Wahrheit erkannt hat, wenn er als Mensch nur menschlich fühlt und handelt. Ich wäge keinen mehr nach seinem Glauben.“

Er reichte ihr die Hand. „Leben Sie glücklich!“ sagte er leise. Seine weiche Stimmung hätte ihn nun doch beinahe übermannt. Er wandte sich rasch, um den Weg entlang zu schreiten.

Da zitterte ihm ihr Ruf nach: „Gotthold!“

Kam er wirklich von ihr? Er begriff es nicht. Es war ihre Stimme und doch — er drehte sich noch einmal um. Da stand sie neben der Bank, auf der sie gesessen hatte, hilflos, am ganzen Körper bebend, wie in Angst und Schreck emporgesahren. Sie blickte nicht auf ihn, aber sie wollte die Arme nach ihm ausstrecken. Scham und Leidenschaft rangen in ihr, es war, als ob ein Sturm an ihr rüttelte, sie wie einen Baum zu entwurzeln drohe. Wohin war ihre schöne Ruhe, die er so oft an ihr beneidet und bewundert hatte? Die hier vor ihm stand, war nichts mehr, als ein schwaches,

angstvolles, hilfloses Weib, das den heißen Kampf zwischen Frauenstolz und leidenschaftlichem Begehren in sich kämpfte, das von der Furcht gequält wurde, durch seinen Stolz sich selber um alles Köstliche des Lebens zu betrügen und doch von diesem Stolz noch immer nicht ganz lassen wollte. Sie konnte ihn nicht ansehen, mit gesenktem Kopf verharrte sie, wie eine Schuldige, und murmelte nur, ohne selbst zu wissen, was sie sprach: „Geh' nicht!“

„Helga!“ schrie er auf. Es kam ihm vor, als begehe er etwas Unedles, sich an ihrer Schwäche zu weiden, die ihn mit der Wollust des Sieges erfüllte, und doch konnte er sekundenlang nicht anders, und doch war gleichzeitig ein heißes Mitleid in ihm wach mit ihr. Endlich! Endlich! mußte er denken. Und dann ergriff er ihre beiden Hände und sagte, nun selber zitternd: „Ich glaube, Du hastest mich beinahe dafür, Helga, daß Du mich nun doch lieben mußt!“

Sie schüttelte den Kopf, sprechen konnte sie nicht, ihre Hände zuckten in den seinen. „Und doch konnte es ja nicht anders werden.“ fuhr er fort und begriff selber nicht, woher ihm plötzlich der Muth zu dem allen kam, und woher diese Siegesgewißheit aus ihm sprach. „Mir war immer, als müßtest Du mich lieben. Und nur, weil Du zu stolz warst, wolltest Du es nicht eingestehn, — nicht einmal Dir selber. Erst als ich ein todtwunder Mann war, den alle Welt im Stiche ließ, von dem alle Welt sich abwandte, erst da litt es Dein Stolz mich lieb zu haben, nicht wahr, Helga? Und nun wieder fand ich selber den Muth nicht mehr, Dir von dem zu sprechen, was meines Lebens höchster und kühnster Wunsch war und ist. Und ich wäre klaglos für immer von Dir gegangen. Wie könnt' ich jetzt auch an mein wirbelndes Dasein ein andres zu fetten wagen?“

Nun sah sie ihn zum ersten Male an, und es war etwas sieghaft Strahlendes in ihren Augen. „Begreifst Du nicht,“ flüsterte sie, „daß ich gerade um deswillen zu Dir stehn will — in Noth und Tod? Dein Volk soll mein Volk sein, und Dein Gott soll mein Gott sein. Jetzt kann ich sprechen, wie jenes

moabitische Weib, Gotthold. Und sei sicher: ich habe immer an Dich geglaubt und an diese Stunde.“

Sie barg ihr heiß erglühtes Gesicht an seiner Schulter. Er konnte nicht sprechen vor tiefer, innerer Bewegung, nur ihr Haar wagte er zu streicheln mit seinen kalten, zitternden Händen. Nicht wie ein Rausch kam es über ihn, sondern eher wie ein heißes, demüthiges Glücksempfinden, das ihn fast auf die Kniee niederzwang, ihm die Brust mit heiligen Gelübden durchfluthete. Es war so still um sie Beide her, daß sie das Fallen der Bucheckerkerne aufschreckte, die ein Eichhorn droben vom Buchenwipfel niederwarf. Und dann sahen sie sich lächelnd um, weil sie nicht wußten, in was für eine Märchenwelt sie da eigentlich gerathen waren, und einander endlich, mit einem Scheuen, zagen Wonnegefühl, in die Augen. Das erst überzeugte sie davon, daß sie nicht träumten.

Wie ein Traum blieb es ihnen freilich auch fernerhin, als sie nun zusammensaßen und Blicke und Worte tauschten, und wie im Traum wandelten sie endlich, Hand in Hand, von der walbigen Höhe zur Stadt hinab, während die spätherbstliche Sonne langsam zur Küste neigte. Als sie am Friedhof vorüber kamen, sagte Helga: „Mein Vater ist noch nicht daheim. Laß uns derweil hier eintreten. Ich möchte mit Dir an sein Grab. Und es ruh'n auch sonst noch manche stille Schläfer hier, denen man wohl ein Wort zuzufen könnte.“

Er fragte nicht, wessen Grab sie meine, er verstand sie. Und wie sie zwischen den frischen Rasenhügeln hinwanderten, auf deren manchem ein Herbstblumentranz welkte, sah er, daß ihre Lippen sich hin und wieder leise bewegten. Es war ihm, als wolle sie diesen da unten Kunde davon geben, daß sie glücklich sei. Und dann standen sie, im letzten Sonnenleuchten, an Kurt Wellmann's Grab. Es war dicht mit frischen Blumen geschmückt, die ihm Tag für Tag seine Getreuen hinaustrugen, allen voran Lene Sauter. Und auch Helga legte einen Blumenstrauß, den sie vorher gepflückt hatte, darauf nieder. Sie standen eine Weile Beide mit verschlungenen Händen. Dann sprach Gotthold mit leisen Worten von Irma, die-

er heute in der Anstalt besucht hatte, wo sie unter Gebeten und Wahnvorstellungen, anscheinend ruhig und heiter, ihre Tage hinbrachte immer in der Annahme, Kurt Wellmann sei bei ihr. Und Beide redeten sie eine Weile über den Todten selber, während das müde Spätlicht, jenseits der Trauereschen und Hängeweiden, über dem Hügel verglomm. Kein Laut regte sich in der Runde. Da sagte Gotthold: „Wir wollen in seinen Spuren wandeln, Helga, wenn auch in manchem unser Herz uns andres gebieten wird. Einer von den Freien und Großen, auf die unsre Zeit harrt und die eine neue Zeit werden vorbereiten helfen, ist er in all' seinem schwachen Menschenthum doch gewesen. Ich habe von ihm gelernt, daß es keinen Gott geben kann, den Menschenkunst in ewig gleiche Formen zu bannen vermöchte, sondern daß ein Gott nur in der ewigen Weltentwicklung denkbar ist. Wie der Jubengott den Baal, der Christengott die Olympier und die Götter von Wallhall verdrängt hat und verdrängen mußte, so braucht nun wieder auch unsre Zeit einen neuen Gott. Welchen Namen man ihm beilegt, gilt gleich, denn Jeder wird zu ihm beten können, in Tempeln wie unter freiem Himmel. Man braucht keine Dogmen und keine Ceremonien, um ihm zu dienen. Und Keiner braucht zu fragen: „Ist er der wahre Gott?“ denn jeder Gott, den wir treu und rein in der Brust tragen, ist der wahre. Und die eine, unumschöpfliche, für Alle gleicherweise gültige Wahrheit wissen wir nicht und werden wir niemals wissen, — nicht der Größte und nicht der Geringsste unter uns, nicht Priester und nicht Laie. Aber wir bedürfen ihrer auch nicht. Gerade unser Nichtwissen und unser Nichtwissenkönnen macht uns Alle zu Brüdern, heißt uns, als Menschen einander helfen, stützen und dulden, die Erde zu einer Stätte des Glücks zu wandeln und das Gute zu thun, ohne Rücksicht auf Lohn oder Strafe, nur um des Guten willen. Die eine Wahrheit bleibt uns Allen, Gläubigen und Ungläubigen, Heiden und Christen: daß wir einander lieben sollen, daß nichts Höheres und Heiligeres ist zwischen Himmel und Erde als das Mitleid. Diese uralte Lehre, die immer wieder

sich erneut, wird auch das Evangelium bleiben, mit dem wir den neuen Gott verkünden. „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut!“ Das ist aller Weisheit Ziel und Ende. Und in diesem Zeichen wird die Menschheit siegen, — ihren schlimmsten, ihren einzigen Feind besiegen: sich selber. Wann das sein wird, wissen wir nicht. Aber im festen Glauben daran, daß es eines Tages sein wird, wollen wir kämpfen, predigen und leiden, — dafür wollen wir, wenn es sein muß, auch sterben, gleich diesem hier. Willst Du so, Helga?“

Sie legte schweigend, mit aufglänzenden Augen, ihre Hand in die seine. Und so gingen sie, während die Dämmerung mit müdem, weichen Fittig all' die Ruhestätten umwebte, deren frischer Blumenschmuck durch die Stille duftete. „Es ist so seltsam,“ sagte Helga nach einer Weile, „mir ist jetzt, als hätten wir Beide von jeher das Gleiche gewollt und nur verschiedene Wege dazu eingeschlagen. Und ich glaube bei den meisten Menschen ist es nicht anders, nur daß sie über ihren Wegen eben das Ziel vergessen. Wenn wir Alle wollten, könnte weit mehr Frieden und Eintracht auf Erden sein.“ Als sie die Friedhofspforte erreicht hatten, sahen sie, nahe der Mauer, den Pfarrer Benedikt Hegeler neben einem Grabhügel knien und beten. Helga wandte sich halb zurück und, mit der Hand auf den Gottesacker deutend, der hinter ihnen sich in der beginnenden Dunkelheit schier endlos zu dehnen schien, fragte sie, wie verloren: „Ob die nun die Wahrheit wissen?“

Gotthold gab keine Antwort, aber er meinte es als solche, als er nach einer Weile sagte: „Wir nennen das Tod, was doch nur ein Wandern und Wandeln ist. In Wirklichkeit bleibt es immer dasselbe. Immer dieselben Menschen sind wieder da und schreiten über die Erde und irren und fehlen, hoffen und wollen; nur um ein Weniges ändern sich ihre Züge, ihre Gestalt, ihre Tracht, ändert sich auch ihr Wünschen und Verlangen. Aber sie sterben nicht, die Menschen, sie sind immer neu wieder da, unsterblich, wie die Natur selber. In diesem ewigen Kreislauf des Vergehens und Werdens liegt die traurige und die trübselige Wahrheit des Lebens.“

Sie waren, Schulter an Schulter geschmiegt, bis an das kleine Haus mit dem Vorgarten gekommen, in dem Gotthold so lange zwischen Leben und Tod gerungen. In der Pforte stand Doktor Justus Lehr und sah ihnen entgegen. Er veränderte seinen ingrimmigen Gesichtsausdruck nicht, als er gewahrte, daß sie Arm in Arm gingen, und nicht, als Gotthold nun zu ihm zu sprechen anfing. Ohne eine Miene zu verziehen, hörte er ihn an. Nur, als Gotthold davon rebete, daß er Vertrauen zu ihm haben möge, obgleich ihre Weltanschauungen sich nicht deckten, fiel er ihm knurrend in's Wort: „Deswegen, weil Sie an einen Gott glauben, halt' ich Sie noch nicht gleich für 'n schlechten Kerl, Herr. Das ist Ihre Privatangelegenheit und geht mich garnichts an. Und im Uebrigen — vom Neben bin ich kein Freund. Wenn meine Tochter Sie will, so ist das ja ihre Sache, nicht meine. Kommen Sie herein! Wenn wir Jeder uns geben, wie wir sind, und thun, was unser Gewissen uns vorschreibt, wird's ja wohl das Rechte sein. Basta, nichts mehr davon! Du kannst eine Flasche Liebfrauenmilch heraufholen, Helga. Ich denke, sie wird uns gut thun heute Abend!“

Ende.

Von demselben Verfasser ist erschienen:

Vaterrechte.

Gehftet 3 Mk.

Gebunden 4 Mk.

Einer überaus fleißigen Hand entfiel die Feder, als vor einigen Jahren, viel zu früh für die deutsche Literatur, Konrad Telmann abberufen wurde. Was die deutsche Dichtung an dem heimgegangenen Meister verloren hat und welche hervorragenden Leistungen sie sich von ihm noch hätte gewärtigen dürfen, das zeigt uns seine als posthumes Werk (bei Carl Reißner in Dresden und Leipzig) erschienene gewaltige Romandichtung „Vaterrechte“. Leicht und heiter sind die Bilder nicht, die hier vor uns ausgerollt werden, — Telmann zeigt uns in packender, oft tief ergreifender Weise die Wahrheit des Dichterwortes „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären“, Schmerz, Reue, dumpfe Verzweiflung schreiten hier in ihrem Gefolge. Der Kern der Handlung ist der verzweifelte Kampf einer Mutter um den alleinigen Besitz ihres Kindes. Nachdem der natürliche Vater es anfangs verleugnet, strebt er später mit allen Mitteln der List und Gewalt — seinem rücksichtslosen, brutalen Egoismus entsprechend — darnach, der Mutter das Kind, dessen Besitz für ihn, nach einem lasterhaften Leben des Genusses, den Beginn eines neuen, besseren Lebens bedeutet, zu entreißen. Das alles führt schließlich zu einem tragischen, aber doch versöhnlichen und harmonisch ausklingenden Ende. Mit stiller Behemtheit legt man das Buch aus der Hand, das Vermächtniß eines Dichters von Gottes Gnaden.

Strasburger Post.

Tod den Sünden.

Roman.

Ein starker Band.

Geh. 6 Mk.

Geb. 7 Mk.

„Tod den Sünden“ ist als ein nachgelassener Roman Telmanns bezeichnet; er läßt das jähe Dahinscheiden des sehr produktiven Romanciers schmerzlich bedauern, denn seit seinem berühmten Roman „Unter den Dolomiten“ hat er Bedeutenderes nicht geschaffen. Es ist ein sozialer Roman großen Stils, der in erbarmungsloser Klarheit das grenzenlose Elend der sizilianischen Minen- und Landarbeiter

schildert und die unglaubliche Hartherzigkeit und das schamlose Schmarozertum der herrschenden Klasse, der Güte, an den Pranger stellt. Der Stil dieser nachgelassenen Arbeit ist meisterhaft wie die Charakteristik des Volkes. Ueber diesen armen, gebrückten Parias schwebt wie ein unerfättlicher Geier das eine Wort „Tagen“, das alle ihre Gespräche durchdringt, ihr ganzes Leben erfüllt, für das sie arbeiten und hungern, und in dessen Namen sie sich willig schinden und plagen lassen, ohne gegen die Regierung zu murren. Aber um so grimmiger ist ihr Haß gegen ihre Peiniger, ihre Herren, die „Güte“, die die Tagen erbarmungslos eintreiben und neue, höhere hinzufügen, und dieser Haß kommt zum blutigen Ausdruck. Drei Personen ragen aus der indifferenten Menge hervor: die schöne Raffaella Damiani, ein echt sizilianisches Weib edelster Art, dem auch niederen Standes, der asketische, von sozialistischen und unchristlichen Ideen durchdrungene Mönch Fra Leonardo, in dem ein wahrhaft vulkanisches Feuer glüht, und der edle Herzog von Barrafranca, der die Absicht hat, für das arme Volk eine menschenwürdige Zukunft herbeizuführen. Jede dieser Personen ist gewissermaßen Träger einer besonderen sozialen Weltanschauung und sucht dieselbe in seinem Sinne zu verwirklichen. Eine Lösung bringt das Werk nicht, nur eine Art Verheißung; ob sie aussichtsreich ist, wer möchte dies entscheiden? — Es ist, wie gesagt, ein Kampfroman mit krassen, kaum zu verführenden Gegensätzen.

Wesker Lloyd.

Es ist eine sizilianische Geschichte, die uns der todt Dichter als sein Vermächtniß auf den Tisch legt, und wahrlich, das Werk ist geeignet, die Trauer um den Verlust dieses Autors wieder ausleben zu lassen. Ein besseres Werk hat Telmann seit seinem Roman „Unter den Dolomiten“ nicht geschaffen. „Tod den Güten“ ist ein sozialer Roman großen Stils, in dem die fürchterliche Lage der sizilianischen Minen- und Landarbeiter in einer Sprache geschildert wird, aus welcher die ganze Gluth des heißen südlichen Blutes, der ganze erst gährende, dann vulkanisch losbrechende Grimm der armen, gepeinigten und ausgefogenen Bevölkerung emporzuflammen scheint. Man fühlt es, wie der Dichter hier heimisch ist, heimischer als in dem fernen Norden, wie seine Kunst dieser explosiven südlichen Gluth besser gerecht zu werden versteht, als den feuchtkalten Nebelseelen nördlicher Gesellschaftsmenschen. Selbst derjenige, der Land und Leute des Romans nicht kennt, wird sich der Empfindung nicht verschließen können, hier künstlerische und natürliche Wahrheit vor sich zu haben.

Internationale Literaturberichte.

- Unter den Dolomiten.** Roman. Fünfte Auflage.
Geh. 7 Mt., geb. 8 Mt.
- Das Spiel ist aus.** Roman. Zweite Auflage. Ein starker Band.
Geh. 5 Mt., geb. 6 Mt.
- Von Jenseits des Grabes.** Gedichte. 3 Mt.
- Gottbegnadet.** Roman. Ein starker Band.
Geh. 6 Mt., geb. 7 Mt.
- Vox populi.** Roman. Ein starker Band.
Geh. 6 Mt., geb. 7 Mt.
- Unter römischem Himmel.** Roman. Ein starker Band.
Geh. 7 Mt., geb. 8 Mt.
- Lucrecia.** Novelle. Geh. 3 Mt., geb. 4 Mt.
- Götter und Götzen.** Roman in drei starken Bänden.
Geh. 8 Mt., geb. 10 Mt.
- Moderne Ideale.** Roman in drei Bänden.
Geh. 6 Mt., geb. 7 Mt.
- Dunkle Existenzen.** Roman in vier Bänden.
Geh. 8 Mt., geb. 10 Mt.
- Vom Stamm der Thariden.** Roman in vier Bänden.
Geh. 10. Mt., geb. 13 Mt.
- Unter dem Strohdach.** Roman in drei Bänden.
Geh. 6 Mt., geb. 8 Mt.
- Auf eigener Scholle.** Roman. 2 Bände.
Geh. 7 Mt. In einen Band geb. 8 Mt.
- Schattenpflanzen.** Novellen. Zweite Ausgabe.
Geheftet 3 Mt. — Gebunden 4 Mt.

